

DAGOBERT VON MIKUSCH

# MUHAMMED

Tragödie des Erfolgs



PAUL LIST VERLAG LEIPZIG

Einband von Prof. Heinrich Hussmann

Alle Rechte, besonders das des Nachdrucks, der Verfilmung, Radioverbreitung und Übersetzung vorbehalten · Printed in Germany · Copyright 1932 by Paul List Verlag, Leipzig  
Druck von Hesse & Becker in Leipzig

# I N H A L T

Vorwort . . . . .	6
-------------------	---

## Erster Teil

I. Kapitel: Die Welt um das Jahr 600 nach Christi Geburt	11
II. Kapitel: Die Stadt . . . . .	16
III. Kapitel: Das Land . . . . .	24
IV. Kapitel: Der Bürger . . . . .	31
V. Kapitel: Das Nahen der Stunde . . . . .	34
VI. Kapitel: Der steile Weg . . . . .	43
VII. Kapitel: Die Urzelle . . . . .	50
VIII. Kapitel: Der Prediger am Markt . . . . .	60
IX. Kapitel: Abu Dschal . . . . .	68
X. Kapitel: Kaiser, Großschah und Negus . . . . .	73
XI. Kapitel: Der Bann . . . . .	83

## Zweiter Teil

XII. Kapitel: Ein Versuch und eine Anknüpfung . . . . .	95
XIII. Kapitel: Der Auszug . . . . .	102
XIV. Kapitel: Das Wort wird Tat . . . . .	111
XV. Kapitel: Die Überraschung von Badr . . . . .	121
XVI. Kapitel: Die Kibla . . . . .	131
XVII. Kapitel: Ein Reitergeneral und ein Graben . . . . .	139
XVIII. Kapitel: Das Halsbandabenteuer . . . . .	149
XIX. Kapitel: Ein diplomatischer Meisterzug . . . . .	158
XX. Kapitel: Das neue Jerusalem . . . . .	167
XXI. Kapitel: Die Republik Gottes . . . . .	177
XXII. Kapitel: Ein schwerer Tod . . . . .	185

## Epilog

Die Schicksale eines Gottesreichs . . . . .	197
---	-----

## V O R W O R T

Rätselvoll und unbegreiflich ist die Geschichte der Menschheit. Sie spottet jeder logischen Erkenntnis, jeder gültigen Auseinanderlegung in Ursache und Wirkung, Grund und Folge. Sie ist, wie man längst weiß, phantastischer und abenteuerlicher, als die gewagteste Geschichte dichterischer Erfindung. Sie hat — wie das Leben selbst — ihre eigenen Gesetze, die sich menschlicher Berechnung und Beherrschung entziehen; und niemals läßt sich aus dem Gestern und Heute folgern, wie das Morgen sein wird.

Sieht man genauer zu, so ist es zumeist das Auftreten eines Einzelnen mit seiner schöpferischen oder zerstörerischen Tat, das in die Geschichte jenes Element des Unberechenbaren und Unvorhergesehenen hineinträgt. Aber damit ist das Dunkel nicht erhellt. Denn wird man je ergründen, wie es kam, daß ein ehrbarer Kaufmann aus Mekka, mit Namen Muhammed, der eine zahlreiche Familie besaß und es durch Heirat mit einer reichen Witwe zu Wohlstand gebracht hatte, als der Gesandte Gottes Millionen von Menschen in seinen Bann zwang, dem Lauf der Geschichte eine neue, gar nicht vorauszusehende Richtung gab, das Antlitz der Welt veränderte und die Spuren seines Erdenwandels den nachfolgenden Jahrhunderten bis in die Gegenwart hinein aufprägte? Was trieb jenen Mann dazu, aus welchen Quellen schöpfte er seine rätselhafte Kraft, und wo lag das Geheimnis seines Erfolges? Man ist versucht, zu Goethe seine Zuflucht zu nehmen. In „Dichtung und Wahrheit“ schrieb er über den Anstoß, der ihm den Plan zu einer dramatischen Bearbeitung des Lebens Muhammeds eingab: . . . „so wurde der Gedanke rege, daß der vorzügliche Mensch das Göttliche, was in ihm ist, auch außer sich verbreiten möchte.“

Wie dann das Göttliche, nach Goethes Wort, auf Erden Wirklichkeit werden will, wie es mit dem Irdischen zusammen-

prallt, wie die reine Idee sich trübt, wie sie entweder verfolgt und verachtet wird oder nur mit unreinen oder gewalttätigen Mitteln sich durchzusetzen vermag, wie sie dem einen zu Heil, dem anderen zum Unheil gereicht und so immer nur etwas Halbes, Unfertiges und Unvollkommenes zustande bringt — das ist das tragische Schauspiel fast aller jener „vorzüglichen Menschen“.

Je nachdem man mehr das Göttliche oder das Allzuirdische in Muhammed sah, wandelte sich sein Bild im Wechsel der Zeiten und im Spiegel der Völker. Während er in weiten Gebieten Asiens und Afrikas die rückhaltlose Liebe und Verehrung eines gottbegnadeten Menschen genoß — und noch genießt —, das christliche Mittelalter ihm mit einseitigem, aber ehrlichem Haß gegenüberstand, blickte das aufgeklärte Europa von der kühlen Überlegenheit besseren Wissens mit neugieriger Geringschätzung auf diesen sonderbaren Propheten herab. Und von der Höhe der alles erleuchtenden Vernunft konnte ihn Voltaire schlechthin für einen Betrüger erklären, wogegen sich schon Goethe wandte.

Inzwischen ist das Abendland bescheidener geworden. Der Glaube, an der Spitze der Menschheit zu marschieren, hat seine Sicherheit eingebüßt. Und vielleicht haben die Enttäuschungen an sich selbst dazu geführt, daß man anderen Völkern und ihren anders gearteten Wirklichkeiten mehr Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Noch ein weiteres hat zu einem Wandel der Anschauungen gegenüber unseren Nachbarn am Mittelmeer beigetragen. Im neunzehnten Jahrhundert, das den großen Siegeszug Europas in der Welt sah, schien auch das Schicksal des Islams besiegelt. Indem Stück für Stück des alten muhammedanischen Reichs türkischer Nation abbrach und europäischer Herrschaft unterstellt wurde, mußte auch der Orient mehr und mehr in den Bannkreis europäischer Daseinsgestaltung geraten. Aber gerade auf dem Höhepunkt der Katastrophe zeigten die muhammedanischen Völker unerwartete Widerstandskraft. Der Rückzug des Islams nahm ein jähes Ende. Kaum bemerkt vom Abendland hatte er sich aus jahrhundertelanger Erstarrung gelöst und war zu neuem Leben erwacht. Und was das Erstaunlichste daran war: der Islam barg noch so viel unverbrauchte Werte, daß er zur Grundlage auch neuzeitlicher Bildungen werden konnte. In dem Reich, das sich König Ibn Saud, der

Herr der Heiligen Städte, in Mittelarabien errichtet hat, bedeutet der Islam sozusagen die Seele des Körpers Staat. Und zwar so, daß Staat und Religion, Politik und Glaube eins sind, die menschliche Ordnung in einer als gültig anerkannten übermenschlichen, also göttlichen Ordnung verankert ist und das gemeinsame Nationale Fug und Recht in dem gemeinsamen Bewußtsein erhält, im Dienst des Herrn der Welt zu stehen.

Es könnte sein, daß von diesem — man ist versucht zu sagen — beneidenswerten Zusammenklang eine Kraft ausgeht, die zentrifugal den ganzen Orient ergreift. Zweifellos aber sind die muhammedanischen Völker in Gärung geraten. Zu einer Zeit, da sich vielleicht eine Wende vorbereitet, erscheint dieses Buch. Es stellt den Versuch dar, in großen Zügen das seltsame Leben jenes Stifters einer Religion nachzuzeichnen, die noch heute lebendiger Besitz jener Völker ist und bei ihrer Neugestaltung wie auch bei zukünftigen Auseinandersetzungen mit Europa eine Rolle spielen wird.

Die fast unübersehbare Literatur über Muhammed und den Islam im einzelnen anzuführen, würde den Rahmen dieses Buches sprengen. Aus der verwirrenden Fülle des Materials wurden — neben den eigentlichen Quellen — die vorzüglichsten Forschungen deutscher Gelehrter besonders zu Rate gezogen. Allerdings verdanke ich meine in wesentlichen Punkten anders geartete Auffassung von Muhammed und seiner Botschaft der persönlichen Berührung mit islamischen Völkern und den in ihren Ländern gesammelten Erfahrungen.

D. v. M.

## Erster Teil

„Vieles Gewaltige lebt, und nichts ist gewaltiger  
als der Mensch.“ Sophokles

„Ich bin nur ein Mensch wie ihr.“ Muhammed

## I

### Die Welt um das Jahr 600 nach Christi Geburt

Nimmt man die fünf- oder sechstausend Jahre einigermaßen bekannter Geschichte im Vergleich zu den Jahrmillionen, die die Menschheit voraussichtlich noch existieren wird, so liegt das Jahr 600 nach Christo für uns Heutige nicht eben weit zurück. Ja, es steht uns sogar sehr nahe. Denn zu jener Zeit vollzogen sich grundlegende Veränderungen in der alten Welt, die den Ablauf der nachfolgenden Geschichte bestimmt haben und bis in die Gegenwart fortwirken.

Um das Jahr 600 bestand das römische Imperium nicht mehr. Es war der Inbegriff der sicheren irdischen Ordnung gewesen und hatte den Kulturvölkern der west-östlichen Welt fast vierhundert Jahre lang Frieden geschenkt. Die fernen Grenzkämpfe wurden von Berufssoldaten geführt und berührten die Masse der Bevölkerung nicht. Wie alle menschlichen Einrichtungen hatte das Imperium Romanum seine Fehler und Mängel (man hat sie immer allein nur sehen wollen); aber die Pax Romana umschloß innerhalb ihrer Machtsphäre die alte Welt in einem geeinten Reich des Friedens. Die Form erstarrte und zerbrach. Die Idee blieb. Denn sie ist in Wahrheit unsterblich. In den Jahrhunderten danach haben große historische Persönlichkeiten oder sich auserwählt fühlende Völker diese Idee zu verwirklichen versucht. Aber es ist bis heute nie wieder gelungen.

Auf den Zusammenbruch des Römischen Reichs folgte das Chaos. Die Völker gerieten in Bewegung, schoben und drängten sich, weit vom asiatischen Osten über Europa hin bis nach Afrika. Eine lang angestaute Flut durchbrach die morsch gewordenen Dämme und beseitigte sie. Neue Reiche entstanden, um ebenso rasch wieder zu verschwinden. Auf die lange Friedenszeit folgten Kampf und Vernichtung, Plünde-

rung und Not. Die alte Kulturwelt sank in Trümmer. In jenen Jahrhunderten schien es den Menschen, als ob es nie wieder Ordnung auf der Welt, niemals mehr Sicherheit für Leben und Eigentum geben könnte. Nichts Beständiges zeigte sich dem beunruhigten Blick. Wo heute die Hoffnung aufblühte auf ein Festes, Dauerndes, war sie morgen schon wieder vernichtet. Untergangsstimmung bemächtigte sich der Seelen. Die Fragwürdigkeit des Daseins wurde so greifbar vor Augen gestellt, daß viele dem irdischen Leben entsagten. Damals kam das Eremitentum so recht in Blüte. Überall an den Rändern der Menschensiedlungen traf man fromme Männer, die sich still in ihrer Hütte auf das Kommen des Jüngsten Tages vorbereiteten. Und den glaubte man nahe bevorstehend.

Und dennoch kristallisierte sich bereits in den Fluten und Wogen der feste Kern einer einigenden Kraft. Das Christentum schritt unaufhaltsam vorwärts; ein Volk nach dem andern unterwarf sich ihm; es schien überall siegreich. Noch war die Gleichgewichtslage nicht erreicht; noch war nicht zu übersehen, wo weltliche und geistliche Macht sich zu beherrschendem Mittelpunkt zusammenfinden würden. Aber über kurz oder lang mußte es geschehen. Denn die Grundtendenz des Christentums strebte, trotz aller Meinungsverschiedenheiten im einzelnen, unwiderstehlich nach Verwirklichung. Es war die alte Idee in neuer Gestalt: Alle Völker eines Glaubens und geeint in der Sicherheit einer in Gott ruhenden Ordnung.

Da tauchte völlig überraschend und unerwartet, aus einem fast unbekanntem Winkel der Erde, eine neue Religion auf und verbreitete sich mit ungeheurer Schnelligkeit. Das war der Islam; dem gleichen Stamm entsprossen wie die Religion Jesu, aber beide von Anfang an feindlich gegeneinander, wie nur eben Brüder sein können. Dem Christentum entstand dadurch eine weit größere Gefahr, als durch innere Dogmenzwiste, die eine starke weltliche Herrschaft hätte überwinden können. Es sah sich einer positiven geistigen Macht gegenüber, gegen die es ohnmächtig war. Seine Ausbreitung kam im Osten und Süden sofort zum Stillstand. Es geriet in rückläufige Bewegung und verschwand bis auf wenige Reste aus jenen Gebieten.

Mit dem Teilsieg des Islams zerbrach die bis dahin ein-

heitliche Kulturwelt des römischen Imperiums in zwei Hälften. Eine lange Diagonale — angefangen am Atlantischen Ozean bei den Säulen des Herkules, an der Nordküste Afrikas entlang laufend und sich über Konstantinopel und den Kaukasus nach Asien verlierend — teilte die alte Welt in einen abendländischen und einen morgenländischen Kulturkreis. Und von einzelnen Schwankungen abgesehen (Schwankungen, die gewaltige Kämpfe auslösten), ist die Trennungslinie durch die Geschichte hindurch bis heutigentags geblieben.

Die Träger und Verbreiter des Islams waren die Araber. Sie wurden damit im Osten und Süden die Erben des römischen Imperiums, wie im Norden und Westen zunächst die Germanen. Beide Völker waren in ihrem Kern von der römischen Herrschaft frei geblieben; beide hatten in ihren sozialen Einrichtungen, ihrem Stammespartikularismus, ihrem schwer zu bändigenden Unabhängigkeitsgefühl, ihrer Freiheitsliebe, ihren ewigen Streitigkeiten untereinander manche Ähnlichkeit mitsammen.

Aber die Araber gehören zu einer ganz anderen Völkergruppe, nämlich der semitischen. Die Semiten waren — neben den Ägyptern — in den Jahrtausenden vor Christo bis zum Erscheinen der indo-europäischen Perser und Griechen die führende Rasse. Die vorgefundenen Kulturen entwickelten sie zu hoher Blüte und schufen damit im wesentlichen die Grundlagen, auf denen die westliche Kultur weitergebaut hat. Außerdem gaben sie der alten Welt zwei der am weitesten verbreiteten Religionen, Christentum und Islam.

Wo die semitischen Völkerschaften eigentlich hergekommen sind, weiß man nicht recht. Ihre Heimat soll die arabische Halbinsel sein. Immerhin bleibt erstaunlich, wie ein höchst karges und wasserarmes Land zur Wiege so zahlreicher und kraftvoller Völker werden konnte. Denn die Semiten haben sich in mehreren großen Wellen über die umliegenden Lande ergossen, ganz wie später die Indoeuropäer. Wo sie sich festsetzten, entstanden mächtige Reiche; so Alt- und Neubabylonien, Assyrien und andere. Daneben gab es kleinere Völker von hochentwickelter Kultur, wie die Hebräer und die Phönizier. Diese Phönizier beherrschten lange Zeit durch ihre Schiffahrt das Mittelmeer. Als letzte Ausläufer eines semitischen Menschenstroms gründeten sie

die maritime Großmacht Karthago. Man weiß, wie schwer es den Römern wurde, mit diesen Rivalen in der Weltherrschaft fertig zu werden. Mit dem Fall Karthagos verschwanden die Semiten aus der Geschichte, wie es scheinen mochte für immer. Man vergaß sie. Nur in dem kleinen Rest der Juden lebten sie fort.

Bis dann, etwa achthundert Jahre danach, unter der Fahne des Islams eine neue semitische Welle über die Welt hereinbrach, die stärkste und nachhaltigste bisher.

Das Erscheinen des letzten Zweigs der Semiten, der Araber, in der Geschichte hat sich auf höchst eigentümliche Art angekündigt.

Nach dem Untergang des alten Imperiums war Ostrom hochgekommen. Unter Kaiser Justinian schien es fast, als könnte das römische Weltreich von Byzanz aus wiederhergestellt werden. Aber seine Nachfolger konnten den Westen nicht behaupten, weil ihre Kräfte von Osten her lahmgelegt wurden. Denn dort hatte sich — auch eine Folge des Zusammenbruchs Roms — eine andere Großmacht ersten Ranges entwickelt, das Perserreich unter der Dynastie der Sassaniden. Jedes sich bildende Kräftermaximum hat zentrifugale Tendenz. Die Imperialismen der beiden Großmächte prallten gegeneinander. In nahezu achtzigjährigem Ringen suchte jede die Oberhand zu gewinnen. Aber es glückte keiner von beiden. Erschöpft schloß man schließlich Frieden, um neue Kräfte zu sammeln. Die Entscheidung war hinausgeschoben. Wie sie dann ausfallen sollte, das hätte sich wohl keiner träumen lassen.

Kurz nach jenem Friedensschluß, im Jahre 628, gelangte — so erzählen die alten Chroniken — an den Kaiser von Ostrom wie auch an den Großschah von Persien je eine gleichlautende Botschaft aus dem Innern Arabiens, unterschrieben von irgendeinem „Muhammed“, der sich den Titel „der Bote Gottes“ beilegte. Das wohlgesetzte, in friedlich-freundlichem Ton gehaltene Schreiben enthielt nicht mehr und nicht weniger als die Aufforderung an die beiden Monarchen, der von genanntem Muhammed begründeten Religion, Islam geheißenen, beizutreten. Wenn sie sich aber von dem Rufe abwendeten, hieß es, würden sie die Folgen zu tragen haben.

Kaiser Heraklius von Ostrom soll sich damals zu einer Siegesfeier in Jerusalem befunden haben. Diese den Christen heilige Stätte hatte er eben den Persern wieder abgerungen. Der Kaiser hatte einigen Grund, sich mit den Arabern in seinem Reich („Sarazenen“, wie man sie nannte) gut zu stellen. Denn sie schützten ihm die Grenzen gegen die stets unruhigen Stämme im Innern Arabiens und dienten in seinen Heeren als sehr brauchbare Söldner. Er hielt es daher für richtiger, diese sonderbare Zumutung mit Stillschweigen zu übergehen, sah wohl auch keinen Grund, diesem anscheinend verrückten Manne auch nur mit einer Silbe zu erwidern. Jedenfalls ist von einer Antwort nichts bekannt geworden.

Chosru, der großmächtige Beherrscher von Persien, geriet in Zorn und zerriß das Schreiben. Wahrscheinlich war er noch in schlechter Laune über den eben abgeschlossenen Frieden, der seinen Weltherrschaftsplänen ein vorläufiges Ende gesetzt hatte. Die Chronik berichtet, er habe seinem Vizekönig in Südarabien Befehl zugesandt, jenen Sklaven, der sich als Prophet ausgab, zur Vernunft zu bringen oder, wenn das nicht ginge, ihm dessen Kopf zu senden.

Dieser Befehl konnte jedenfalls nicht mehr zur Ausführung kommen. Denn kurz darauf wurde Chosru abgesetzt und selbst um Haupteslänge verkürzt. So erlebte er nicht mehr, daß knapp zehn Jahre danach ganz Persien von der Gefolgschaft jenes angeblichen Propheten erobert wurde und Zarathustras heilige Feuer verlöschten.

Kaiser Heraklius aber sollte noch mit eigenen Augen den Triumph des neuen arabischen Gottes sehen. Die besten Provinzen seines Reiches gingen verloren. Als Oberherrn der Christenheit mußte ihn am meisten schmerzen, daß nun über dem heiligen Jerusalem die Fahne jenes Propheten wehte.

Die drei großen bestehenden Weltreligionen haben das Gemeinsame, daß am Anfang ihres Entstehens eine Einzelpersonlichkeit steht, ein Religionsstifter: Buddha, Jesus, Muhammed. Unter diesen ist Muhammed der einzige, dessen irdisches Leben nicht völlig ins Mythische entrückt ist. Sein Wirken und Auftreten vollzog sich zum größten Teil im Licht der Geschichte. Wenn auch Einfalt des Herzens

und frommer Eifer sehr bald ein dichtes Gestrüpp von Legenden darum wuchern ließen, blieb doch der historische Kern sichtbar. Man kann das Entstehen der neuen Religion bis zu gewissem Grad verfolgen. Man kann den Stifter sehen in seiner Größe — und in seiner menschlichen Schwäche. Damit freilich wird das Rätsel seiner Persönlichkeit noch nicht gelöst. Ihre tiefsten Gründe werden immer Geheimnis bleiben.

Wer nun war dieser Muhammed?

## II

### Die Stadt

In einem öden, unfruchtbaren Tal lag eine blühende Stadt. Ringsum kahle Hügelketten, steinig, zerklüftet, mit jäh Schluchten und Höhlen von mystischem Dunkel; Herrschaftsbereich der Dämonen, die Luft und Erde bevölkerten. Den größten Teil des Jahres sah diese Einsamkeit nur wenige Hirten mit ihren kleinen Herden von Schafen oder Kamelen auf den spärlichen Weiden der flacheren Hänge. Die Sonne brannte glühend herab vom fast immer wolkenlosen Himmel. Über dem erhitzten Boden flimmerte die Luft; es war wie ein Huschen und Tanzen der unsichtbaren Geister. Manchmal konnte es geschehen, daß plötzlich ein graugelber Vorhang vom Himmel herabhing: von der ausgedörrten Steppe kam ein Sandsturm dahergefegt, Finsternis fiel herab, ein Heulen und Schreien war in der Luft. Man warf sich zu Boden, das Gesicht verhüllt, zitternd in dem entfesselten Toben der bösen Gewalten.

Neigte sich die Sonne der Erde zu, dann erstrahlte das weite kahle Land in einer Farbensymphonie von sinnverwirrender Pracht. Nach dem gleichmäßig grellen, alles Körperhafte auflösenden Licht des Tages sah man sich wie in eine bunte Zauberwelt versetzt. Jeder Stein, jeder Fels nahm seltsame Wesenheit an. Die Spiegelungen in dem leichten Dunstschleier schienen Gebilde der Wirklichkeit. Manchmal tauchten unbekannte Wohnstätten auf, zwischen Himmel und Erde schwebend. Oder es erschienen schemenhafte Gestalten, riesengroß am Horizont. Freundliche Götter oder böse Dämonen? Was wußte man!

Die Stadt schmiegte sich enggebaut ins schmale Tal. Die flachen Häuser, aus Lehmziegeln zumeist, lagen dichtgedrängt, oft ineinandergehend; dazwischen schmale Gassen. Das gab Schatten und vor allem Sicherheit. Freilich saß man auch hart aufeinander; jeder konnte dem Nachbarn bequem in den Kochtopf sehen.

Kam man von Norden die mählich sich senkende Straße herab, sah man schon aus der Ferne das Wahrzeichen der Stadt: einen sonderbaren quadratischen Bau, wie ein Würfel, behängt mit bunten Stoffen — die Ka'ba —, umschlossen von einem weiten viereckigen Hof, mit Hallen an den Seiten. Rings um dies Heiligtum lagen die Quartiere der vornehmen Geschlechter, reicher Bankiers und Kaufherren. Nach außen anschließend die Viertel der ärmeren Sippen, von unsicherer oder weniger langen Ahnenreihe, oder nicht dem herrschenden Stamm der Koreisch angehörend; auch sie lebten fast ausschließlich vom Handel.

Das war Mekka. Im sechsten Jahrhundert die Handelsmetropole Arabiens, Schnittpunkt der großen Überlandverbindungen, damals ziemlich die einzige Stadt des Landes, die sich noch sichtlichen Wohlstandes erfreute.

Hier wurde im Jahr 570 unserer Zeitrechnung Muhammed, was „der Gepriesene“ bedeutet, geboren. Diesen Namen erhielt er erst später. Wie er ursprünglich geheißen hat, weiß man nicht. Der Vater starb kurz vor oder nach seiner Geburt, die Mutter, als er sechs Jahre alt war. So hat er seine Eltern kaum gekannt, besaß auch weder Bruder noch Schwester. Der Vollwaise kam in das Haus seines Großvaters. Als auch der nach zwei Jahren gestorben war, wurde Onkel Abu Talib, der älteste Bruder des Vaters, Familienhaupt. Damit fiel nun diesem die Pflicht zu, für den elternlosen Neffen zu sorgen. Der Onkel, bereits mit zwei Frauen und zehn Kindern gesegnet, nahm ihn bei sich auf und fütterte ihn schlecht und recht mit durch. Abu Talib handelte mit Stoffen und Gewürzen, hatte aber anscheinend mit seinem Geschäft nicht viel Erfolg. Überhaupt war die Sippe der Haschim, der Muhammed entstammte, weder wohlhabend noch sehr angesehen, gehörte jedenfalls nicht zur Aristokratie der Stadt. Später empörten sich die vornehmen Geschlechter darüber, daß ein Mann von so

niederer Herkunft, wie Muhammed, ihnen Vorschriften zu machen wagte.

In jungen Jahren mußte Muhammed Schafe und Kamele hüten, keine sehr standesgemäße Beschäftigung in den Augen der stolzen Mekkaner; man überließ das den Ärmern und den Sklaven. Er wurde vertraut mit der Einsamkeit der kahlen Hügel und Berge, später der Schauplatz seines entscheidenden Erlebens. Aber weit schöner war es drunten in der Stadt. Da gab es immer viel zu sehen und zu hören.

Gegen den Herbst hin traf die große Karawane auf der längs der Küste von Süden her führenden Straße in Mekka ein. Unter guter Bedeckung, versteht sich; denn außerhalb der wenigen Monate des Landfriedens war man in fremdem, das heißt ausländischem Stammesgebiet vor Raubüberfällen nie sicher. Mit solchem Risiko mußte man immer rechnen; und Freude herrschte unter den Mekkanern, wenn die lange Reihe der Kamele mit unversehrten Lasten in die Stadt einzog. Die wohlverschnürten Ballen bargen die Schätze Persiens und Indiens: Edelmetalle, Perlen, Gewürze, Spezereien und dann die begehrten Materialien zur Herstellung von Parfümerien, Schminken und Schönheitsmitteln, wie Balsam, Myrrhe, Henna, Antimon und anderes.

Im Lauf des Jahres hatten die Unternehmer die Produkte des Landes angekauft: Datteln, Rosinen und vor allem Leder, wonach im Westen immer lebhaftere Nachfrage war. Auch mit Abessinien, an der gegenüberliegenden afrikanischen Küste des Roten Meeres, war reger Verkehr. Von dort kamen hauptsächlich Sklaven, ein sehr gewinnbringender Artikel. All diese Ausfuhrwaren mitsamt den Gütern aus dem Osten wurden einer zweiten großen Karawane anvertraut. Oft steckte das ganze flüssige Kapital der Kaufleute in diesen Frachten; und viele hatten von den Bankiers noch Geld gegen Gewinnbeteiligung oder hohe Zinsen aufgenommen.

Diese Karawane zog auf der nordwestlichen Straße nach Syrien und bis nach Gaza am Mittelmeer. Dort wurden die Waren verhandelt und gingen dann nach Ägypten, Byzanz und den westlichen Reichen. Zur Rückfahrt wurden die handwerklichen Erzeugnisse des Landes angekauft, die in Arabien guten Absatz fanden. Vor allem Stoffe, Ge-

räte und Waffen, letztere ein lebensnotwendiger Bedarfsartikel.

Die syrische Karawane, die im Spätherbst ausgezogen war, kehrte im Frühjahr zurück. Bald nach ihrem Eintreffen begannen die Festwochen, der große Markt und die Messe, wodurch Mekka im ganzen Land berühmt war. Sie fielen in einen der heiligen Monate; Kriege und Fehden ruhten; die Straßen waren sicher. Das lange Tal, bis weit die Hänge hinauf, wurde zu einem großen Zeltlager. Die Landbewohner, viehzüchtende Nomaden, waren von weither zusammengeströmt. Sie brachten ihre Erzeugnisse an den Markt und kauften ein, was sie brauchten und nicht selbst herstellen konnten. Das Handeln und Feilschen begann, mit dramatischen Gebärden und dem sprudelnden Wortschwall östlicher Völker.

Bei dieser jährlichen Zusammenkunft vieler Stämme oder ihrer Abordnungen wurden auch staats- und völkerrechtliche Fragen erledigt. Ein langjähriger Streit wurde endlich geschlichtet; oft nahm man dazu einen angesehenen mekkanischen Bürger als neutralen Schiedsrichter. Die Entschädigungssumme für einen Erschlagenen wurde vereinbart oder auch ein neuer Krieg für das kommende Jahr angesagt. Eine Sippe gab die Achterklärung eines Übeltäters bekannt, für dessen Vergehen sie nicht länger die Verantwortung übernehmen wollte. Gefangene wurden verkauft oder von ihren Familien ausgelöst.

Allerlei ausländisches Volk hatte sich eingefunden. Da sah man dunkle Äthiopier aus dem mächtigen Königreich des Negus von Abessinien; Juden, die ungemein stolz waren auf die ihnen von Gott herabgesandte Schrift; Nazarener (wie man die Christen nannte), die ihren Propheten Isa als Gott verehrten. Weinwirte, Schmiede, Roßärzte, Dirnen hatten ihre Buden aufgeschlagen und ihre Abzeichen herausgesteckt. Liebschaften wurden angeknüpft und Verlöbnisse geschlossen. Auch an Scherz und Schabernack fehlte es nicht, wozu der Araber immer aufgelegt ist. Ein verschmähter Liebhaber etwa heftete seiner spröden Schönen, indes sie saß, unvermerkt den Rock an den Rücken, so daß, als sie aufstand, gewisse rückwärtige Partien sich den belustigten Blicken zeigten.

Wahrsager betrieben ihr einträgliches Geschäft. Wer ge-

nügend Geld besaß, ging zum Priester des Gottes Hobal und ließ sich aus geworfenen Pfeilen voraussagen, ob ein geplantes Unternehmen glücken werde oder nicht. Poeten trugen ihre neuesten Erzeugnisse vor. Es gab dichterische Wettkämpfe, bei denen jeder die unvergleichlichen Vorzüge seines Stammes zu rühmen hatte. Es heißt sogar, die preisgekrönten Werke wurden im Hof des Heiligtums aufgehängt. Aber Dichten war noch kein Beruf an sich. Ein berühmter Held des Reimes war meist auch ein berühmter Held des Schwertes. Etwa nach dem Muster jenes arabischen Fürsten, Sängers und fahrenden Ritters Amrilkais, der — ganz wie es sich für die Romantiker jener Zeit gehörte — wegen eines Liebesabenteuers mit einer byzantinischen Prinzessin den Tod gefunden haben soll. Jeder Stamm, jede Sippe, jedes Geschlecht hatte seinen Barden oder Skalden; und ihn berühmt zu wissen, war der Stolz der Gemeinschaft. Bekannt ist die Geschichte von dem Vater mit vielen Töchtern, aber geringem Vermögen. Ein angesehenes Dichter nahm sich seiner an; und auf einem der Märkte trug er so herrliche Verse zum Preis der jungen Damen vor, daß sie sämtlich an den Mann gebracht wurden.

Sie waren ein Volk der Poesie, diese Araber, kann man sagen. Wo man zusammen war, während der langen Stunden der Karawanenreise, auf den Marschen zu Feldzügen, bei gemeinsamer Arbeit, improvisierte man aus jeweiligem Anlaß in Reim und Rhythmus. Das gab oft einen Wettstreit im kleinen. Die Tagesereignisse jeder Art wurden in poetische Form gebracht und auf diesem Wege bekannt gegeben. So wurde der Dichter zum Politiker. Er vertrat die öffentliche Meinung, versah das Amt, das heute die Presse innehat. Auch die Parteikämpfe wurden auf solche Weise ausgetragen. Der Gegner wurde durch ein öffentlich vorgetragenes Gedicht verspottet, der Lächerlichkeit preisgegeben durch ein stacheliges Epigramm, das rasch von Mund zu Mund ging. Eine höchst gefährliche Waffe, wie Muhammed auch zu seinem Leidwesen erfahren mußte. Ganz wie jetzt, hatte der Angegriffene das Recht zu erwidern. Und oft gewann er die Menge nicht durch das, was er sagte, sondern durch die vollendete Form des Ausdrucks, die Schönheit der Sprache und der Verse.

Aber über den weltlichen Geschäften und Belustigungen vergaß man auch die Götter nicht; und darauf hielten die Mekkaner sehr. Denn der große Jahresmarkt war zugleich religiöses Fest, ähnlich wie etwa die Kirchweih in katholischen Ländern. Man vollführte gewissenhaft die Prozession, den feierlichen Umgang um das Heiligtum, die Ka'ba; oder den Massenwettlauf zwischen zwei eng gestellten Säulen hindurch, draußen in einem Seitental. Aber Sinn und Bedeutung der Handlung waren verloren gegangen; der Kult war zur gewohnheitsmäßigen Formsache geworden, zum Ritus veräußerlicht. Jene beiden Säulen waren Überreste der einst hochentwickelten Gestirnreligion, die, nach dem Beispiel Babyloniens, alle semitischen Völker besessen hatten. Sie versinnbildlichten den ewigen Weltgegensatz, das dualistische Gesetz des Kosmos; das Prinzip des Männlichen, des Tages, des Geistes, der Vernunft, des Willens; und das Prinzip des Weiblichen, des fortzugenden Lebens, des Werdens und Vergehens, des geheimnisvollen Schoßes der Natur, der Mutter — der Baum der Erkenntnis und der Baum des Lebens in der Bibel. Aber davon wußte man nichts mehr. Mit dem Niedergang der semitischen Völker war der Verfall der Religion Hand in Hand gegangen. Allein das kleine Volk der Juden hatte den Schritt zum absoluten Monotheismus gemacht und wurde so zum Mittler zwischen der alten und der neuen Welt.

Nicht viel anders stand es mit der Ka'ba, einer Art Landesheiligtum, einem simplen Stein, über dem man jenen würfelförmigen Bau errichtet hatte. Man verehrte ihn mit altüberkommenen Bräuchen und Zeremonien, aber die Bedeutung des Symbols hatte sich verflüchtigt. Die semitischen Nomaden pflegten auf ihren Wanderungen einen Stein oder dergleichen als Sinnbild ihres Stammesgottes mitzuführen (die Bundeslade der Israeliten). Bei Sesshaftwerden wurde das Symbol zum Zentrum ihres Kultes. So erwuchs in dem Bethel des Alten Testaments aus heiligen Steinen ein Gotteshaus. Möglicherweise hatte es mit der Ka'ba eine ähnliche Bewandnis. Aber darüber ist Sicheres nicht bekannt. Die islamischen Geschichtsschreiber haben die Spuren des Heidentums, die Zeit „der Barbarei“, wie man sie nannte, absichtlich verwischt oder die Überlieferungen im islamisch-monotheistischen Sinne umgedeutet.

Gewisse Spuren deuten darauf hin, daß man noch die dumpfe Vorstellung hatte von einem obersten Gott, dem alle anderen Gottheiten entstammten, dem sie untergeordnet waren, einem Gott an sich. Aber der hatte sich ins Wesenlose verdämmert; sein Kult spielte keine Rolle mehr. Die unteren Götter hatten ihn verdrängt. Es gab keine einheitliche Weltordnung mehr, Himmel und Erde im Auf und Ab der webenden Kräfte zusammenhaltend, wie sie noch im schönen Astralkult früherer Zeit zum Ausdruck gekommen war. Die Welt war entgöttert, hatte ihre Seele eingebüßt. Die Götter waren zu Götzen herabgesunken. Anstatt dem Leben Sinn und Bedeutung zu geben, hatten sie nur noch Nutzwert. Ihre Haupttätigkeit bestand im Orakeln. Man verehrte sie um des eigenen Vorteils willen, brachte ihnen Opfer dar, um sich für ein Geschäft oder einen Kriegszug ihren Beistand zu sichern.

In dem Hof rings um die Ka'ba sollen die Zeichen oder Bildsäulen von nicht weniger als dreihundertsechzig Gottheiten Aufstellung gefunden haben. Was das alles war, weiß man nicht mehr. Jedenfalls entstand dieses Sammelsurium als Ergebnis einer klugen Politik der mekkanischen Kaufherren. Jeder der Stämme, die nach Mekka zur Jahresmesse kamen, fand im Heiligtum seine besondere Gottheit, jeder Glaube seinen Kult. Wenn die Chroniken recht berichten, soll auch ein Bild der Madonna mit dem Jesuskind darunter gewesen sein. Die Christen des Ostens verehrten schon zu damaliger Zeit in besonderem Maße die Gottesmutter.

Also ein vollendeter Synkretismus, ein göttlicher Wirrwarr. Daneben Aberglaube, Zauberei, Dämonenfurcht und Gespensterglaube, Begleiterscheinungen jeder Religionsart. Im kleineren Maßstabe ähnliche Zustände wie im römischen Reich vor Ausbreitung des Christentums. Der gelockerte Boden für Saat und Aufgang einer neuen Religion.

Als Muhammed älter geworden war, führte ihn Onkel Talib in den Kaufmannsberuf ein. Er lernte Waren billig einkaufen und mit Vorteil weiter verhandeln; wofür er, wie es scheint, eine angeborene Begabung besaß. Gelegentlich wurde er auf Geschäftsreisen mitgenommen. Möglicherweise verdingte er sich auch als Kamelführer. Bei diesen Kara-

wanenfahrten übte er sich im Waffenhandwerk. Denn jeder Kaufmann war notgedrungen zugleich auch Soldat.

Um sein sechzehntes Jahr herum führten die Mekkaner mehrere Feldzüge gegen die Ka'is, einen Zweigstamm der Hawâsin im Nordosten. Muhammed — so heißt es — begleitete seinen Onkel in die Schlacht und reichte ihm die Pfeile zu. Er muß dabei gut die Augen aufgemacht und allerlei von Kriegskunst gelernt haben, wenn er auch nicht ahnen konnte, wie gut er das brauchen würde. Jedenfalls zeigte er später überraschendes Feldherrngeschick.

Die islamische Tradition hat Kindheit und Jugend des nachmaligen Propheten mit allerlei Wundern umwoben, die auf seine Sendung vorausdeuten. So, um nur ein hübsches Beispiel zu erwähnen, die berühmte Reinigung des Herzens. Als Muhammed in seinem vierten Jahr — er soll damals bei seiner Amme Halema einige Zeit auf dem Lande gelebt haben — mit seinem Milchbruder Mesrud auf dem Felde spielte, erschienen ihm zwei Engel in glänzenden Gewändern. Sie legten den Knaben sanft auf den Boden; und Gabriel, einer der Engel, öffnete ihm die Brust, ohne ihm jedoch Schmerzen zu verursachen. Hierauf nahm er ihm das Herz, befreite es von allen Unreinigkeiten und drückte die schwarzen, bitteren Tropfen der Erbsünde heraus, den Menschen von ihrem Stammvater Adam her überkommen. Als das Herz gereinigt war, füllte er es mit Glauben und Wissen und jenem prophetischen Licht, das durch die Reihe der früheren Propheten von Abraham über Moses bis Jesus gegangen war und seitdem geschlummert hatte.

In ihrer kindlich frommen Art versinnbildlicht die Legende die spätere Wandlung und unbegreifliche Wirkung des Mannes, die man sich nicht anders als durch einen wunderbaren göttlichen Eingriff erklären konnte. Es ist jene Stelle des einundfünfzigsten Psalms zu einer Geschichte ausgestaltet: „Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz, und gib mir einen neuen gewissen Geist.“

Freilich pflegte Muhammed stets zu bekennen, daß Gott die Gnade der Sündenlosigkeit ihm nicht verliehen habe, wie seinem Vorgänger, dem Propheten Jesus.

Anfangs unterschied sich seine Lebensbahn in nichts von der seiner Mitmenschen — nur daß er im bürgerlichen Dasein mehr Glück hatte als viele andere. Im kinderreichen

Hause seines nicht eben begüterten Onkels bestand für ihn wenig Aussicht auf Vorwärtskommen. Erbe oder Kapital, um sich selbständig zu machen, besaß er nicht. Er hatte schon sein vierundzwanzigstes Jahr erreicht und sah sich noch in kleiner, wenig einträglicher Stellung.

Da bot ihm das Schicksal eine Chance. Und der Tüchtige wußte sie zu nutzen.

### III

#### Das Land

In Mekka lebte eine Witwe, mit Namen Chadidscha. Sie war ein- oder auch zweimal verheiratet gewesen. Nach dem Tode ihres letzten Mannes führte sie das Handelsgeschäft selbständig weiter, und zwar mit viel Erfolg. Sie galt als sehr wohlhabend und daher, trotz ihrer schon reifen Jahre, als begehrenswerte Partie.

Chadidscha nun brauchte einen neuen Angestellten. Ob verwandtschaftliche Beziehungen mitgespielt haben oder Muhammed, um seinem Onkel nicht länger zur Last zu fallen, weniger Lohn forderte als die übrigen Bewerber — jedenfalls erhielt er die Stelle.

Die erfahrene Geschäftsfrau hatte einen guten Griff getan. Der junge Mann bewährte sich. Ja, er zeigte sich als so gewandter Ein- und Verkäufer, daß er in wenigen Jahren zu einer Art Prokuristen aufrückte. Als solcher hatte er mit dem Anteil seiner Patronin die Karawanen zu begleiten und an Ort und Stelle den Handel abzuschließen. Die Höhe des Gewinns, oder etwa Verlustes, hing dabei ganz von seiner Geschicklichkeit ab.

Auf diesen Geschäftsreisen kam er weit umher. Was in der Jugend begonnen war, vollendete sich jetzt: Er sah die Welt außerhalb Mekkas, er lernte das Land gründlich kennen und gewann Eindrücke, die unbewußt in ihm weiterwirkten und die spätere Wandlung vorbereiteten.

Weite, endlos sich dehnende Ebenen und hohe Gebirgsketten, zackiggetürmter Basalt mit langen kahlen Lavarücken oder Berglandschaften von schweizerischer Lieblichkeit. Sandwüsten und hart daneben Gebiete in tropischer Üppigkeit. An den Flußläufen, in der heißen Jahreszeit oft

zu Rinnsalen versickernd, feste Siedlungen, Dörfer, Städte, meist in zusammenhängender Kette das Tal entlang. Felder umgeben sie, Weinstöcke und die grünen Haine der Dattelpalmen, durchfurcht von den kleinen Kanälen künstlicher Bewässerung. Aber wo Feuchtigkeit ist, fehlt auch ihr ständiger Gast nicht, das Fieber.

Zwischen Kornkammern und Fruchtgärten Steppe und wieder Steppe. Im Frühjahr bedeckt sie sich mit einem schwellenden Teppich von Blumen und fettem Gras; rückt die Sonne höher, dann verdorrt sie zur Wüste, nur Distel- und Dornestrüpp leben weiter. Der Nomade bricht dann sein Zeltlager ab und muß weite Strecken wandern, bis er für seine Herden Futter findet.

Längs der Küsten, umspielt vom tiefblauen Meer, breitet sich oft der mildgrüne Zauber einer Riviera. Aber im Steppe-land des Innern sind Sommer und Winter gleich unerträglich. Endlose Monate leuchtet der Himmel wie glattpolierter Stahl; glühende Hitze lähmt alles Leben. Der Winter bringt rauhe Kälte ohne Schnee. Dann kommen von Norden her die eisigen Stürme über die offene Steppe gefegt. In solchen Nächten, schildert ein Dichter, drängen sich um das Zelt des Scheiks die Kinder und Witwen, zitternd vor Kälte in ihren Lumpen. Die Kamele kauern dicht aneinandergedrückt am Boden, durch eine Hecke von Zweigen nur ungenügend geschützt; und selbst der Hund, zusammengerollt in einer Ecke, bleibt ohne Stimme.

Die Regengüsse kommen plötzlich, entladen sich als Wolkenbrüche von unerhörter Heftigkeit. Die trockenen Flußtäler werden zu tobenden Strömen; und nicht selten ereignet es sich, daß Siedlungen und Dörfer mitsamt ihren Kulturen hinweggeschwemmt werden. Ein Dammbbruch hat manchmal den Untergang ganzer Stämme zur Folge. In anderen Jahren wieder fällt der Regen nur spärlich oder bleibt ganz aus. Über die Steppe breitet es sich wie ein aschgraues Leichentuch, das Vieh stirbt dahin, der Hunger tritt seine Herrschaft an. „Dann kommen die wilden Tiere der Wüste Schutz suchen bei den Menschen.“

Schroff, unvermittelt, hart gegensätzlich wie Landschaft und Klima ist auch der Charakter der Bewohner. Sie sind ganz Nerven, Muskeln, Knochen. Statuenhafte Ruhe und leidenschaftliche Beweglichkeit. Neben heiterer Gutmütigkeit

raffinierte Verschlagenheit. Stoischer Gleichmut und ungebändigte Heftigkeit. Zügellose Ausbrüche eines allzu schnell überwallenden Blutes, und daneben ein ausgesprochener Sinn für Form, für gute Lebensart, Urbanität des Umgangs, Eleganz des guten Geschmacks, für Ritus und Zeremonie. Derbe unbekümmerte Lebensfreude und zugleich ein asketisch übersinnlicher Zug. Dazu die hohe Durchschnittsintelligenz aller Semiten und eine Sprache von nahezu uferlosem Reichtum.

Und das Merkwürdigste an diesem immer etwas märchenhaften und noch heute geheimnisvollen Lande: es hat drei große Religionen hervorgebracht, entstanden in Gegenden, die gar nicht mal so weit voneinander entfernt liegen. Mesopotamien war die Wiege des Judentums, das südliche Syrien (Palästina) die des Christentums, und der Hedschas wurde die Geburtsstätte des Islams.

Das ist Arabien! In der Vorstellung sieht man es meist zu klein. Aber es hat etwa die gleiche Größe wie die europäische Halbinsel ohne Rußland. Und hatte auch — wenigstens damals — fast die gleiche Mannigfaltigkeit der Bevölkerung. Was wir heute Araber nennen, stammt von verschiedenen Zweigen der semitischen Gruppe, wie etwa Romanen und Germanen von der arischen. Daher der nie verwischte Gegensatz von Nord und Süd. Sich als ein gemeinsames Volk zu fühlen, auf den Gedanken kam der arabische Mensch gar nicht. Die Gemeinschaft, der er angehörte, war der Stamm, für ihn das, was der Gegenwart die Nation ist. Was nicht zum Stamm gehörte, war Fremde, Ausland; man war mit ihm verbündet oder bekriegte es; letzteres war das Gewöhnliche. Um auch dabei die Größenverhältnisse richtigzustellen: manche Stämme hatten Territorien inne, die an Ausdehnung etwa Polen oder der Tschecho-Slowakei entsprachen.

Ansätze zu überstammlichem, also internationalem Zusammenschluß waren vorhanden. Das Wesentliche ergab sich aus der wirtschaftlichen Abhängigkeit voneinander. So war der Landfriede entstanden, bestimmte Monate im Jahr, in denen alle Kriege und Fehden ruhen mußten. Es war die Zeit der Ernte, des jungen Nachwuchses in den Herden und der großen Märkte. Um dieser völkerrechtlichen Abmachung

bindende Kraft zu geben, hatte man jene Monate für heilig erklärt. Das wirkte wie ein Gesetz. Bruch des Landfriedens kam selten vor. Und auch die Dichtkunst der wenigstens teilweise gemeinsamen Sprache ergab ein geistiges Band. Aber sie enthielt — nach ihren klassischen Zeugnissen zu urteilen — charakteristische Merkmale einer Niedergangsepoche. Sie war ins formal Meistersingerliche entartet oder schwelgte in einer unfruchtbar romantischen Verklärung der Vergangenheit.

Erst Muhammed hat mit der Idee und dem Schwert (aber die Idee war die Voraussetzung des Erfolgs) die arabischen Völker geeinigt. Doch ergab sich das, wenn der Ausdruck erlaubt ist, nur als Nebenprodukt seiner Wirksamkeit. Sein Ziel war viel weiter gesteckt.

Der arabische Mensch war sozial in weit höherem Grade gebunden als etwa der Europäer in einer staatlichen Gemeinschaft. Die einzige, aber um so festere Grundlage der gesellschaftlichen Ordnung war die Blutsverwandtschaft, die Abstammung von einem gemeinsamen Ahnen. Von dem Urvater hatten sich die Familien abgezweigt; diese gruppierten sich in weiterer Verzweigung zu Sippen und Geschlechtern; aber alle nahe oder fernere Verwandtschaft gehörte zu dem gemeinsamen Stamm. Das fluktuierte natürlich. Einzelne Sippen wanderten aus durch Überbevölkerung gezwungen; die alte Verwandtschaft ging verloren, und ein neuer Stamm entstand. Andere Stämme wieder versickerten bis auf kleine Reste und wurden von stärkeren aufgesogen.

Der einzelne bekam nur Wert und Bedeutung als Glied der Blutsgemeinschaft. Er dachte, fühlte, handelte nur als solches. Er war mit Leben und Gut dem Ganzen verpflichtet; aber das Ganze trat auch für ihn ein. War einem Mitglied der Sippe Unrecht geschehen, so galt es als der ganzen Sippe angetan. Am stärksten kam das bei den Beduinen, der nomadischen Landbevölkerung, zum Ausdruck. Der Beduine dachte wie der Dichter Farasdaq, der ausrief: „Hinter mir habe ich meinen Stamm und vor mir die Unendlichkeit der Steppe.“

Die Folge dieser starken Bindung war, daß man der Gemeinschaft, der man angehörte, einen übermäßig gesteigerten Wert beilegte. Ein überbetonter Stolz auf die Familie, die Sippe oder den Stamm war der Ausgleich für die Auf-

gabe der Individualität. Man erhöhte sich selbst, indem man die Gemeinschaft erhöhte. Das schlug denn manchmal in eine kindlich anmutende Überheblichkeit um, wie in jener Schlußfolgerung des Abu Rabī aus dem vornehmen Geschlecht der Gamiji. „Die vorzüglichsten unter den Menschen“, erklärte er, „sind die Araber. Unter diesen sind die vorzüglichsten die Modarstämme, unter diesen die Chejsiten, unter diesen die Sippe der Djasur, unter diesen die Familie Gamiji; und unter den Gamiji bin ich selbst der vorzüglichste. Also bin ich der vorzüglichste unter den Menschen.“

Aus der wechselseitigen Verpflichtung, dem Einstehen aller für alle erwuchs das System der Blutrache. Ein Mord wurde nicht an dem Täter vergolten, sondern an dessen Sippe oder Stamm. Daraus entwickelte sich oft eine lange Blutfehde. Man hat in jener Einrichtung immer nur das Negative und Primitive sehen wollen. Aber sie war die einzig mögliche Justiz in einer Gesellschaftsordnung ohne Obrigkeit oder staatliche Macht. Auch im nördlichen Europa der damaligen Zeit hatte sich aus der Stammesverfassung die gleiche Konsequenz entwickelt. Und sie hatte auch ihre guten Seiten. Sie förderte nicht, sondern verhinderte Exzesse der Selbstsucht oder Leidenschaft. Jeder war sich der unabsehbaren Folgen seines Tuns bewußt; sie fielen nicht auf ihn allein zurück, sondern auf seine ganze Verwandtschaft oder Sippe. Allein die Furcht vor einer möglichen Blutfehde hat verhindert, daß Muhammed in seiner Vaterstadt gewaltsam beseitigt wurde.

Dennoch steht fest, daß die Stämme fast unausgesetzt Krieg gegeneinander führten. Außerhalb der Blutgruppe herrschte ein Kampf aller gegen alle, nur zeitweilig unterbrochen. Aber das hatte tiefere Gründe, als nur einen willkürlichen Totschlag in endloser Kette zu rächen.

Handelte es sich nur darum, dann war man immer bereit, das Verbrechen durch Geld zu sühnen, und konnte das. So selbstmörderisch war man nicht, um leichtfertig eine Blutfehde vom Zaun zu brechen, nur weil's die Ehre so verlangte. Gewiß war ein angetaner Schimpf oder ein Mord oft der auslösende Anstoß; aber die Ursache lag wo anders. Nicht etwa ein Pferderennen, bei dem gemogelt wurde, gab Anlaß zu einem nahezu vierzigjährigen Krieg, wie noch

neuere Historiker aus alten Sagen schließen wollen. In der Dichtung mag das so erscheinen. Die brauchte das romantische Motiv der beleidigten Ehre.

Arabien befand sich — historisch gesehen — in einer ganz eigentümlichen Lage, die übrigens nicht so selten in der Geschichte ist. Lange vor Christo war es ein blühendes und zum Teil hochentwickeltes Land gewesen. Noch die Römer nannten den ihnen genauer bekannten südlichen Teil: Arabia felix, und arabischer Reichtum war bei ihnen sprichwörtlich geworden. Im frühen Altertum hatten die Araber das Welt-handelsmonopol inne. Die Sabäer werden als das reichste Volk der Erde geschildert.

Manche der blühenden Reiche sind aus der Bibel bekannt. So im Norden das der Nabatäer und der Kedar. Weiter an der Küste Midian das sagenhafte Goldland. Im Süden das kulturell hochstehende Land der Minäer und ihrer Nachfolger, der Sabäer. Merkwürdigerweise sind aus der frühen Geschichte Arabiens zwei Frauengestalten am berühmtesten geworden: Die Königin von Saba, bekannt durch ihren Besuch bei König Salomo. Sie war so wohlhabend, daß sie — wie es heißt — dem Herrscher Israels „hundertzwanzig Zentner Gold und sehr viel Spezerei und Edelmetalle“ als Geschenk mitbrachte. Und dann jene Kaiserin Zenobia von Palmyra, unmittelbar im Osten von Syrien. Sie unternahm es, ein von Rom unabhängiges Groß-Arabien zu gründen, um dann ihre Kühnheit als Gefangene im Triumphzug zu büßen. In assyrischer Zeit tauchte der Name „Aribi“ als ein von Königinnen beherrschtes Reich zum erstenmal in der Geschichte auf.

Aber mit Erstarken des Römerreichs war Arabien stetig von seiner Höhe herabgesunken. Zur Zeit Muhammeds hatte seine politische Lage — seltsamer Parallelismus der Geschichte — gewisse Ähnlichkeit mit der heutigen: Rings an den Rändern einzelne Staatenbildungen, die unter der Vormundschaft (Mandatsverwaltung heißt es jetzt) der interessierten Großmächte standen. Syrien und Palästina waren ganz unter byzantinischer Herrschaft. Anschließend nach Osten — etwa dem heutigen Transjordanien entsprechend — das Reich der Ghassaniden-Dynastie, ein oströmischer Pufferstaat. Am Euphrat — zum Teil das Gebiet des heutigen Königreichs Irak — das Reich der Lachmeniden unter

der Oberhoheit Persiens. Südarabien, der sogenannte Jemen, ebenfalls persisches Vizekönigtum. Nur das Mittelstück, der Hedschas mit Mekka und das anschließende Innere, war — damals wie heute — unabhängig geblieben.

Nun aber hatte sich während der sechs oder sieben Jahrhunderte äußerer Ohnmacht und innerer Ruhelage allmählich die Volkskraft aus sich selbst erneuert. Das kam zum Ausdruck in einer ungemein starken Vermehrung — und dem Willen dazu. Zahlreiche Nachkommenschaft bildete den Stolz jedes Familienvaters, in der Stadt wie auf dem Lande. So um die zehn Kinder herum war das übliche. Namentlich Söhne wollte man haben, je mehr desto besser. Der Wert des Mannes wurde nicht, wie vielfach zu anderen Zeiten, nach seinem Reichtum, sondern nach der Zahl seiner Frauen bemessen. Starkes Sexualvermögen war nach arabischer Auffassung dem Manne ehrenvoll. Diesen Grundunterschied zur christlichen Ethik muß man festhalten; er hat in gewisser Weise auch den Islam bestimmt. Die zahlreichen späteren Heiraten des Propheten minderten nicht — wie man nach westlicher Anschauung annehmen möchte — sondern erhöhten eher sein Ansehen. Die islamischen Theologen betonen, daß Muhammed in Beziehung auf Manneskraft von Gott besonders begnadet war, und auch hierin „eine höhere Stufe der sittlichen Vollkommenheit“ erreicht hätte. „Er hatte den Samen von dreißig Männern“, meldet voll Stolz der arabische Scholastiker Al-Nasi Ali Al-Kāri.

Die rasche Volksvermehrung entsprach nun immer weniger dem verfügbaren Lebensraum, ja verengerte ihn auf gefährliche Weise. Der Hauptteil der Bewohner trieb Viehzucht; die braucht weite Fläche und ernährt nur eine verhältnismäßig geringe Zahl. Etwa den Ackerboden zu vergrößern durch künstliche Bewässerungssysteme, wie sie einst — zum Beispiel in dem großartigen Stauwerk von Marib — bestanden hatten, dazu stand man kulturell nicht mehr hoch genug. Und schließlich war auch der Handel gegen früher zurückgegangen. Das Land konnte einfach die wachsende Zahl der Bewohner nicht mehr ernähren. Man mußte sich gewaltsam Platz machen, mit der Waffe sich die Möglichkeit zum Leben schaffen. Zudem war man eingekesselt. Ringsum waren Großmächte entstanden, und sie bewachten

mit starker Hand ihre Grenzen. Viele Araber verdingten sich als Söldner in den Heeren Ostroms, weil sie zu Hause keinen Unterhalt mehr fanden.

Diese Not des Daseins, der immer fühlbarer werdende Mangel an Lebensraum, war der eigentliche Grund zu den unausgesetzten Kriegen und Fehden. Man sah sich gezwungen, andere auszurotten, um selbst existieren zu können; der Natur des Landes nach wurde es vorwiegend ein Kampf um die Weideplätze.

Die Sorge um die Ernährung trieb — außer zum Krieg — noch zu anderen barbarischen Mitteln. Unter den Arabern herrschte der Brauch, einen Teil der neugeborenen Mädchen in der Wüste auszusetzen oder zu vergraben. Dieser Unsitte machte Muhammed kategorisch ein Ende. „Tötet eure Kinder nicht aus Furcht vor Not; Gott gewährt euch und ihnen Unterhalt“, gebot er im Koran.

Aber weder die Kriegsverluste noch die Greuel der Kindertötung zeitigten ein ausreichendes Gegengewicht gegen die wachsende Menschenzahl. Das Leben in freier Luft und unter ständiger Gefahr kräftigte sogar noch die Rasse und erhöhte wiederum die Fruchtbarkeit. So entstand denn ein gewaltiges Kräfte-reservoir, ein riesiges Staubecken angesamelter Vitalität, dem dann Muhammed den Ausweg nach außen schaffte.

Nur aus diesen Voraussetzungen ist zu erklären, daß sich das verhältnismäßig kleine Volk der Araber sozusagen im Handumdrehen ein Weltreich eroberte.

#### IV

#### Der Bürger

Im Frühling des dritten Jahrs, seit er bei der Firma der Frau Chadidscha angestellt war, kehrte Muhammed mit der Karawane aus Syrien zurück. Er hatte glänzende Abschlüsse gemacht und mit dem investierten Kapital ungewöhnlich hohen Gewinn erzielt.

Einen solchen Geschäftsführer mußte man sich erhalten. Und die Witwe beschloß nun, wohl schon länger gehegtem Wunsch folgend, den vortrefflichen Kaufmann und Mehrer ihres Vermögens noch enger an sich zu knüpfen. Nach der

Überlieferung war Chadidscha damals vierzig Jahre; das scheint ungalanterweise etwas übertrieben, sicher aber stand sie in der Vollblüte ihrer Weiblichkeit. Auch Muhammed hat es gewiß nicht an äußeren Vorzügen gefehlt. Seine kraftvolle Männlichkeit wird immer gerühmt. Zudem war sie gewinnend verbunden mit einer gewissen Zurückhaltung im Wesen, einer Zaghaftheit, ja Schüchternheit des Auftretens, Ausdruck innerer Bescheidenheit. Auf Sauberkeit und Körperpflege hat er stets viel Wert gelegt. „Wohlgerüche, Frauen und vor allem das Gebet sind mir die drei liebsten Dinge auf Erden“, erklärte später der Prophet.

Nachdem Fest- und Messetrubel vorüber waren, ging Chadidscha an die Ausführung ihres Vorhabens. Sehr hübsch nun, wie die heilige Tradition Werbung und Hochzeit erzählt. Chadidscha — so heißt es — vertraute ihren Herzenswunsch ihrer Sklavin Maïssara an; und diese erbot sich, das Terrain zu sondieren.

Sie kam mit ihrer diplomatischen Mission zu Muhammed und ging gleich auf ihr Ziel los:

„Warum heiratest du eigentlich nicht?“ fragte sie. „In deinem Alter haben die Männer schon mindestens eine Frau und mehrere Kinder.“

„Gewiß, ich habe jetzt genug zum Leben“, erwiderte Muhammed. „Aber ich besitze kein Vermögen und habe auch keine Eltern mehr. Woher sollte ich die Mittel nehmen zu Heirat und Morgengabe?“

„Aber wie wäre es“, fuhr Maïssara fort, „wenn du eine Frau fändest, die Geld nicht nötig hat — eine Frau von Reichtum, Schönheit und Adel? Sie brächte dir alles, was sich ein Mensch wünschen kann. Nun, was sagst du dazu?“

„Was meinst du damit“, rief nun der junge Mann interessiert. „Um wen handelt es sich, sprich.“

„Um Chadidscha.“

„Chadidscha? Wie könnte das möglich sein?“

„Möglich ist alles.“

„Na, die wäre mir schon recht.“

„Also warte nur ab, und verlaß dich auf mich.“ Damit ging die Sklavin und überließ Muhammed seinen Gedanken.

Tags darauf sandte Chadidscha ihrem Angestellten eine Botin und ließ ihm sagen, sie wolle seine Gattin werden.

Und was die Frau will . . . Also wurde die Hochzeit her-

gerichtet und der Heiratskontrakt vereinbart. Aber da war noch ein Haken. Dem Brauch gemäß mußte nämlich der Vater der Chadidscha seine Tochter feierlich „weggeben“, sonst wäre die Heirat ungültig gewesen. Der reichen Witwe fehlte es natürlich nicht an Bewerbern, Männern „von edler Abkunft“ — wie es heißt — „die viel Geld verschwendeten, um ihren Zweck zu erreichen.“ Der Vater der Chadidscha, der alte Chuwaylid, wünschte sich natürlich einen Schwiegersohn aus den hohen Kreisen. Muhammed, der nicht „von edler Abkunft“ und noch dazu arm war, hätte vor seinen Augen nie Gnade gefunden.

Aber die kluge und gewiß auch verliebte Chadidscha war um einen Ausweg nicht verlegen und griff zu einer List. Sie lud den ahnungslosen Vater zu sich und traktierte ihn solange mit Wein, „bis ihm der Kopf etwas angegriffen war“. Inzwischen war alles Nötige vorbereitet; Papa Chuwaylid bekam hochzeitliche Kleider angezogen, wie es sich gehörte; ein Kamel wurde als Opfer geschlachtet und die Heirat vollzogen unter dem Segen des Vaters, dem anscheinend der recht „angegriffene“ Kopf die Klarheit des Denkens behindert hatte.

Als er dann seinen Rausch ausgeschlafen hatte, blickte er höchst erstaunt an sich herunter und fragte, wie er denn zu diesem Festgewand gekommen wäre. Worauf Chadidscha, über diese sonderbare Frage den Kopf schüttelnd, erwiderte: „Du hast mich doch mit Muhammed verheiratet.“ Darüber war der Alte natürlich sehr ergrimmt. Es wäre fast zu einem Kampf zwischen den beiderseitigen Sippen gekommen. Aber Vater Chuwaylid sah wohl ein, daß an der vollzogenen Tatsache nichts mehr zu ändern war; und die Sache wurde gütlich beigelegt.

Chadidscha, die übrigens — wie man sehen wird — eine prachtvolle Frau war, hatte die Wahl nicht zu bereuen. Muhammed war das Muster eines Gatten. Nach allem, was berichtet wird, gestaltete sich die Ehe sehr glücklich. Außer vier Töchtern wurde auch der sehnlichst erhoffte Sohn geboren; ein zweiter starb in früher Kindheit. Nach seinem Erstgeborenen wurde Muhammed, wie es Sitte war, von nun ab Abu'l Kasim geheißen, der Vater des Kasim.

Nach einer harten und nicht eben freundlichen Jugend

war Muhammed durch die Einheirat, wie wir sagen, in gesicherte Stellung gekommen. Er hatte jetzt wirklich alles, was sich ein Mensch wünschen kann. Ein gutgehendes Geschäft, sich mehrenden Reichtum, eine verständige und liebevolle Frau und Kinder. Mit den Jahren genoß er auch in seiner Vaterstadt wachsendes Ansehen. Er war ein guter Bürger, hielt an den alten Bräuchen fest, ehrte die Götter, war heiter und freundlich im Umgang und sehr zuverlässig als Kaufmann. Darob nannte man ihn „den Redlichen“.

Für die Wohltaten, die ihm sein Onkel Abu Talib einst erwiesen hatte, zeigte er sich erkenntlich und nahm einen von dessen zahlreichen Söhnen in seinem Hause auf. Dieser, Ali mit Namen, entwickelte sich zu einem guten, aber unbedeutenden Menschen; ihm sollte ein schweres Schicksal bevorstehen. An seinem Pflegevater hing er mit schwärmerischer Liebe. Wie überhaupt alle, die Muhammed in seinem bürgerlichen Leben kannten oder ihm nahestanden, ihm echte Zuneigung oder Verehrung entgegenbrachten.

Aber kannten sie ihn wirklich? Oder kannte er sich auch nur selbst?

## V

### Das Nahen der Stunde

610. Muhammed war vierzig Jahre alt. Das Geschick war ihm freundlich gewesen. Freilich hatte er auch Tribut zahlen müssen: der einzige Sohn war ihm gestorben. Vielleicht ein tieferer Schmerz für ihn, als er je verlauten ließ. Möglich auch, daß ihn dieser Verlust stärker auf sich selbst zurückwarf. Denn die einzige Unsterblichkeit, die man sich damals vorstellen konnte, war das Fortleben in der Reihe der Generationen. Man war nicht so sehr abgesondertes Samenkorn, aus dem sich die Pflanze der individuellen Persönlichkeit entwickelte, sondern fühlte sich als Zweig eines Stammes, als Sproß, dem weitere Zweige entsproßen. So starb man wohl, aber war, indem sich Blut und Wesen weiterleitete, zugleich ewig. Und daher verlor man auch, war ein männlicher Nachkomme geboren, den eigenen Namen und hieß nach dem seines Sohnes.

Mit dem Auge des Nachbarn gesehen, mochte dieser Abu'l Kasim zu beneiden sein. Er war den Sorgen des Daseins ent-

hoben; und dank ansehnlicher Mitgift brauchten die vier Töchter nicht lange auf den Freier zu warten. Die eine, Zainab mit Namen, war bereits verheiratet; eine zweite, Rokaija, war Braut. Mit vierzig Jahren hatte der Mekkaner Zutritt zur Ratsversammlung der Stadt. Also hätte er, wozu es den Mann in solchem Alter drängt, seinen Wirkungskreis erweitern und an den öffentlichen Angelegenheiten Anteil nehmen können. Alles deutete darauf hin, daß er sein Leben als friedlicher, ehrsamer Bürger beschließen würde, geliebt von den Seinen und geachtet von den Mitmenschen.

Seit einiger Zeit jedoch ging sichtlich eine Veränderung mit Muhammed vor. Nun er ein vermögender Mann war, schien ihm das Geldverdienen keine rechte Freude mehr zu machen. Im Geschäft, das ihn bisher ganz ausgefüllt hatte, versah er nur noch das Notwendigste. Nach dem Beispiel seiner mekkanischen Mitbürger möglichst viel Reichtum anzuhäufen, um des Lebens frohe Güter um so voller zu genießen, das stand offenbar nicht nach seinem Sinn. Auffällig war auch, daß er ihre Gemeinschaft mied, kaum noch sich im Hof der Ka'ba zeigte und seit langem nicht mehr — wie man feststellen mußte — ein Schaf oder dergleichen den Göttern geopfert hatte. Sein Gemüt schien sich zu verdüstern. Der immer Heitere und Offene wurde verschlossen, nachdenklich, in sich gekehrt. Eine Unrast mußte ihn befallen haben; und mehr und mehr suchte er die Einsamkeit auf.

Häufig sah man ihn zwischen den kahlen Hügeln der Umgebung umherstreifen. Am liebsten aber weilte er auf dem Berg Hira, der höchsten Erhebung im Osten der Stadt, mit freiem Blick über das steinige Land und die weiten Steppen. Dort, im Schatten, am Ausgang einer Höhle, saß er in der Regungslosigkeit des Orientalen, grübelnd in sich versunken, Tage um Tage; und oft auch die Nächte durch, um erst gegen Morgen heimzukehren.

Blieb er länger fort, dann sandte Chadidscha eine der Töchter hinaus, um ihm Lebensmittel zu bringen. Sie mochte sich wohl anfangs nicht ernstlich Sorge machen über das veränderte Wesen ihres Mannes. Kam es doch nicht selten vor, daß einer, beunruhigt von unbefriedigt gebliebenem religiösen Gefühl, in die Einöde ging, um dort „Monate der

Buße“ zu verbringen. Die Mekkaner meinten, Abu'l Kasim wäre anscheinend unter die Sucher gegangen, die „Hanife“, wie man sie nannte.

Denn Muhammed war nicht der einzige, der sich abgestoßen fühlte von der Unwahrhaftigkeit einer nur auf irdischen Nutzen bedachten Götterverehrung und der Leere eines sich in formalen Zeremonien erschöpfenden Kults. Wie ihm, erschien es auch manchem andern barbarisch, ein grobgestaltetes Bildwerk anzubeten, den langbärtigen Gott Hobal beispielsweise, behangen mit bunten Halsketten und Straußeneiern, triefend von den Opfern wohlriechender Öle, und Wahrsagepfeile in der Hand. Und wie er, fanden auch sie nichts Erhebendes in der rituellen Laufprozession, hin und her zwischen zwei Steinsäulen: der Überlieferung nach ein Liebespaar, Isaf und Näila, die sich im Heiligtum der Ka'ba erotischen Genüssen hingeeben hatten, und nun, zu Stein verwandelt, sich ewig getrennt gegenüberstanden.

Diese Hanife — die besten und aufgeklärtesten Köpfe des damaligen Arabiens waren darunter — stellten sich abseits und machten die Vielgötterei nicht mehr mit. Gemeinsam war ihnen die Hinneigung zum Glauben an einen Gott, aber welchen, darüber waren die Meinungen verschieden. Manche hielten den Gott der Christen für den wahren, andere den der Juden. Ein Teil wiederum sah in der Lehre des Persers Zoroaster das Bessere. Inmitten der vielfältigen Religionen, die sich ihnen darboten, vermochten sie sich nicht zu entscheiden. Bald zog sie mehr die eine, bald mehr die andere an. Sie blieben Sucher, wie schon der Name sagt. Sie waren mehr negative Naturen, sich selbst zugewandt und auf ihren persönlichen Glauben bedacht; Skeptiker, wie man sie in Zeiten der Gärung als Vorläufer des Neuen findet; solche, die wohl das Unhaltbare der Zustände erkannt haben, aber den Weg nicht wissen, der hinausführt. Man ließ sie auch in Frieden, kümmerte sich nicht groß um sie. Jeder konnte schließlich glauben und denken, was ihm paßte, konnte nach Belieben Jude, Christ irgendeiner Schattierung oder Parse werden — wenn man nur das Bestehende unangetastet ließ.

Bezeichnend, was die Tradition über die Hanife erzählt: Es gefällt uns nicht mehr, sagten sie unter sich, den Umgang

um einen toten Stein zu machen und hölzerne Idole anzubeten. Laßt uns einen besseren Glauben suchen. Drei von uns sollen in fremde Länder gehen, um den wahren Gott ausfindig zu machen. Also zog der eine nach Byzanz, dem Hochsitz des Christentums; der zweite ging zu den Juden, um bei denen Erkundigungen einzuziehen; und der dritte wandte sich nach Persien. Aber sie scheinen auf diese Weise den wahren Gott nicht gefunden zu haben, denn über den Erfolg ihrer Sendung schweigt die Erzählung.

Muhammed kannte die Hanife und stand mit einigen von ihnen in nahem Verkehr. Da gab es in Mekka einen Onkel der Chadidscha, Waraka mit Namen, einen hochgelehrten Herrn und ernstesten Gottsucher. Er war vertraut mit den Schriften der Christen und Juden und soll — wenn die Überlieferung richtig ist — einen Teil des Neuen Testaments ins Arabische übersetzt haben. Aber über dem vielen Studieren war er ein müder Greis geworden, ohne, wie es scheint, zur rechten Erkenntnis gelangt zu sein. Muhammed bekam durch ihn Kenntniss von Thora und Bibel; hörte von dem gewaltigen Jahwe Israels, der sich Moses im brennenden Busch offenbart und ihm dann auf dem Berge Sinai die Gesetztafeln übergeben hatte; erfuhr von dem Propheten der Christen, Isa ibn Mirjam, den Gottvater den Menschen gesandt hatte, um ihre Sünden auf sich zu nehmen. Aber jeder, Jude und Christ, hielt seinen Gott für den wahren. Also mußten es wohl zwei verschiedene sein?

Drüben in der Nachbarstadt Taïf — die bewaldeten Gipfel ihrer Umgebung konnte man vom Berge Hira in der Ferne schimmern sehen — lebte ein anderer Hanife, Omaiya ibn Abu'l-Salt, einer der gefeiertsten Dichter Arabiens und sicher einer der bedeutendsten geistigen Potenzen seiner Zeit; aber eben nur das, ohne den Antrieb eines starken Willens, ewig schwankend zwischen weltabgeschiedener Askese und genießerischer Sinnenfreude. Seine Dichtungen waren unter den Gebildeten sehr bekannt; ein stark bewegtes religiöses Gefühl sprach sich darin in mystischer Gottessehnsucht aus. Hinwiederum ist eine seiner Hymnen über ein besonders schmackhaftes Gericht zum Volkslied geworden. Später, nach dem Auftreten Muhammeds, erklärte Omaiya, daß eigentlich er nach Gaben und Stellung zum Propheten bestimmt gewesen wäre. Als gewichtiger Sprecher

der öffentlichen Meinung verfolgte er den angeblichen Gottgesandten mit der beißenden Ironie seiner wohlgelungenen Spottverse. Muhammed setzte ihm dafür ein Denkmal im Koran. Dort heißt es über Omaiya: „Wenn Wir (id est: Gott) gewollt hätten, würden wir ihn durch unsere Zeichen aufgerichtet haben. Aber er blieb an der Erde kleben und folgte seiner Lust.“

Der Tag neigte sich dem Ende zu. In Gedanken versunken hockte Muhammed mit untergeschlagenen Beinen auf dem steinigen Boden im Schatten vor der Höhle auf dem Berge Hira. Monate waren vergangen, seit er zum ersten Male hier heraufgestiegen war. Er war in die Einsamkeit gegangen, um Gott zu suchen — und hatte ihn nicht gefunden.

Auf dem Wege des Grübelns und Nachdenkens war ihm Klarheit nicht geworden. Gleich jenen Hanifen blieb ihm der Zweifel, welches der wahre Gott sein mochte, etwa der der Christen oder der der Juden oder noch ein anderer? Sollte es ihm gehen, wie seinem Freund, dem Dichter und Weisen Zaid ibn Am'r, der in Verzweiflung ausgerufen hatte:

„Wüßte ich, du Gott, welche Form der Anbetung dir am besten gefällt, wahrlich, mit Freuden wäre ich dazu bereit. Aber ich kenne sie nicht.“

Doch ahnte der Sinnende nicht, daß sich in dieser langen Zeit der inneren Einkehr seine Seele bereit gemacht hatte, wie der aufgelockerte Boden, der das fruchtbringende Samenkorn empfängt.

Vor ihm versank die Sonne am fernen Horizont. Ein leiser abendlicher Wind huschte säuselnd über die Hänge. Die zackigen Berge und Hügel leuchteten in flammendem Gelb und tiefglühendem Rot. Schien nicht das Dornesträuch, da und dort an die Felsen geklebt, wie im Feuer zu brennen? Die Hirten zogen zu Tal. Er hörte das Aufschlagen ihrer Stöcke auf den Steinen, sah den goldigschimmernden Staub über den Herden. Dann wurde es still hier oben. Das Geräusch der mit dem Abend lebendig gewordenen Stadt drang nur dumpf bis zur Höhe.

Indes er in sich versunken dasaß, tauchte ein Erinnerungsbild vor seinen Augen auf — eins jener Bruchstücke von der

Welt draußen, das sich ihm tief eingepägt und unbewußt in ihm fortgewirkt hatte.

Einst, auf einer Reise durch das Land der Essener, war Muhammed in ein Gotteshaus der Juden eingetreten. Er fand einen schmucklosen Raum. Kein Bildnis einer Gottheit, keine buntbehangenen Idole, kein Zauberwerk, keine Opferaltäre und keine Priester in farbigen Gewändern. Nur eine Versammlung von Andächtigen. Mit flach erhobenen Händen beteten sie murmelnd zu einem unsichtbaren Gott oder ergossen ihr Gefühl in feierlichen Hymnen. Nichts, was das Auge anzog oder die Sinne ablenkte. Allein nur in dem Halbdunkel einer Nische eine kleine Öllampe. Ihre schwächliche Flamme verbreitete nur schwaches Licht und schimmerte in der Ferne gleich einem ruhig leuchtenden Stern. Wie stark ihm dieser Eindruck gewesen war, bezeugt eine schöne Stelle im Koran.

Noch dieses Bild vor dem inneren Blick sah er jetzt auf. Der rötliche Glanz war verblaßt. Ein mattes Halbdunkel lag über der Erde, wie in dem jüdischen Bethaus; und nun meinte er auch jenes Licht in der Nische zu sehen. Es leuchtete aus weiter Ferne mit einer ganz leichten Bewegtheit. War es nicht wie ein Auge, das ruhig und klar nach ihm blickte? Der Abendstern stand tief am Horizont.

In jähem Wechsel ist es völlig Nacht geworden. Der weite Himmel ist mit Sternen übersät. Feurige Lichtstreifen schießen hin und her. Ein fortwährendes Zucken, Flammen, Leuchten ist unter den Sternen. Und so hell, so körperhaft nahe sind sie in der klaren, trockenen Luft, daß man zu sehen meint, wie sie weiterrücken. Die Erde ist versunken, hat ihre Nähe verloren. Das Feste ist verflüchtigt, das Starre gelöst. Alles ist kreisende Bewegung geworden. Und dann ist es, als spüre man im pochenden Blut den donnernden Rhythmus des Weltalls, als höre man die brausende Harmonie, das Auf- und Niedersteigen in einer ewigen Ordnung, die alles: Sterne, Erde, Mensch zusammenhält.

Und das war das Nahen der Stunde. In diesem Augenblick wurde dem einsamen Grübler Gott offenbar. Es schien ihm, als hätte sich der Herr dieser Ordnung ihm gezeigt in Glanz und Majestät des nächtlichen Himmels. Es war ihm, als hätte er aus den kreisenden Sternen eine Stimme gehört, die ihn anrief: „Ich bin es, der da ist!“

Schon lange zitternde Spannungen waren zur Entladung gekommen. Es stürzte auf ihn herab wie Ströme eines Lichts, seine Seele erhellend und sie mit jauchzender Freude erfüllend. So überwältigt war er, daß er erschüttert zu Boden sank. Er hatte Gott nicht ergrübelt — er hatte ihn erlebt.

Ein neues Ich hatte das alte gesprengt.

Wer so, unter tiefster Erschütterung seines Wesens mit eruptiver Gewalt zur Gewißheit gelangt ist, der kann sich mit der erkannten Wahrheit für sich selbst nicht begnügen. Es treibt ihn weiter.

Gott hatte sich ihm zu erkennen gegeben als der Herr der Welt. Er hatte Himmel und Erde erschaffen und erhielt sie; er war ihr Regent und Herrscher; er war das Gesetz und die ewige Ordnung. Es konnte keinen zweiten Gott neben ihm geben, denn es gab keine zweite erschaffene Welt. Er war nicht erzeugt und zeugte nicht. Wer ihm Söhne oder Töchter zuteilte, versündigte sich an der heiligen Ordnung.

Da es nur einen Gott gab, konnte es auch nur eine Religion geben, nicht verschiedene für Christen und Juden. Aber, so folgerte er weiter, woraus waren dann die Unterschiede entstanden? Gott hatte sich doch auch ihnen offenbart, das bezeugten ihre Schriften; sie erkannten auch den einen Weltenschöpfer an. Und dennoch lagen sie im Zank und Hader widereinander. Die Christen verabscheuten die Juden; und diese wiederum verachteten die Anhänger des Nazareners. Sie hatten die Form der Verehrung zum Glauben gemacht, und das trennte sie. Und wie stand es denn mit den Christen selbst? Sie waren gespalten in soundso viele Sekten, die sich wütend bekämpften und sich gegenseitig das Anathema zuschleuderten.

Im Koran sagt Gott von den Christen: „Wir schlossen einen Bund mit ihnen. Sie aber vergaßen einen Teil von dem, was ihnen gesagt ward. Darum erregten wir Feindschaft und Haß unter ihnen . . .“

Um was aber ging der Streit unter den Christen? Nicht um Gott, den Vater des Alls, sondern um das, was sie ihm beigesellten, darum, ob ihr Prophet Isa als Sohn Gottes neben ihn zu setzen wäre oder nicht. Einzelne Sekten hatten sogar wieder eine Göttin angenommen, Mirjam, die Mutter des Isa.

Also hatte die eine wahre Religion immer bestanden, es konnte ja keine andere geben. Die Menschen waren nur von ihr abgefallen, hatten Zutaten gemacht, Nebengötter aufgestellt. Und zur Strafe dafür, waren sie in bösen Streit miteinander geraten. Aber befreite man den Kern von den Umhüllungen, beseitigte man die trennenden Zutaten, dann fielen auch die Unterschiede wieder fort, der Zank um die Form des Bekenntnisses wurde gegenstandslos, und das allen Gemeinsame blieb übrig: die reine Verehrung des einen Gottes. Dann mußte es so werden, wie in dem Bethaus der Juden, dessen Bild sich ihm immer wieder vor Augen stellte. Nun aber erweitert zu einem Gotteshaus der ganzen Welt. Alle Menschen vereinigt in der Verehrung des einen Gottes, die Erde ein Spiegelbild der einen göttlichen Ordnung des Universums. Und der Weltenherr mußte unsichtbar bleiben. Denn sobald man sich ein Bild irgendwelcher Art von ihm machte, traten gleich wieder die Unterschiede der Auffassung zutage. Nur wie ein fernes Licht in einer Nische durfte er sein, Sinnbild seines Lichts, das alles Lebendige erhält und dem die Menschen aus dem Dunkel des irdischen Daseins zustreben\*).

Aus dem in sich versunkenen Grübler war ein ruheloser Wanderer geworden. Oftmals erblickten die Hirten die einsame Gestalt, hügelab, hügelab eilend; und wenn er an ihnen vorüberkam, schien er sie nicht wahrzunehmen. Oder man sah ihn lange Zeit niedergekniet, die Stirne zu Boden gedrückt, als bete er.

Gott hatte sich ihm gezeigt. Am nächtlichen Himmel war ihm die Wahrheit offenbar geworden. Aber damit hatte sich die quälende Unrast nur verstärkt. Was bedrängte ihn, was hetzte ihn umher? Wollte Gott etwas von ihm?

Er war stehengeblieben. Ein zweites Erinnerungsbild war

---

\*) Mit dieser großartigen Schlußfolgerung aus einem Gotteserlebnis waren die wenigen Grundlagen des Islams gegeben. Aber, und das muß nachdrücklich betont werden, Muhammed hat nie daran gedacht, eine neue Religion zu begründen; er wollte nur die eine, ursprüngliche in ihrer Reinheit wiederherstellen. In Verkennung seines Wollens hat ihm die kritische Forschung des Westens immer wieder vorgeworfen, daß seine Lehre durchaus nichts Neues\* enthalte. Das ist im Koran so wenig zu finden, wie in den Werken des Konfuzius, des geistigen Schöpfers Chinas.

aufgetaucht, das nicht mehr aus seinen Gedanken weichen wollte.

Die Hütte des Einsiedlers. Den Arabern waren diese Anachoreten eine wohlbekannte Erscheinung. Ein gewaltiger asketischer Enthusiasmus hatte damals die christliche Welt ergriffen und sich wie eine Epidemie verbreitet. Muhammed war den Einsiedlern auf seinen Reisen begegnet. Wenn man sich auf der Straße nach Norden der syrischen Grenze näherte und es Abend wurde, sah man schon von weitem das Licht aus der kleinen, mit Palmstroh gedeckten Lehmhütte über die flache Steppe leuchten. Meist war eine Siedlung oder mindestens ein Brunnen in der Nähe, und man machte Rast für die Nacht. Da man öfters des gleichen Weges kam, wurde man mit diesem oder jenem der Eremiten bekannt und trat in seine Hütte.

Fast immer fand man den frommen Mann über die Schrift gebeugt — die Offenbarung Gottes nannte er sie. Man redete mit ihm, verstand man doch das Syrische. Und der freundliche Alte erzählte wohl von dem Propheten, Isa ibn Mirjam, den sein Volk ans Kreuz geschlagen hatte. Aber die Menschen folgten nicht seinem Weg, und Sünde regierte die Welt. Er aber, der Gottessohn, habe den Paraklet mit deutlichen Worten verheißen, und wenn der erscheine . . .

Der Alte blätterte in der Schrift, wies auf eine Stelle und übersetzte, was dort geschrieben stand. „Wenn aber der Tröster kommen wird, welchen Ich euch senden werde vom Vater, der wird zeugen von mir . . . Und wenn derselbige kommt, der wird die Welt strafen um die Sünde . . .“ Nun aber, fuhr der Einsiedler fort, wäre der Tag nahe; bald werde der Tröster erscheinen, und dann werde das dritte Reich anbrechen, das wahre Reich Gottes und des Friedens auf Erden.

Stand das wirklich in der Schrift? Und hatten nicht auch die Juden davon gesprochen, daß sie den Messias erwarteten, den König der Welt?

Und bezeugten nicht auch die Schriften: wenn immer die Menschen von Gott abgefallen waren, hatte der Allbarmherzige ihnen einen Boten gesandt, daß er sie zum Herrn zurückführe?

War nicht die Stunde wieder gekommen? Waren nicht Untergang und Zerstörung und Haß und Krieg auf der

Welt? Glaubten nicht sogar die Christen, daß die Zeit erfüllet wäre?

„Wer die Wahrheit kennt und verkündet sie nicht...“  
Wer hatte das gesprochen? Erschrocken drehte er sich um, niemand war zu sehen. Von der hastigen Bewegung hatte sich ein Stein gelöst und rollte den Hang hinab. Aber er hatte deutlich eine Stimme gehört. War sie in seinem Innern? Nein, sie kam von außen. Und was sagte sie? Ein Unbegreifliches, ein Vermessenes!

„D u bist zum Propheten auserwählt!“

## VI

### Der steile Weg

Wer ihn in dieser Zeit sah, mußte wirklich meinen, daß es nicht mehr richtig mit ihm stand. Sein Äußeres war vernachlässigt, Haar und Bart ungepflegt und wirr, die Gestalt abgemagert, der Gang unsicher. In dem hohlwangigen Gesicht glühten die Augen in einem fahrigem, fast irren Blick. „Mit diesem Abu'l Kasim geht es sichtlich bergab“, sagten die Mitmenschen, „oder er ist gar besessen.“

Und das glaubte er selbst. Was hatte denn die Stimme gesprochen? Prophet? Er, der Bürger von Mekka, ohne gelehrte Bildung, kaum daß er gerade lesen und schreiben konnte, unmächtig des Wortes, von niederem Stand, mit angeborener Scheu vor jedem Hervortreten — ein Bote Gottes! Wie kam er zu so ungeheurerlicher Anmaßung? Was war er denn? Nichts als ein sündiger, irrender Mensch. Nein, es war eine bare Unmöglichkeit, es konnte nur Täuschung sein.

Furcht und Zweifel flüchteten in die Krankheit. Er verschanzte sich hinter die gangbare Vorstellung, von einem bösen Dämon besessen zu sein, der ihn äffte und irreführte. War dem aber so, dann war alles nur Trug, dann war die Stimme falsch, er brauchte, er durfte nicht auf sie hören.

Und wirklich schien ihn ein Dämon zu verfolgen. Er bedrängte ihn des Nachts in quälenden Träumen; und auch am hellen Tag glaubte er ihn zu sehen.

Der Körper hielt dem schweren seelischen Ringen kaum mehr stand. Auf Perioden übermäßigen Erregtseins folgten

Zustände völliger Erschlaffung. Das steigerte sich zu schweren nervösen Anfällen. Dann ließ er sich in Tücher einwickeln und lag mit offenen Augen, starr, regungslos da, kaum, daß man den Atem noch spürte. Er schien das Bewußtsein seiner Umgebung völlig verloren zu haben\*). Nach einiger Zeit verfiel er in tiefen, anscheinend gesunden Schlaf, die Brust hob und senkte sich regelmäßig. Aber das dauerte nicht lange. Unruhe schien ihn zu packen; er keuchte wie unter einer Last, warf sich beängstigt hin und her. Plötzlich fuhr er erwachend hoch, in Schweiß gebadet. Chadidscha trocknete ihm die Stirn.

Sie wußte nicht, was über ihn gekommen war, und was — nun schon seit einem Jahr — sein Wesen von Grund auf verwandelt hatte. Aber sie fragte nicht, machte auch nie den Versuch — wie Frauen, die allzu sehr dem Irdischen verhaftet sind — ihn auf den Weg des guten Bürgers zurückzuführen. Sie ahnte wohl, daß etwas in ihm rang, daß eine tiefe Erschütterung seine Seele aus dem Gleichgewicht gebracht hatte. Manchmal freilich mußte sie besorgen, daß eine Krankheit ihn befallen hatte, glaubte er das doch selbst. Aber wie dem auch sei: Hatte sie sich früher vor der Stärke und Sicherheit des Mannes freudig gebeugt, so öffnete sie ihm jetzt, da sie ihn schwach und hilfsbedürftig sah, den reichen Schatz ihres mütterlichen Herzens.

Er erzählte ihr von der Erscheinung, die ihn im Wachen und Schlaf verfolgte, eine undeutliche und ungewisse Gestalt. Es konnte, so meinte er, nur ein Dämon sein. Und nun berichtet eine schöne Tradition, wie Chadidscha den Gequälten auf echt frauenhafte Weise zu beruhigen wußte. Sie hatte ihm gesagt, er möge sie benachrichtigen, wenn die Erscheinung käme.

Als sich ihm nun, so heißt es, die Gestalt wieder einmal zeigte, rief er Chadidscha herbei. „Komm zu mir“, sagte diese, „und setze dich auf meinen linken Schenkel.“ Er tat es, und sie fragte: „Siehst du ihn noch?“ Ja, er sähe ihn noch, antwortete er. „Setze dich auf meinen rechten Schenkel. Siehst du ihn noch?“ Wieder antwortete er „Ja“. Darauf ließ sie ihn auf ihrem Schoß sitzen und fragte, ob er ihn noch immer sähe?

\*) Daß Muhammed an Epilepsie gelitten haben soll, ist eine spätere Erfindung seiner christlichen Gegner.

Als er nun die Frage wiederum bejahte, seufzte Chadidscha, löste dann ihren Gürtel und entblößte sich. „Und jetzt, siehst du ihn immer noch?“ „Nein, ich sehe ihn nicht mehr, er ist verschwunden.“ Darauf sagte Chadidscha voller Freude: „Nun ist es klar, er ist kein böser Dämon. Denn würde ein böser Geist Achtung haben vor der Schamhaftigkeit einer Frau? Es kann nur ein guter Engel sein.“

Was ihm Chadidscha auf so zwingende Art bewies, hatte er sich im Grunde selbst gesagt. Er war nur ausgewichen, hatte sich einreden wollen, daß ein Dämon sein Gaukelspiel mit ihm triebe. Das Ungewisse und Zweifelhafte der Erscheinung waren nur die Zweifel an sich selbst. Der seelische Antrieb war so übermächtig stark, daß sein Beiseiteschieben, seine gewaltsame Hemmung sich in Symptomen einer körperlichen Erkrankung äußerte. Aber die Tarnkappe des Selbstbetrugs konnte die innere Stimme nicht zum Verschwinden bringen; in der Stauung wuchs nur ihre Kraft.

Die islamische Tradition hat, nach Art der Legende, jenen Kampf Muhammeds mit sich selbst in einer Reihe von Geschichten überliefert. Diese kurzen Bilder beleuchten blitzartig den langen Weg eines seelischen Ringens. Sie spiegeln, mit dem freundlichen Schein des Wundersamen umkleidet, die wechselnden Phasen, das krisenhafte Auf und Ab und den unausweichlichen Zwang, der sich in einer Folge von Explosionen Durchbruch schaffte.

Als sich Muhammed, so wird erzählt, im Fastenmonat Ramadhan zur inneren Einkehr auf den Berg Hira zurückgezogen hatte, war er eines Nachts in der Höhle eingeschlafen. Im Traum erschien ihm jene Gestalt, nun aber als Engel zu erkennen. Und zum erstenmal begann sie zu sprechen.

„Verkünde“, befahl die Stimme.

„Ich bin kein Verkünder“, antwortete der Schlafende.

Die Gestalt warf sich über ihn und bedrängte ihn hart.

„Verkünde“, wiederholte sie.

„Ich bin kein Verkünder“, erwiderte er nochmals.

Die Gestalt würgte ihn, daß er meinte, er müßte ersticken.

„Verkünde“, wiederholte sie zum drittenmal.

„Was soll ich verkünden?“ fragte er geängstigt. Nun ent-

rollte die Gestalt ein seidenes, mit Schriftzeichen bedecktes Tuch, hielt es ihm hin und sagte:

„Verkünde, im Namen deines Herrn, der erschuf.  
Verkünde, denn dein Herr ist allgütig.  
Der gelehrt hat den Gebrauch der Feder,  
Gelehrt den Menschen, was er nicht gewußt.“

Und er las, was auf dem seidenen Tuch geschrieben stand.

Als er erwachte, verwischten sich ihm nicht die Worte, wie es nach einem Traum leicht geschieht, sondern er behielt sie deutlich im Gedächtnis. Gedanken, lange mit sich herumgetragen, hatten sich ihm im Schlaf zu klaren Sätzen formuliert. Ihm war plötzlich die Zunge gelöst. Die Gabe der Rede war ihm wie ein Wunder geworden. Was ihn zu sagen, in Worten auszudrücken trieb, das stand nun, so meinte er, deutlich in seinem Innern geschrieben. So überraschend waren ihm die wohlgeformten Sätze, daß ihm schien, sie wären nicht aus ihm selbst gekommen, sondern ihm wie eine Offenbarung geworden.

Es wird berichtet, daß er nach dem Erwachen die Nacht hindurch ruhelos zwischen den kahlen Felsen umherstreifte. Als er am Morgen noch nicht zurück war, sandte Chadidscha Boten aus, um nach ihm zu suchen. Aber sie fanden ihn nicht.

Endlich, gegen Mittag, kehrte er heim, fieberhaft erregt von dem Erlebnis dieser Nacht. Er erzählte Chadidscha von dem Traum, und diese erfuhr nun, was ihn in so schwere Krisen geworfen hatte: daß ihm Auftrag geworden war, Gottes Wort zu verkünden. Darauf, so wird berichtet, verfiel er in einen starrkrampfartigen Zustand. Die Krankheit schien mit erneuter Gewalt über den von innern Kämpfen Zermürbten gekommen.

Chadidscha in ihrer Liebe, kannte nur eins: ihrem Manne helfen, ihm die Gesundheit wiedergeben, ganz gleich, wohin der Weg auch führen mochte. Sie machte sich auf, und ging zu dem blindgewordenen Waraka, ihrem Onkel. Er kannte die geheimnisvollen Bücher der Christen und Juden. Darin, soviel hatte sie von ihm gehört, sollte die Wahrheit enthalten sein. Handelte nicht auch der Traum von einer Schrift?

Nachdem sie ihm alles erzählt hatte, beruhigte sie der Alte: „Wenn es sich wirklich so verhält“, sagte er, „wie du berichtet hast, dann ist keine Täuschung möglich, dann ist ihm wirklich ein Engel Gottes erschienen.“

Am Abend des nächsten Tages begegnete er Muhammed bei der Ka'ba. Waraka befragte ihn über das, was ihm Chaddidscha erzählt hatte, und über alle Einzelheiten des Traums. Dann hob er seine blinden Augen zu ihm auf und sagte: „Bei dem, in dessen Gewalt meine Seele ist: den du gesehen hast, ist der große Namus\*), der Bote Gottes, der einst auch dem Moses, dem Sohn Inrams, erschienen ist. Du bist zum Propheten deines Volkes berufen. Man wird dich einen Lügner nennen, wird dich mißhandeln und verfolgen. Aber bleibe standhaft.“

Waraka wird nicht durch den Traum zu dieser bestimmten Äußerung veranlaßt worden sein, wie es die Legende in der ihr eigentümlichen Form erzählt. Ein Wunsch spricht sich darin aus, der ihm versagt blieb. Der Einsichtsvolle hatte erkannt, daß die Zeit erfüllt war. Die Religionslosigkeit eines rein formalen Götterdienstes drängte zu einem neuen Glauben. Inmitten höherstehender Bekenntnisse konnten die Araber nicht länger im Heidentum beharren. Es mußte unter ihnen der Mann erstehen, der sie zu der von Gott offenbarten Religion führte, als der allein wahren. Ihm selbst hatte die Kraft dazu gefehlt. Nun glaubte er in Muhammed den Berufenen zu sehen.

Waraka blieb nicht der einzige, der in dieser nationalen Verengung das eigentliche Ziel Muhammeds verkannte.

Der Traum Muhammeds spiegelt das endlich erreichte Stadium der Gewißheit. „Ihm war die Brust weit geworden“, wie er es ausdrückte. Die innere Stimme hatte mit unzweideutigen Worten gesprochen. Und was sie sagte, war ihm durch einen Mann von tiefer Erkenntnis bestätigt worden.

Wie in einer Vision hatte sich ihm das Ziel vor Augen gestellt: das eine Gotteshaus für alle Menschen. Die Idee hatte ihn gepackt und ließ ihn nicht mehr los. Er hatte

---

\*) Namus ist das griechische Wort *nomos* = Gesetz. Bei den orientalischen Christen wurde das Wort nur für das göttliche Gesetz gebraucht. Die Araber machten aus der Sache eine Person: den Engel, der Moses im brennenden Busch erschienen war.

mit Gott gerungen, wie Jakob mit der Gestalt im Traum. Dieser innere Kampf, dieses Überwältigtsein stellte sich ihm dar wie eine Berufung dessen, für den er zeugen sollte. Ihm war, so erschien es ihm, der Auftrag eines Höheren geworden. Strömten doch auch die Worte, die er zu sagen hatte, wie von selbst von den Lippen.

Muhammed sah nun den steilen Weg vor sich, der ihm zu gehen auferlegt war — und er schreckte davor zurück.

Seine Idee machte ihn nicht blind. Er tappte nicht, die Augen gen Himmel, darauf los, wie ein schwärmerischer Weltverbesserer. Er wußte, was er auf sich nahm, übersah die Schwierigkeiten und Gefahren, erkannte die Folgen.

Was der alte Waraka prophezeit hatte, das wußte er selbst nur zu gut. Leiden und Verfolgungen standen ihm bevor. War nicht der letzte Prophet von den Menschen gekreuzigt worden? Ähnlich konnte es auch ihm ergehen. Aber der persönliche Einsatz war nicht einmal das Schwerwiegendste. Er stand nicht allein, war für andere verantwortlich. Er setzte sein Vermögen aufs Spiel; er brachte vielleicht seine Familie in Not und Elend (wie es dann tatsächlich geschah); er gefährdete Glück und Zukunft seiner Kinder. Man wird sich erinnern, wie sich Tolstoi in einer ähnlichen Krise nicht aus der weltlichen Umklammerung zu lösen vermochte — bis es zu spät war.

Um die Menschen zu gewinnen, besaß er nichts als seine Überzeugung: die Kraft, die ihm von Gott gegeben war. Aber würde man ihn nicht einfach auslachen, wenn er in seiner Vaterstadt — und da mußte er beginnen — als Prophet auftrat? Wo ihn dort jeder genau kannte! Würde er dem standhalten können? Und wenn die Kraft nicht ausreichte? War es nicht doch zu schwer, was ihm zu vollbringen auferlegt war?

Sah er am Ende noch weiter? Ahnte er dumpf, was schließlich unvermeidbar kommen mußte? Daß er, der den Menschen das Heil bringen wollte, Ungezählten den Tod brachte? Daß auch Kriege und Unheil die Folgen waren, die Zerrissenheit in der Welt nur größer wurde und zuletzt die Vision doch nur wieder Utopie blieb? Zum Bewußtsein ist ihm das damals nicht gekommen. Lange Zeit hielt er daran fest: was, wie er glaubte, Gott offenbart hatte, würden die Menschen guten Willens aufnehmen. Aber im innersten

Gefühl mögen die Schatten solcher Möglichkeiten aufgetaucht sein und das Zurückschrecken verstärkt haben.

Man kennt im Leben heroischer Männer diese Zeiten der Verzagtheit, die Stunden von Gethsemane, die gerade dann kommen, wenn die Aufgabe sich mit voller Klarheit vor Augen stellt.

Muhammed erschien es, als hätte sich Gott von ihm abgewendet. Die Kraft hatte ihn verlassen. Die Stimme blieb stumm, die Worte formten sich nicht mehr, sein Inneres war leer. Nach der ungeheuren seelischen Steigerung war ein ebenso heftiger Rückschlag eingetreten. Nach der ersten Offenbarung in jenem Traum wollten keine weiteren mehr kommen, sie blieben aus; so formuliert es die Tradition.

Und weiter berichten die Chroniken, daß er in seiner Verzweiflung entschlossen war, seinem Leben ein Ende zu machen. Er konnte nicht mehr zurück. Für das bürgerliche Dasein war er verloren. Fand er nicht den Durchbruch nach vorwärts, so gab es nur noch einen Ausweg. Es war wie eine Probe, die er sich auferlegte: war die Furcht stärker als die Kraft, fand er den Entschluß zur Flucht in den Tod, dann war alles nur Selbstbetrug gewesen.

„Ich ging aus“, so erzählt er selbst, „mit dem Plan mich von einem Felsen herabzustürzen. Nur noch Ruhe wollte ich finden und mich von meiner Seelenangst befreien.“ Nach langem Umherirren kam er an eine steilabstürzende Felswand. Er trat hart an den Rand, ein Stein bröckelte ab und rollte in die Tiefe. Der Abgrund lockte, da unten war Ruhe und Frieden.

In diesem Augenblick meinte er eine Stimme zu hören, die seinen Namen rief. „Ich schaute nach rechts und sah nichts; nach links und sah nichts; ich blickte voraus und sah nichts. Da hob ich meine Augen und sah ihn: Er richtete sich empor und war am höchsten Horizont, dann näherte er sich und ließ sich herab. Er war nur zwei Bogenlängen entfernt oder näher.“

Man braucht keine abendliche Luftspiegelung etwa nach der Art des Brockengespensts anzunehmen, wie Rationalisten herausgetüftelt haben. Noch ist an absichtliche Erfindung zu denken, denn solche würde den Engel mit Flügeln und sonstigen landläufigen Attributen beschreiben. Aus den unsicher

tastenden Worten, mit denen er vergebens die Erscheinung darzustellen sucht, ist zu erkennen, daß sie ihm geworden ist. Er glaubte den Engel Gabriel gesehen zu haben, wie er sich ihm gleichsam drohend näherte. Es ist der nach außen gespiegelte Reflex seines Inneren, die Überwindung seines schwachen Menschen, der nun bereite Wille, das Schwere auf sich zu nehmen.

Von da ab, erzählt die Überlieferung, floß die Quelle der Offenbarungen ohne Unterbrechung. Die Verdüsterung seines Wesens verschwand, die Krankheitssymptome hörten auf. Er fand seine alte Kraft und Sicherheit wieder und jene lebenszugewandte Heiterkeit, die im Islam Niederschlag gefunden hat.

Das Ringen mit sich selbst war zu Ende. Es hatte nahezu zwei Jahre gedauert.

## VII

### Die Urzelle

In Muhammed paarte sich Enthusiasmus des Gefühls mit Nüchternheit des Geistes zu jenem glücklichen polaren Zusammenwirken, wie man es oft bei erfolgreichen Tatmenschen findet. So weit gesteckt, ja utopisch das Ziel war, so klug und kühl überlegt machte er jeden Schritt darauf zu.

Und um auch das gleich richtigzustellen: Seine Verkündigungen — Offenbarungen nach islamischer Tradition — waren keine in Ekstase gestammelten Worte. Gewiß, die Idee, die ihn erfüllte, gab den begeistertsten Schwung und jene faszinierende Kraft unerschütterlicher Überzeugung. Aber was er sagte, war wohlbedacht, stets auf die Wirkung berechnet und nie über das hinausgehend, was der Augenblick oder der Zweck erforderte. Dabei keine breit ausgesprochenen Lehren, kein absichtliches Überzeugen wollen; oftmals nur variierende Wiederholungen weniger Grundgedanken — als Tatsachen hingestellt, das Gefühl der Zuhörer packend und sich wie von selbst dem Gedächtnis einprägend.

Er mußte in Mekka beginnen — vorerst sah er keine andere Möglichkeit — hier sich ein Zentrum begründen, von dem aus sich die Bewegung in immer weiteren Wellenkreisen über Land und Länder ausbreitete. Aber er wußte auch, er

hatte Widerstände zu erwarten. Denn seine Lehre vom alleinigen Gott bedeutete, wenigstens für Arabien, eine geistige und mehr noch soziale Umwälzung. Sofort den Kampf in der Öffentlichkeit aufzunehmen, wäre also ein taktischer Fehler gewesen. Man hätte den einsamen Prediger einfach unbeachtet gelassen. Daher mußte er sich zunächst einen festen Anhang schaffen, eine sichere Partei. Mit diesem Rückhalt war er keine *quantité négligeable* mehr für die Stadt. Und sobald ein wenn auch nur kleiner Kreis von seinem Prophetentum überzeugt war, hatte sich die Berechtigung seines Anspruchs schon bewiesen. Zudem waren Verachtung oder Verfolgung leichter zu ertragen von einer glaubenstarken Gemeinde, als vom einzelnen. Schließlich konnte er zunächst im kleinen seine Mittel erproben, die ihm angeborene Scheu vor öffentlichem Auftreten überwinden und vor allem die Kunst der Rede — die einzige Wirkungsmöglichkeit, die er besaß — bis zur Virtuosität ausbilden.

So begann er denn damit, im stillen Anhänger zu gewinnen. Er schuf sich die Urzelle des Islams.

Es spricht für Muhammed, aber ebenso für Chadidscha, wenn diese, die ihn wohl am besten kannte, als eine der ersten an ihn und sein Prophetentum glaubte. Es mag ihr nicht leicht gefallen sein; denn sie mußte die Gefahren seines Auftretens für ihn selbst, wie für Familie und Kinder voraussehen. Indessen beschäftigte sie eine ganz andere Sorge. „Wenn, wie du sagst, alle Heiden in die Hölle kommen“, fragte sie ihren Mann, „dann sind auch meine Vorfahren dort?“ Das mußte er zugeben. „Also sind auch meine verstorbenen Söhne in der Hölle?“ fuhr sie fort. Nach kurzem Überlegen erwiderte Muhammed: „Die, welche glauben und deren Nachkommenschaft ihnen im Glauben folgt, werden mit allen ihren Kindern vereinigt werden.“ Eine brillante Antwort. Von ihrem Glauben war es abhängig gemacht, daß sie ihren früher verstorbenen Kindern die ewige Seligkeit bereitete.

Auch die übrigen Hausgenossen wurden treue Anhänger: Ali ibn\*) Abu Talib, der schon erwähnte Neffe und Adop-

---

\*) ibn bedeutet im Arabischen Sohn.

tivsohn, damals noch sehr jung; und Saïd ibn Haritha, anscheinend von christlicher Herkunft. Diesen Saïd hatte Chaddischa als Sklaven gekauft und dann ihrem Mann als Hochzeitsangebinde geschenkt. Es wird erzählt, daß der Vater Saïds, Haritha, nachdem er seinen Sohn lange gesucht hatte, aus Syrien nach Mekka kam, um ihn loszukaufen. Muhammed, der den jungen Saïd sehr in sein Herz geschlossen hatte, stellte ihm die Wahl frei: wenn er wollte, könnte er ohne Lösegeld in seine Heimat zurückkehren. Saïd aber erklärte, bei Muhammed bleiben zu wollen. Dieser schenkte ihm später die Freiheit und nahm ihn an Sohnesstatt an. Saïd, ein Meister im Bogenschießen, wurde später ein tüchtiger General des Islams; er fiel im Kampf für seinen Glauben.

Vor allem aber hatte Muhammed das Glück, sich einen Mann von besonderer Qualität zu gewinnen. Man kennt ihn unter dem Namen Abu Bekr; in der Geschichte lebt er weiter als erster Kalif. Er war von bescheidener Herkunft, vielleicht der Sohn eines Freigelassenen, und hatte sich als Tuchhändler bedeutendes Vermögen erworben. Sein gerader Sinn und seine Selbstlosigkeit hatten ihm Ansehen verschafft. Man zog ihn oft zu Rate bei Entscheidungen in zivilen Streitfällen. Er hatte Zutritt zu den literarischen oder auch politischen Salons einiger hochstehender Damen der Mekkaer Gesellschaft. In den Abendstunden pflegte man in den offenen Häusern der Wohlhabenden oder auch im Hof der Ka'ba zusammenzukommen, um Neues zu hören und die Tagesereignisse zu besprechen, denn Zeitungen gab es noch nicht. Reden und Diskutieren ist eine Leidenschaft der Araber.

Durch seinen Verkehr in den verschiedensten Kreisen hatte sich Abu Bekr eine genaue Kenntnis der Geschlechter Mekkas und ihrer Beziehungen untereinander erworben, was sich für die Propagandatätigkeit sehr nützlich erwies. Denn mit Stammbaum und Verwandtschaft war man äußerst heikel. Je länger die Ahnenreihe, desto vornehmer das Geschlecht; und diese verschiedenen Abstufungen mußte man kennen. Ein sicheres Pedigree zu haben, war der Stolz jeder Sippe; wo es fehlte, wurde es konstruiert. Kein Wunder also, daß die Genealogien oft bis in dunkle Urzeiten zurückreichten. Die vielen Namen, die man führte — klangvoll wie die spanischen — enthielten oft in nuce die ganze Ab-

stammung. Durch Unkenntnis in den höchst verwickelten Verwandtschaftsverhältnissen und unrichtige Einschätzung des Vornehmheitsgrades konnte man sich die Feindschaft eines ganzen Geschlechts zuziehen.

Abu Bekr hatte ein weiches Gemüt und einen starken Charakter. Er war leicht bis zu Tränen gerührt. Aber in Wollen und Tat so fest und sicher, daß er nie aus dem Gleichgewicht seiner klugen Besonnenheit geriet, und seine unerschütterliche Energie sich mit Milde paarte. Sehr wohlgezogen, überall gern gesehen, ein amüsanter Plauderer und beliebter Erzähler obszöner Witze, hatte der kleine, sich leicht gebückt haltende Mann doch einen stillen Kummer: er war nämlich so knochendürr am ganzen Körper, daß seine Hosen nie richtig fest saßen und daher zu seinem Bedauern immer herunterhingen. Obgleich nur zwei Jahre älter als Muhammed, war er früh ergraut und färbte sich Haar und Bart mit Henna.

Was ihn dazu trieb, sich auf das prophetische Abenteuer einzulassen, seine soziale Stellung dranzugeben und fast sein ganzes Vermögen für die Sache zu opfern, war gewiß nicht das Verlangen, eine Rolle zu spielen, sondern echte Überzeugung. Er gehörte zu denen, die sich großen Ideen hingeben können, aber selbst nicht schöpferisch sind, und die wissen, daß ihnen die geheimnisvolle Gabe des Führertums fehlt, so stark in ihnen auch der Wunsch danach sein mag. Ihre Vorstellung von heroischer Größe, für sie aus Selbstkritik und sicherem Gefühl unerreichbar, glauben sie in einem anderen verkörpert zu finden. Und das gibt die Bereitschaft zu einer Heldenverehrung, in der sie eigentlich nur das Wunschbild ihrer selbst verehrten. Daher die selbstlose Hingabe Abu Bekrs, die unbedingte Gläubigkeit, das dienende Im-Hintergrund-Bleiben und die menschlich schöne und nie wankende Treue, die er Muhammed entgegenbrachte. Er sah in ihm den nationalen Apostel, den zur rechten Stunde gesandten Führer, um ein Volk, das sich in seiner wachsenden Kraft selbstmörderisch zerfleischte, mit neuem Geist zu erfüllen und dem Lande damit eine sinnvolle Ordnung zu geben. Für die Zielweite von Muhammeds Gedanken, die Schöpfung einer einheitlichen Weltreligion, besaß er kein Organ.

Abu Bekr, ganz von der neuen Aufgabe erfüllt, ging nun

mit reger Betriebsamkeit daran, Anhänger zu gewinnen. Er nahm sozusagen den Außendienst, wurde Geschäftsführer und Propagandachef der sich bildenden Partei. Notgedrungen durfte man nicht wählerisch sein, mußte nehmen, was man an Wegen und Zäunen fand: Arme, Bedürftige, kleine Leute, Sklaven, die mit dem Gelde Muhammeds und Abu Bekrs freigekauft wurden; wohl auch einzelne, die was auf dem Kerbholz hatten und sich eines Schutzes versichern wollten. Kurzum vielfach nur solche, die nichts zu verlieren, nur zu gewinnen hatten. Beiträge wurden nicht erhoben; im Gegenteil, die überwiegende Zahl der Ärmern wurde von den wenigen Wohlhabenden unterstützt.

Diese etwas bunt zusammengewürfelte Gemeinde versammelte sich zumeist im Hause eines der Anhänger oder auch in einem abgelegenen Tal außerhalb Mekkas. Die Sache wurde möglichst geheim gehalten. Zutritt hatten nur die Eingeweihten oder solche, die es werden wollten.

Aber diese kleine Schar hing wie gebannt an den Worten ihres Führers. Mit wohlweislicher Absicht stellte Muhammed das Negative, die Verurteilung des Bestehenden, den Angriff gegen die Vielgötterei vorerst zurück. Er suchte den Menschen zunächst etwas zu geben. Er rückte ihnen Gott nahe, verkündete die Unsterblichkeit der Seele (für Arabien etwas Neues) und daß alle, auch die Niedriggeborenen und Sklaven vor dem himmlischen Vater gleich wären. Er erhöhte den Wert des einzelnen, machte ihn aber zugleich verantwortlich für sein Tun. Denn am Tag der Auferstehung hatte jeder Rechenschaft abzulegen, und Strafe oder Belohnung wurde nach Verdienst zuteil.

Man erkennt sofort, daß sich diese Grundgedanken in nichts vom Christentum unterscheiden. Muhammed wollte auch nichts Neues schaffen, nur die eine wahre Religion in ihrer Reinheit wieder herstellen. Darin sah er die ihm erteilte Aufgabe. Eine Idee, aus den Wirrungen der Zeit geboren; aber zugleich, in ihrer Konsequenz als Friedensreich, eine nie zur Ruhe kommende Sehnsucht der Menschen, solange die Erde bestehen wird.

Dieser Gotteskürer war von anziehender Erscheinung. Mittelgroß, breitschultrig, von hagerer Gestalt; ein kräftig entwickelter Mund, stark vorspringende Nase. Die scharf gegeneinanderstoßenden Züge des gelblich-braunen Gesichts

zusammengehalten von dem gestutzten Vollbart; aus dessen Schwärze blitzten gesunde, etwas auseinanderstehende Zähne, sehr sorgsam gepflegt und daher immer ‚weiß wie Hagelkörner‘. Die Augen in weiten Höhlen, schmal auslaufend, unter langen, dünnhaarigen Brauen. Nachts strich er Antimon auf die Augen, um Glanz und Sehschärfe zu erhalten; eine notwendige hygienische Maßnahme in einem Lande, wo frühzeitige Erblindung nicht selten ist. Das dunkle leicht wellige Haar etwa eine Hand breit über den Schultern geschnitten, damals nach mekkanischer Sitte zu beiden Seiten in je zwei Flechten gewunden, pomadisiert und von Wohlgerüchen duftend. Überhaupt war er sehr empfindlich gegen minder gute Gerüche. (Später, in Medina, verbot er den Genuß von Zwiebel und Knoblauch vor der Versammlung in der Moschee.) Auf dem Kopf den Turban von aschgrauer Farbe, rückwärts leicht eingedrückt. Diese kleine Besonderheit wurde das äußere Abzeichen der ersten Gemeinde. Die Kleidung war stets peinlich sauber, aber unauffällig, nach keiner Seite hin betont, weder gewollt vernachlässigt, noch in irgendeiner Weise gesucht. In der Gepflegtheit seines Äußeren, deren er sich stets befließigte, sah er eine Verpflichtung des Menschen als des höchsten Geschöpfes Gottes. Aber auch der kritischste Blick hätte nichts Selbstgefälliges oder Eitles an ihm entdecken können, nicht in seiner Erscheinung, noch in Haltung oder Auftreten.

Es muß etwas Bezwingendes von diesem kraftvollen und lebensprühenden Mann ausgegangen sein, wenn er, glühend vor innerer Begeisterung, aber zugleich voll kühler Überlegenheit, mit einer bezaubernden Eleganz des Ausdrucks in einer formenreichen Sprache von schwingender Musikalität mit seiner sonoren Stimme psalmodierte:

Alhamdullillâhi rabbi'l 'alamîn  
 Er rahmâni er rahîm  
 Malikija'umi ed dîn  
 Iyâka na'budu wa iyâka nasta'in ...

Zu deutsch:

Lob sei Allah dem Weltenherrn,  
 Dem Barmherzigen, dem Allerbarmer,  
 Dem König am Tage des Gerichts.  
 Dir dienen wir, und zu dir rufen wir um Hilfe.

Diese vier Zeilen — der Anfang der ersten Sure des Korans — enthalten das ganze islamische Glaubensbekenntnis. Islam bedeutet wörtlich: Hingabe an Gott; damit ist eigentlich alles gesagt. Es ist die Religion — jedenfalls wie Mohammed sie gewollt hat — auf ihre einfachste und schlichteste Formel gebracht. Zwischen Gott und den Menschen steht nichts, kein Vermittler, kein Fürsprecher, keiner, der die Sünden auf sich nimmt, keine Priesterhierarchie, kein Sakrament der Heiligung, kein zeremonieller Kult. Er räumte alles hinweg, was sich zwischen dem Erdenkind und seinem himmlischen Vater eingeschoben hatte. Er stellte den einzelnen in unmittelbare Beziehung zum höchsten Wesen, nur ihm allein war er mit seinem Tun und Lassen verantwortlich.

Was recht oder unrecht ist, sagt dem Menschen sein Gefühl in der Brust. „Lege deine Hand auf deinen Busen und befrage dein Herz; was deinem Herzen Unruhe verursacht, das mögest du unterlassen.“ „Sünde ist, was in der Seele Unruhe stiftet“; eine ethische Formel, die die Entscheidung zwischen Gut und Böse dem Menschen selbst auferlegte. Dies Ruhen in Gott — die ganze Quintessenz des Islams, in seiner ursprünglichen Form wohlverstanden — nahm dem Schicksal den bitteren Stachel. Was dem Menschen auf Erden bestimmt war, ob ein kleines oder großes Maß von Glück, ob früher Tod oder langes Leben, war freier Wille Gottes, hatte man als unabänderlich gelassen hinzunehmen. Kein tatenloser Fatalismus, wie man gedeutet hat — „Zuvor binde dein Kamel sorgfältig an, dann erst stelle es unter den Schutz Allahs“, heißt eine muhammedanische Lebensregel — sondern vielmehr das, was Nietzsche *amor fati* nennt.

Aus diesen wenigen Grundelementen setzt sich die islamische Lehre zusammen. Ihre Allgemeingültigkeit — das Hauptziel Muhammads — erkannte auch Goethe, als er sagte: „Wenn das der Islam ist, sind wir dann nicht alle Moslim?“

Der Zulauf vorwiegend aus unteren Schichten zu einer die sozialen Unterschiede aufhebenden Partei war erklärlich, aber nicht ganz nach dem Sinne Muhammads. Ihm lag mehr daran, einflußreiche Persönlichkeiten zu gewinnen. Dieser Wunsch kam gelegentlich in einer Fehlleistung zum Ausdruck. Einmal stand er im Gespräch mit einem der wohlhabendsten und daher angesehensten Männer der Stadt, Wa-

lid ibn Modjira\*), den er für die Sache zu interessieren hoffte. Dabei wurde er ständig unterbrochen von einem blinden Bettler, der von der neuen Gemeinde gehört hatte und um Aufnahme bat. Ungeduldig geworden, erteilte Muhammed dem Hartnäckigen eine schroffe Abweisung. Nachher aber erkannte er, daß er mit dem Grundprinzip seiner Religion im Widerspruch gehandelt hatte, und rief sich zur Ordnung in Form eines unzweideutigen Ruffels, den er vom Weltenherrscher erhielt, wie im Koran zu lesen ist. Mißgriffe, begangene Irrtümer, menschliche Schwäche gestand er immer freimütig zu und war bescheiden genug, sich keineswegs als vollkommenes Werkzeug des göttlichen Willens zu betrachten.

Um seiner kleinen Gemeinde einen sicheren Rückhalt zu geben, machte Muhammed den Versuch, seine ganze Sippe zu sich herüberzuziehen. Damit hätte die Partei auch eine gewisse Machtstellung gewonnen. Abu Talib, das Haupt der Banu Haschim, hatte sich für eine Art wohlwollender Neutralität erklärt. Und das war so gekommen:

Eines Tages hatte sich Muhammed, wie er das in der ersten Zeit zu tun pflegte, zusammen mit dem jungen Ali außerhalb der Stadt in das Tal Makleh begeben, um in der Einsamkeit ungestört das Gebet zu verrichten. Die Formen dabei hatte Muhammed zum Teil aus der im Orient allgemein verbreiteten Sitte übernommen, wie man vor das Angesicht seines weltlichen Herrschers trat: niederkniend und die Stirn zu Boden drückend; nun aber als Ausdruck der Verehrung und Unterwerfung ausschließlich vorbehalten dem himmlischen Herrn, dem unsichtbaren Regenten der Welt. Im mittleren Arabien, das keinen Herrscher hatte, war der Brauch wenig bekannt. Während des Gebets nun kam unverhofft der alte Abu Talib des Weges, blieb stehen und betrachtete sich erstaunt die sonderbaren Freiübungen der beiden. Ihm wurde der Sinn der Zeremonie erklärt. Er über-

---

\*) Um seinen millionenschweren Reichtum zu schildern, wird erzählt, daß dieser Walid im nahen Taif ein Landgut lediglich zu seinem Vergnügen besaß, daher auch in den Gärten nie Früchte und Obst abgeerntet werden durften. Den sehr kaufmännisch veranlagten Arabern erschien das als ein schwer begreiflicher Luxus.

legte eine Weile und sagte dann, er hätte nichts dagegen, wenn sie einem Gott auf ihre Weise huldigten; aber was ihn selbst beträfe, so paßte es ihm nicht, seinen Hintern höher zu erheben als seinen Kopf. Ali, heißt es, konnte noch Jahre danach herzlich lachen, wenn er an diese Bemerkung dachte. Der großzügige Abu Talib nahm die Dinge des Lebens nicht allzu tragisch. Hingegen hatte er, wie man sehen wird, zum Glück für Muhammed eine sehr ernste Auffassung von seinen Pflichten als Familienhaupt.

Muhammed also lud die beiden Zweige der Sippe, die Banu Haschim und die Banu Muttalib zu einer geschlossenen Versammlung ein, um, wie er sagen ließ, eine wichtige Sache zu beraten. Sie kamen auch. Nur Abu Talib hielt sich fern. Dagegen erschien ein anderer Onkel, Abd al-Ussa mit Namen, ein etwas cholertischer Herr und seinem Neffen nicht wohlgesinnt.

Dieser Ussa ahnte wohl schon, was kommen würde. Denn kaum hatte der Gottesbote von dem Weltenherrscher und dem drohenden Strafgericht zu sprechen begonnen, als der böse Onkel dazwischen fuhr und rief: „Zum Henker mit dir! Hast du uns dazu hergerufen, um uns derartigen Quark vorzuerzählen.“ Wütend hob er einen Stein, um seinem verdrehten Neffen den Mund zu stopfen. Es gab Tumult. Vergebens versuchte Muhammed weiterzureden. Die Versammlung lief auseinander. In seiner Enttäuschung verlieh Muhammed dem feindlichen Onkel den Beinamen Abu Lahab, Vater des Höllenfeuers.

Abu Lahab — unter diesem Namen wurde er in der Geschichte des Islams verewigt — hatte einigen Grund, es mit den Mächtigen der Stadt nicht zu verderben. Durch seine Frau Umm Dschumail war er mit einer der vornehmsten Familien der Stadt verschwägert, und diese guten Beziehungen waren für sein Geschäft von großem Vorteil. Umm Dschumail — eine Dame, die von Herzen hassen konnte und daher einer besonderen Offenbarung im Koran gewürdigt wurde — hetzte ihren Mann auf, jede Verbindung mit dem plebejischen Neffen zu lösen. Ihr Ältester, Otba, war mit Rokajja, einer Tochter Muhammeds, verheiratet. Otba mußte sich nun von seiner jungen Frau scheiden; und Rokajja wurde mit Dank in das elterliche Haus zurückgesandt. Der dicke und vollblütige Abu Lahab äußerte seine Gegner-

schaft in nicht immer sympathischer Weise. Wo er später Muhammed auf der Straße traf, tobte er sich in Beschimpfungen gegen ihn aus und kescherte die Leute auf, dem falschen Propheten durch gehörige Prügel die Mücken auszutreiben. Vielleicht fühlte er innerlich, daß er unter dem Antrieb seiner Gattin nicht richtig gegen seinen nahen Verwandten handelte; daher sein übersteigter Haß.

Dieses Zerwürfnis hatte jedoch die Gewinnung eines Anhängers aus den besseren Kreisen zur Folge. Othman ibn Affan, mit der Familie der Omaija verwandt, galt damals als der schönste Mann Mekkas: groß, schlank, geschmeidig, in dunkelbrauner Lockenfülle und stets hochelegant angezogen. Später allerdings bekam er eine Glatze und seine Zähne lockerten sich, so daß er sie — wie es in der Überlieferung heißt — mit Gold befestigen mußte. Er war Bankier, handelte außerdem mit Stoffen und Sklaven, und trug seit langem eine heimliche Liebe zu der kaum minder schönen Rokaija im Herzen — obgleich, oder gerade weil er schon mit einer Frau gesegnet war. Als er nun von der Scheidung hörte, sah er sich der endlichen Erfüllung seines Wunsches nahe. Er erschien bei Muhammed, erklärte sich überzeugt von der Richtigkeit des neuen Glaubens und trat der Gemeinschaft bei. Kurz darauf entsandte er seinen Freiwerber, erhielt die Hand der Begehrten und führte Rokaija als seine zweite, aber bei weitem bevorzugte Frau heim. Das Paar, erzählt die Chronik, soll so schön gewesen sein, daß die Leute staunend auf der Straße stehen blieben, wenn die beiden an ihnen vorübergingen.

Was nun auch den Anstoß zum Bekenntnis gegeben haben mochte, jedenfalls hat Othman trotz Widrigkeiten und Ungemach standhaft an seinem Glauben festgehalten. Er war eine mehr passive Natur, heiter, gesellig, unbeschwert, den Freuden des Lebens zugewandt, als echter Araber ein Liebhaber guter Geschichten und Erzählungen. Muhammed war ihm sehr zugeneigt, trotzdem er ihm wenig nutzte. Ein gerissener Geschäftsmann — so machte er einmal ein glänzendes Geschäft durch den billigen Ankauf einer Partie alter Jüdinnen, bei denen, was kein andrer vermutete, die gefangenen Männer alle Wertsachen versteckt hatten — fehlte ihm doch staatsmännische Weisheit, und ebensowenig war er ein Held auf dem Schlachtfeld. Immerhin brachte er es zum Ka-

lifen, bewährte sich aber so wenig, daß ihm die Überschreitung seines Maßes das Leben kostete.

Nach der Überlieferung hat Muhammed etwa drei Jahre im stillen gewirkt. Etwas war erreicht, wenn auch nicht viel. Aber die kleine Gemeinde hielt fest zusammen; und vor allem: sie glaubte an seine prophetische Berufung.

Muhammed hatte gehofft, den Kreis der Anhängerschaft allmählich immer mehr zu erweitern; und so würde, rein durch die Hinwendung zum wahren Glauben, der Götzen dienst ganz von allein aufgehört haben. Darin sah er sich enttäuscht. Anscheinend wollte es sein himmlischer Auftraggeber ihm nicht so leicht machen. Mit anderen Worten: keinem Reformator bleibt der Kampf erspart.

Den mußte er jetzt in der Öffentlichkeit aufnehmen; das erkannte er, es gab kein Ausweichen mehr. Er kam mit der Vorsicht nicht weiter, das war ein deutliches Zeichen. Gott ist ein gestrenger Herr, und wer sich zu ihm bekennt, von dem verlangt er vollen Einsatz der Person. Der Entschluß fiel ihm nicht leicht; er fühlte sich seiner noch nicht sicher genug, und die alte Menschenfurcht überkam ihn. Zweimal mußte ihm im Traum der Engel erscheinen, wie die Tradition sagt, um ihn an seine Pflicht zu gemahnen.

Aber war einmal das Notwendige erkannt, dann ging er auch mit kühner Standhaftigkeit seinen Weg.

## VIII

### Der Prediger am Markt

Mekka war eine Art plutokratische Republik, wenn man so will. Zwei- oder dreihundert Jahre zuvor hatte sich der kraftvolle nordarabische Stamm der Koreisch auf seiner Wanderung nach Süden in dem damals noch unbedeutenden Mekka festgesetzt, die bisherigen Bewohner teils vertrieben, teils aufgesogen und die Stadt zu dem gemacht, was sie war: ein wirtschaftlicher und geistiger Mittelpunkt Arabiens.

Die Koreisch wurden die Oberschicht, die Aristokratie der Stadt. Der natürliche Lebensprozeß hatte aber auch in dem erobernden Stamm sehr bald soziale Unterschiede geschaffen. Einzelne Sippen oder Familien stagnierten oder

sanken herab; andere wieder, von stärkerer Vitalität und Vermehrung, brachten es zu großem Reichtum und damit zu Macht und Ansehen. Das wurden die herrschenden Geschlechter, darunter vor allem die Omaiija (die spätere Dynastie der glanzvollen Omaiijiden) und die Machzum. Sie spielten eine Rolle ähnlich etwa wie die Medici oder Strozzi im oligarchischen Florenz.

Herrschend, aber nur in bedingtem Sinne. Eine Staatsorganisation, eine eingesetzte Obrigkeit irgendwelcher Art gab es nicht. Jedes Geschlecht bewohnte ein gesondertes Quartier und regelte seine Angelegenheiten selbständig nach den uralten ungeschriebenen Stammessitten und Rechtsverhältnissen. Beschlüsse wurden in gemeinsamer, oft recht stürmischer Beratung gefaßt. Ein Zwang zur Ausführung fehlte. Die einzelnen Familien konnten mittun oder nicht; aber oft ergab die verpflichtende Heiligkeit eines Brauchs die geschlossene Aktion. Das Sippenhaupt war nur primus inter pares. Das Maß des Einflusses, den eine Sippe oder ein Geschlecht ausüben konnte, beruhte zum größten Teil auf der numerischen Stärke, ähnlich wie in modernen Staaten bei der Partei. Daher die Tendenz, möglichst viel Kinder in die Welt zu setzen. Eine einzige Frau genügte dazu nicht. Man konnte sich so viele Gattinnen erwerben, als das Bedürfnis des Herzens verlangte oder der Geldbeutel gestattete. Einzelne Geschlechter, höhnt der Koran, rechneten sogar ihre Grabsteine mit, um möglichst zahlreich zu erscheinen. Restgruppen untergegangener Sippen oder neu hinzukommende Bewohner fremden Stammes schlossen sich als sogenannte Schutzbefohlene oder Klienten mit Vorliebe den bereits starken Geschlechtern an und vermehrten so deren Macht. Wer hat, dem wird gegeben.

Zur Regelung gemeinsamer Angelegenheiten der Stadt begnügte man sich mit dem Allernotwendigsten. In einer ganz losen Ratsversammlung, zu der alle freien Männer über vierzig Jahre Zutritt hatten (Klienten ausgeschlossen), besprach man oder entschied wohl auch die alle angehenden Fragen der inneren oder äußeren Politik. Die Versammlung besaß keinerlei verfassungsmäßigen Rechte, vor allem keine Exekutivgewalt. Das natürliche Schwergewicht lag bei den durch Zahl und Reichtum herrschenden Geschlechtern. Es mit ihnen zu verderben, war gefährlich; das vermied man tunlichst.

Der einzelne konnte unter Umständen Einfluß ausüben dank persönlicher Fähigkeiten, überzeugender Rednergabe und Geschicks der Menschenhandlung. Im Falle eines Feldzugs wählte man einen Führer mit besonderer Vollmacht. Aber auch die Heeresfolge war freiwillig. Nach Beendigung des Konflikts kehrte der General zu seinen Warenballen und Kamelen zurück.

Dieser flüchtige Überbau über die alten Grundmauern des Stammesbrauchs reichte vollkommen aus. Innerhalb des Gemeinwesens waren die Gegensätze durch das gleiche materielle Interesse entspannt, und der innere Friede wurde von keiner Seite gestört. Während in anderen freien Städten, Medina beispielsweise, seit Jahren Anarchie herrschte. Die Bankiers und Handelsherren von Mekka hatten das Heft in der Hand. Es ging ihnen vorzüglich. Wenn einer wenig oder nichts besaß, war das eigene Schuld; es stand jedem frei, sich emporzuarbeiten. Und diese Möglichkeit oder Hoffnung nahm dem sehr merkbaren sozialen Unterschied jeden auflehnischen Stachel. Wohlhabend zu werden, von dem zuströmenden Reichtum zu profitieren, darin erschöpfte sich der Sinn des Lebens. Die Jagd nach dem Dinār wurde Parole des Daseins. Heil der Seele? Jenseits? Mein Gott, man hatte Wichtigeres zu denken. Hauptsache war, daß die Geschäfte gut gingen. Und hatte man genügend Geld, so gab es der Genüsse genug: üppige Gastmähler, Weine, Frauen, und zur Geistesnahrung die Freude an wohlgebauten Versen, von hochgeehrten Dichtern vorgetragen. Damit man nicht zu träge oder dick wurde, ab und zu ein frisch-fröhlicher Feldzug gegen einen übermütigen Beduinenstamm draußen. Das war nicht allzu gefährlich; und man konnte dabei in Zweikämpfen sein Heldentum beweisen. Persönlicher Mut, körperliche Kraft und Gewandtheit im Gebrauch der Waffe galten auch bei den Kaufleuten noch als unerlässlich für den Vollwert des Mannes.

Natürlich war in der Stadt bekannt geworden, daß Abu' Kasim, anstatt, wie es sich gehörte, seinem Beruf nachzugehen, sich ins Religiöse verstiegen und zusammen mit Abu Bekr (schade um den sonst so vernünftigen Mann!) eine geheime Sekte begründet hatte. Viel wußte man nicht von ihnen, nur daß sie viel beteten und einen einzigen Gott ver-

ehrten, sei es den der Juden oder den der Christen. Man nannte sie daher Ssabier, der dafür übliche Sammelbegriff. Aber sonst kümmerte man sich nicht viel um sie. Sie störten niemanden und ließen auch die braven alten Götter unbehelligt. Und wenn sie durchaus ihren Privatgott haben wollten, so konnte der gut und gern neben den anderen in der Ka'ba Aufstellung finden und sich ihrer Verehrung erfreuen. Dagegen wäre nichts zu sagen gewesen.

Nun aber versteifte sich dieser Abu'l Kasim darauf, seinen Gott allen aufdrängen zu wollen und in der Öffentlichkeit von ihm zu künden. Er erschien jetzt häufig im Hof der Ka'ba, des Abends, wenn die Sonnenhitze vorüber war und man zusammenkam zu behaglichem Gespräch oder um einen Geschichtenerzähler anzuhören. Dann erhob er seine Stimme; wohlklingend war sie, gewiß, und schön waren die Verse, gut gebaut und musikalisch in ihrem schwingenden Rhythmus; das mußten die Kenner zugeben — und Kenner war damals eigentlich jeder. Man hätte seine Freude daran haben können, wenn er nur nicht unsinniges Zeug geredet hätte. An eine Säule gelehnt stand er; das Auge entrückt als sähe er eine Vision, blaß das gelbliche Gesicht, aber den Zügen entströmte Kraft; die Haltung lässig gelöst, wie befreit von der Schwere des eigenen Ichs; nichts zwanghaft Fanatisches war an ihm, eher der heitere Ernst einer unerschütterlichen Sicherheit.

Von dem Weltenherrn sprach er; dem König der Menschen; dem Gott der Menschen; dem Ewigen; dem nie Gezeugten und nie Zeugenden; dem Verzeihenden und Liebenden; dem gerechten Richter, der das Schicksal des Menschen bestimmt, der Rechenschaft fordert von ihrer unsterblichen Seele. Dann erzählte er von den Qualen der Hölle für die, so ihn verleugnen, und verweilte mit breitausmalender Schilderung bei den unvergleichlichen Freuden des Himmels für die Gläubigen. Das mochte den reichen Kaufherren ein stilles Schmunzeln entlocken. Holdselige Mädchen in ewiger Jugendfrische, die dort oben in Scharen zu Diensten stehen würden, das ließe sich hören. Aber dazu brauchte man sich nicht erst um die Seligkeit bemühen. Hatte man doch schon das Paradies hier auf Erden, ganz so, wie es jener darstellte: schattenspendende, immergrüne Gärten mit sprudelnden Quellen drüben in Taïf; schlankgliedrige Jünglinge, die den

vollen Becher mit Wein reichten; Frauen und Sklavinnen genug, „weiße wie die Gazellen und braune wie die Götzenbilder“.

Immerhin, solche unterhaltsamen Märchen konnte man sich ruhig anhören. Bedenklich aber wurde es, und maßloses Staunen über solche nie erlebte Kühnheit malte sich in den Gesichtern, als nun der Prediger an der Säule dröhnend die Stimme erhob und im Heiligtum selbst die rings versammelten Götter zu schmähen begann. Man war doch recht zufrieden mit ihnen! Was hatte der Mann nur gegen sie? Blinde und taube Bildsäulen wären es, zu nichts nütze, unfähig zu helfen oder zu schaden? Nun ja, erwies sich ein Gott unwirksam, dann ging man zu einem anderen oder stellte einen neuen auf. Aber der da wollte keinen gelten lassen. Nicht den alten ehrwürdigen Hobal, den Ratspendenden; noch die drei himmlischen Jungfrauen, Al-Lât, Al-Uzza und Manât; noch den großen Windmacher; noch Al-Ukaiszir, dem das abgeschnittene Haupthaar samt den Läusen gewidmet wurde; noch Wadd, Sura, Jaguth, Ammianas, und wie die heiligen Urväter und Götter all der Stämme hießen. Nur Steine wären es, beschmiert mit dem Blut der Opfertiere. Umstürzen müßte man die Bildsäulen, zertrümmern die hölzerne Taube und all die kindischen Idole, beseitigen den Tand und Flitterkram, reinigen das Gotteshaus von dem eingnisteten Greuel des Götzenunfugs.

Zu alledem bekamen die stolzen Herren auch noch bittere Wahrheiten zu hören, nun zur stillen Freude des vom Schicksal weniger begünstigten Teils der Zuhörerschaft. Ihre Habgier wurde an den Pranger gestellt, die Verhärtung ihrer Herzen. Anstatt von ihrem Überfluß zu spenden, nahmen sie noch schändlichen Wucherzins von den Ärmeren, ließen Witwen und Waisen darben, den Bettler verhungern. Sie selbst kannten kein Maß und Ziel im Genuß, erlaubten sich, was ihnen gefiele, aber mißhandelten ihre Sklaven für das geringste Vergehen oder töteten sie wohl gar. Auch sie hätten sich vor Gott zu beugen, dem alleinigen Herrn, der unsichtbar über den Welten thront. Mit dem Opfer eines Hammels oder Kamels wäre der nicht zu versöhnen. Gehorsam verlangte er. Ein gütiger Vater sei er, immer bereit, seinen Kindern zu verzeihen. Aber wehe der Stadt Mekka, wenn sie im Götzendienst beharre. „Wißt ihr nicht, wie der Herr

mit Ad verfuhr, mit Iram, der Säulenreichen, und Thamud, der in Fels Gebauten? Zu einem Tal der Verdammten sind die Stätten geworden, dort auf dem Wege nach Syrien; jeder kennt sie.“

„Wehe alle denen, die Gott verleugnen.

Es wird ein Tag kommen, wo die Sonne sich verhüllt, die Sterne herabfallen und die Berge einstürzen;

Wo die gebärenden Kamelstuten sich selbst überlassen bleiben, und die wilden Tiere sich schutzsuchend zusammenschütten;

Wo die Wellen des Ozeans kochen werden, und die Seelen sich wieder vereinigen mit ihren Leibern;

Wo das neugeborene Mädchen, das lebendig begrabene, fragen wird: Um welcher Sünde willen wurde ich geopfert?

Und die ewigen Bücher offen daliegen werden,

Und der Himmel sich aufrollt, gleich einem Blatt Pergament; und die Hölle auflodert und das Paradies in seiner Pracht sich offenbart.

An jenem Tage wird jede Seele kund tun, was sie getan hat.“

Eindruck machten die Worte; das war nicht zu leugnen, war aus der stummen Verlegenheit zu ersehen. Sie mochten wohl im innersten Herzen ein Echo finden. Denn eine solche Vielheit von Göttern wurde verehrt, daß man in Wahrheit an nichts mehr glaubte. Das religiöse Bedürfnis, der ewige Trieb im Menschen, fand nirgends Antwort. Daher denn auch später die rasche Verbreitung des Islams in Arabien.

Aber wonach es die Seele drängte, davon wollte die Vernunft nichts hören. Man hielt an dem Überkommenen fest, denn man fuhr gut damit. Man wollte an dem Göttersammelsurium nicht rütteln lassen, denn das konnte die wirtschaftliche Vormachtstellung der Stadt gefährden. Man ahnte, daß die neue Gotteslehre einen Umschwung im Denken und Leben herbeiführen mußte. Und ohne zwingende Not, ohne harten äußeren Druck ist der Mensch selten bereit das Gewohnte — mag es auch unzugänglich sein — aufzugeben und den Schritt zu dem unsicheren Neuen zu wagen. Vor allem sträubte sich das Selbstgefühl der Mekkaner dagegen, daß einer, den man kannte und der durch nichts vor anderen ausgezeichnet war, sich über sie erheben wollte und mit dem Anspruch auftrat, ein Auserwählter zu sein. Glückhafte

Hemmungen das; denn sie schalteten erst die Widerstände ein, die der bewegenden Kraft die Hochspannung gaben.

Die Mekkaner machten es nicht anders, wie zumeist die Menschen, wenn sie sich einer besseren Erkenntnis gewaltsam verschließen. Ihr Gefühl trieb sie zu dem Richtigen hin — und sie wehrten sich um so energischer dagegen. Sie befreiten sich von ihrem Unbehagen durch Verhöhnung und Spott. Sie lachten den Gotteskünder aus. Sie redeten sich ein, er wäre überhaupt nicht ernst zu nehmen. Sie halfen sich mit den einfachsten Mitteln der Selbstverteidigung: erklärten ihn für einen Kâhin, einen von Dämonen Besessenen; mildestenfalls für einen Dichter, der in seinen Phantasien schwelgte.

Aber sie taten gerade nicht das, was Muhammed am ehesten lahmlegen konnte: nämlich ihn einfach nicht zu beachten, von dem Phantasten oder Besessenen, wie sie sagten, keine Notiz zu nehmen, ihn stehen zu lassen und ihres Wegs zu gehen, so daß er vor leeren Bänken gepredigt hätte. Man gab ihm ein Echo, wenn auch nur ein negatives, man wollte ihn nicht ernst nehmen und tat es unbewußt doch. Man ließ sich auf Debatten mit ihm ein, bemühte sich, ihn zu widerlegen, beieferte sich, ihn und seine Verkündigung lächerlich zu machen — und rückte ihn damit erst in den Mittelpunkt öffentlicher Beachtung.

„Was ist das für eine Sorte von Prophet?“ spotteten sie. „Er ißt Speise und wandelt auf den Bazaren. Ist etwa ein Zeichen auf ihn herabgesandt oder ein Engel ihm beigegeben? Wenn wenigstens ein Schatz auf ihn herabgeworfen würde oder hätte er einen Garten, davon zu essen!“

„Wenn du Prophet sein willst“, sagte man zu ihm, „so beweise das, legitimiere dich, tue ein Wunder, wie auch Moses oder Jesus, auf die du dich berufst, Wunder getan haben.“ Was man von ihm verlangte, wäre für die Mekkaner gewiß recht vorteilhaft gewesen. Er sollte beispielsweise einen Fluß in das Tal von Mekka zaubern, der das ganze Jahr über Wasser führte, denn daran fehlte es. Oder er sollte, was vielleicht noch angenehmer gewesen wäre, das hohe Massiv des Berges Ssasa in lauterer Gold verwandeln. Oder einen Verstorbenen zitieren. Vor allem den Urahn des Stammes, Kusaj ibn Kilab, damit dieser vor aller Welt seine Mission bestätigte.

Stein in Gold zu verwandeln vermochte Muhammed nun freilich nicht. Aber der Orient ist von jeher das Land der Magie gewesen. Priester und Zauberer verfügten über geheimnisvolle Künste, wußten sich unsichtbare Kräfte dienstbar zu machen, wie noch heute die indischen Fakire. Muhammed wäre es nicht schwer gewesen, die eine oder andere dieser Künste zu erlernen, etwa eine Geisterbeschwörung zu inszenieren, oder auch nur irgendeinen Taschenspielertrick anzuwenden. Wie ein späterer Gegenprophet, dem die Erfolge Muhammeds keine Ruhe ließen. Er suchte seine göttliche Sendung dadurch zu beweisen, daß er ein Ei unversehrt in eine enghalsige Flasche praktizierte — und fand Glauben damit.

Muhammed lehnte derartige volkstümliche Mittel als unwürdig ab. Die von ihm erkannte Wahrheit war ihm zu heilig dazu. „Ich bin nur ein Mensch, gesandt um zu warnen und zu verkünden. Gott hat mir keine Macht gegeben, Wunder zu tun“, erklärte er schlicht. Und gewiß nicht ohne Berechtigung fügte er hinzu: „Auch Isa, der den Juden gesandte Prophet, hat Wunder verrichtet, und dennoch hat ihn sein Volk gekreuzigt.“

Aber der — zunächst nur mit der Waffe des Wortes geführte — Feldzug gegen ihn beschränkte sich keineswegs auf eine so simple Strategie. Die fähigsten Köpfe Mekkas bemühten sich, ihn und seine Lehre zu entwerten. Zu diesen rechnete ein gewisser Amr, später einer der gewiegtesten Politiker des Islams und berühmt geworden als Eroberer Ägyptens. Er war der Sohn einer angesehenen Hetäre, um deren Huld sich die vornehmsten Herren der Stadt bewarben. Neben ihren körperlichen Reizen besaß sie Witz und Verstand; und ihr Salon war ebenso beliebt, wie der Zutritt zu ihrem Schlafgemach begehrt. Als nun Amr geboren wurde, war sie erklärlicherweise in Zweifel über die Vaterschaft des Kindes. Sie berief daher alle in Betracht Kommenden zu sich — auch Abu Lahab soll darunter gewesen sein — damit sich die Teilhaber darüber schlüssig wurden, wer die Vaterpflicht zu übernehmen hätte. Ein Neutraler, der sich angeblich auf Physiognomik verstand, sollte Schiedsrichter sein. Der erklärte nun, daß das Kind auffallende Ähnlichkeit mit dem ältesten der Anbeter, Al-

Ass, zeige; und daraufhin fanden das die anderen natürlich auch. Der also bezeichnete Vater adoptierte den unverhofften Sohn, und dieser erhielt daher den Namen Amr ibn Al-Ass.

Die Natur hatte dies Kind der Liebe mit Schönheit des Körpers und hohen Gaben des Geistes ausgestattet. Er wurde schon in jungen Jahren einer der beliebtesten Dichter Arabiens. Seine ersten Lieder waren von einer bezaubernden Lieblichkeit.

Aber er besaß auch ätzenden Witz, den Muhammed nun zu spüren bekam. Amr machte beißende Satyren und lustige Epigramme auf den angeblichen Propheten, die bald von Mund zu Mund gingen. Wenn Muhammed verkündet hatte:  
„Wahrlich, ich schwöre euch bei den Wandelsternen, die auf- und niedergehen,

Und bei dem Dunkel der Nacht und bei dem Dämmern des Tages:

Dies ist wahrlich das Wort eines Beauftragten Gottes, eines Gesandten des Mächtigen.

Und euer Gefährte Muhammed ist nicht besessen, wie ihr wohl meint.

Er hat den Engel erblickt am hellen Horizont,

Und das Wort vernommen, gesandt zur Mahnung der Menschen.“

— dann verfaßte Amr ibn Al-Ass eine wohlgelungene Parodie auf die Verse und trug sie mit Ausdruck und Gebärde Muhammeds vor. Und die ganze Gesellschaft Mekkas schüttelte sich vor Lachen.

## IX

### Abu Dschal

Nur einer nahm den Propheten von Anfang an ernst, sehr ernst. Das war Abu'l-Hakam ibn Hischam ibn al-Mudjira, nach seiner Mutter auch Ibn al-Hanzalija genannt, dem stolzen Geschlecht der Machzum entstammend. „Wir, die Machzum“, pflegte er zu sagen, „sind wie die edlen Rassepferde, die allen andern vorangaloppieren.“ Und vorangaloppieren, das tat er wirklich. Ziemlich der einzige Gegner, der Muhammed voll gewachsen war.

Klein, untersetzt, kräftig; das Haar rötlich, wie von der Sonne geröstet; ein tapferer Streiter; unbeugsam, nie für Kompromisse zu haben; heftig bis zur Brutalität. Dabei von so überragender Klugheit, daß er — wie es heißt — gegen den Brauch schon vor seinem vierzigsten Lebensjahr zur Ratsversammlung zugelassen worden war. In Anerkennung dieser seiner hervorstechendsten Eigenschaft erhielt er im Islam den Beinamen Abu Dschal — Vater der Torheit. In einer der späteren Schlachten, bei der zur Einleitung die Anführer wie die homerischen Helden sich zu ritterlichen Zweikämpfen höhrend herausforderten, wurde er von seinem Gegner „der Mann mit dem parfümierten Hintern“ genannt. Warum, sagt die Tradition nicht. Ehre seinem Andenken! Er starb für seine Überzeugung.

Abu Dschal war einer der besten Vertreter des alten Arabertums. Der Stolz auf den Stamm — nicht viel anders als das Nationalbewußtsein des Europäers — war verpflichtend im höchsten Sinne. Die meist ins Heroische idealisierten Ahnen gaben das Vorbild, dem man nachzustreben hatte. Ihnen gleich zu sein, zum Ruhm und zur höheren Ehre des Stammes, galt als Inbegriff der Tugend, der arabischen „Muruwwa“, was ziemlich der *virtus* der Römer entspricht. Die Kehrseite war ein überstarres Festhalten am Herkommen. Die Sitten der Väter waren heilig; was von ihnen abwich, war schlecht und verderblich.

Das aristokratische Gefühl verband sich mit einem ausgesprochenen demokratischen Bewußtsein. Die Herkunft von dem einen Ahnen bedingte, daß innerhalb des Stammes alle Brüder, also gleich waren. Anspruch auf Führertum konnte nur erheben, wer im Sinne der Muruwwa besonders hervorragte. Aber man fügte sich ihm nur, soweit es die Notwendigkeit erforderte. Unterordnung kannte der Araber nicht. Er wehrte sich gegen jede Art staatlichen Zwangs. Sein angeborenes Unabhängigkeitsgefühl lehnte sich gegen jede stabilisierte Herrschaft eines einzelnen triebmäßig auf.

Abu Dschals politischer Scharfblick sah nun eine Konsequenz, über die sich Muhammed im Anfang wahrscheinlich selbst nicht klar war. Wenn man einen alleinigen Gott und seine Weltordnung anerkannte, dann mußte notwendigerweise der Bote und Verkünder dieses Gottes zum Regenten der Neuordnung werden, zum Gesetzgeber wie Moses, zum

theokratischen Herrscher, wenigstens zunächst in Mekka selbst. Die Entwicklung ist dann auch diesen Weg gegangen.

In dieser Folgerung lag der Kern des Widerstands, unbekannt bei den meisten, von Abu Dschal voll erkannt. Er war sich keinen Augenblick im Zweifel über das Revolutionäre dieser Gotteslehre, wie ihrer verführerischen Kraft über religiös ausgehungerte Seelen. Deshalb trat er von Anfang an für energische Maßnahmen ein, suchte seine Standesgenossen von der Gefährlichkeit des Gotteskünders zu überzeugen und sie zu bestimmen, das Übel mit der Wurzel auszurotten. Aber er drang damit nicht durch. Warum sich noch bemühen gegen einen verdrehten Sektierer, den man bereits der Lächerlichkeit preisgegeben hatte, „anhaltend, gleichwie das Fettschmalz die Koptin verunziert“.

Es zeigte sich aber, daß durch Debattieren, Widerlegen und Verhöhnern der Bewegung nicht beizukommen war. Im Gegenteil: sie nahm zu. Nicht nur bei den unteren Schichten. Auch unter der herrschenden Aristokratie waren einzelne der Jüngeren gewonnen. Hier war es mehr die Auflehnung gegen die unfruchtbare Erstarrung des Lebens, den unentwegten Konservatismus der Väter. Gerade die besten und tüchtigsten der jüngeren Generation, unter ihnen Amr ibn Al-Ass, haben sich nach und nach fast ohne Ausnahme zu Muhammed bekannt und wurden seine eifrigsten Vorkämpfer. Mancher Familienvater mußte schon damals zu seiner Überraschung feststellen, daß der eine oder der andere seiner Söhne dem neuen Glauben anhing.

Die Parteigänger, bisher eine stille Gemeinde, trugen nun keine Scheu mehr, sich öffentlich als solche zu bekennen. Sie verrichteten vor aller Augen ihre sonderbaren Gebete, taten das sogar unter offener Mißachtung der Götter in der Ka'ba selbst. Die in ihren heiligen Gefühlen Verletzten gingen gewalttätig gegen die Tempelschänder vor, attackierten sie, wo immer sie deren ein Häuflein antrafen. Die Angegriffenen hielten nicht ruhig die linke Wange hin, sondern setzten sich gehörig zur Wehr. Es kam zu Tumulten, blutigen Zusammenstößen, Straßenschlägereien; charakteristische Symptome einer bedenklichen Gärung.

Man erkannte jetzt erst, wie weit die Bewegung schon um sich gegriffen hatte. Und sie erschien nun in anderem Licht.

Dieser Muhammed war kein verschrobener Prophet, über den man sich lustig machen konnte, keiner von jenen, ‚die sprechen, was sie nicht tun‘, wie im Koran die Dichter charakterisiert werden. Er war schon zu Taten geschritten, hatte eine recht ansehnliche Partei hinter sich. Schlimmer noch: er gebärdete sich als Volkstribun; verkündete, alle Menschen wären vor Gott gleich; ob Freigeborener, Freigelassener oder Sklave, Weißer oder Schwarzer, es gäbe keine Unterschiede, keinen Vorrang der Geburt oder Abstammung. Adel könnte man sich allein nur durch Gottesfurcht erwerben. Der Frömmste wäre der Edelste unter den Menschen. Kein Zweifel mehr, er zielte auf Umsturz.

Der mekkanische Bürger war aufgebracht, weil die Ruhe und Ordnung in wachsendem Maße gestört wurde. Das konnte — mögen es die Götter verhüten! — Geschäft und Verdienst beeinträchtigen und ihn in der genußfrohen Behaglichkeit seines Lebens stören. Die Aristokratenpartei sah sich in ihrer Machtstellung bedroht. Diese heraufdämmernde Gefahr brachte sie zum Handeln. Abu Dschal, nicht der paraphrasierte, aber tatsächliche Führer der Partei, hatte mit seinen Warnungen recht behalten. Seine Stimme fand nun Gehör. Auf sein Betreiben hin wurde beschlossen, dem Prediger am Markt den Mund zu stopfen — für immer; ihn der Freuden seines so begehrenswerten Paradieses schleunigst teilhaftig werden zu lassen.

Die Ausführung war nun nicht so einfach. Es gab keine Obrigkeit, kein Gericht, das ihn des Hochverrats anklagen und aburteilen konnte, wie es die jüdische Theokratie mit Jesus machte. Auch ein Beschluß der Ratsversammlung hatte keine Vollzugskraft. Es gab nur eine Möglichkeit, den Störer der Ordnung auf sozusagen legale Weise zu beseitigen. Wenn er nämlich aus seiner Sippe ausgestoßen und damit vogelfrei wurde.

Also begaben sich Abgesandte der vornehmsten Geschlechter in stattlicher Zahl zu Abu Talib, dem Familienhaupt der Haschim. „Dein Neffe“, stellten sie ihm vor, „lästert unsere Götter, schmätzt unsere Väter und betört unsere Jugend. Entweder du hältst ihn davon ab oder gibst ihn uns preis, da du ja selbst anderer Meinung bist wie er, und wir werden dir vor ihm Ruhe schaffen.“

Abu Talib lehnte rundweg ab. Darauf drohten sie: „Du

bringst deinen Neffen zum Schweigen oder lieferst ihn uns aus. Wenn nicht, werden wir euch und eure Sippe bekämpfen, bis ihr zugrunde geht. Also richte dich danach.“

Abu Talib befand sich in schwieriger Lage. Die Drohung konnte wahr gemacht werden, die Feindschaft der Mächtigen unter Umständen der ganzen Familie zum Verderben gereichen. Er ließ Muhammed kommen, wiederholte ihm die Worte der Abgesandten und fügte hinzu: „Schone mich und dich selbst, undbürde mir nicht mehr auf, als ich tragen kann.“

Muhammed wußte, was für ihn auf dem Spiel stand. Er glaubte aus den Worten seines Onkels entnehmen zu müssen, daß dieser sich zu schwach fühlte, ihn zu schützen und daher dem Auslieferungsverlangen stattgeben wollte. Angesichts dieser Gefahr erklärte er, wie es in der Überlieferung heißt: „Und wenn man mir die Sonne in die rechte Hand gäbe und den Mond in die linke, unter der Bedingung, daß ich von dieser Sache abließe, ehe sie Gott zum Siege führt oder ich dabei zugrunde gehe, so würde ich doch nicht davon ablassen.“

Dann stand Muhammed weinend auf und wandte sich zur Tür. Aber der alte Abu Talib rief ihn zurück: „Gehe nur, Sohn meines Bruders, und rede wie du willst; ich werde dich aus keinem Grunde jemals preisgeben, was auch kommen mag.“

Abu Talib rief die Banu Haschim und Muttalib zusammen und erklärte, die Ehre des Geschlechts verlange, Muhammed zu schützen. Denn er habe sich keines Verbrechens schuldig gemacht, wodurch ein Ausstoßen aus dem Familienverband zu rechtfertigen wäre. Das erkannte man ohne weiteres an, wenn auch die meisten von der Lehre Muhammeds nichts wissen wollten. Nur Abu Lahab nahm sich aus.

Der Beschluß, für Muhammed einzutreten, wurde den Abgesandten bekanntgegeben. Das rettete damals sein Leben. Denn sein gewaltsamer Tod hätte die Familie zur Blutrache verpflichtet. Das konnte zum Bürgerkrieg in der Stadt führen, und den scheute man wie die Pest.

Indessen sann man auf andere Mittel, um der Bewegung Herr zu werden.

## X

### Kaiser, Großschah und Negus

An den Führer der umstürzlerischen Bewegung konnten die Mekkaner in Rücksicht auf die unabsehbaren Folgen einer Blutfehde nicht heran. Ebenso wenig gab es eine Möglichkeit, die Partei etwa von Obrigkeit wegen zu verbieten und die Glaubensglut durch längeres Verweilen hinter Gitterfenstern abzukühlen. So etwas wie ein Gefängnis gab es im glücklichen Mekka überhaupt nicht.

Aber eins konnte man: mit der menschlichen Schwäche rechnen und den Anhängern die Lust am Bekenntum verleiden. Gelang es auf solche Weise, die Gefolgschaft zu dezimieren, dann war es auch mit dem Führer aus. Das wurde nun mit Eifer ins Werk gesetzt.

Die Familienväter machten ihre Rechtsgewalt geltend, um die verirrtten Söhne zur Vernunft zu bringen. Sie sperren sie im Hause ein oder traktierten sie auf handgreifliche Art, bis sie weich wurden. Das mochte noch angehen; allzu hart wird man mit seinem eigenen Fleisch und Blut nicht verfahren sein.

Schlimm aber erging es allen denen, die keinen Rückhalt an einer starken Sippe hatten, den Schutzlosen, Armen oder Sklaven. Und gerade sie hatte die Botschaft von der Gleichheit der Menschen vor Gott am meisten angelockt. An sie hielt man sich nun; an ihnen ließ man seinen Ärger aus; gegen sie konnte man ohne Besorgnis vor Vergeltung mit den härtesten Mitteln vorgehen. Das Verfahren, um ihnen die auflehnerischen Mucken auszutreiben und ihnen Ehrfurcht vor den alten Göttern beizubringen, war sehr einfach. Man verabfolgte ihnen zumeist ein unfreiwilliges Sonnenbad, legte sie, nackt und gefesselt, während der Mittagshitze auf den glühenden Boden. In jenen Breiten war das eine qualvolle Marter; Wahnsinn oder Tod waren leicht die Folgen.

So erging es unter anderen auch einem schwarzen Sklaven, dem Äthiopier Bilâl, einem Anhänger des Propheten. Sein Herr hatte ihn auf steinigem Fels der Sonnenglut ausgesetzt und zur Beschleunigung des Verfahrens ihm einen schweren Stein auf die Brust gewälzt. Der Neger aber verweigerte standhaft die Lossagung von seinem Glauben. Schon halb

von Sinnen murmelte er beharrlich: „Allah! Einzig... Einzig.“

Zum Glück, erzählt die Tradition, erfuhr Abu Bekr davon. Er eilte hinaus vor die Stadt; und für einen ansehnlichen Preis kaufte er den Sklaven von seinem Herrn los.

Dieser Bilâl besaß eine ausnehmend kräftige Stimme und wurde später der erste Gebetsrufer des Islams. Die Übertragung dieses wichtigen Amtes an einen Schwarzen ist ein unverkennbares Zeichen, daß die Religionsreform Muhammeds nicht — wie man bis in die neuste Zeit angenommen hat — als national-arabische Bewegung gemeint war, sondern sich auf alle Menschen erstrecken sollte, ohne Unterschied der Rasse oder der Farbe.

Aber nicht jeder war so standhaft wie der kräftige Neger. Und um alle Sklaven, die dem neuen Glauben zuneigten, loszukaufen, dazu reichten die Gelder nicht. So kam es, daß manch einer sich den Unannehmlichkeiten doch lieber entzog. Die systematische Verfolgung tat ihre Wirkung. Die Anhängerschaft schmolz zusammen. Es gehörte zu jener Zeit allerhand Mut dazu, sich offen zu Muhammed zu bekennen. Aber was die Gemeinde an Zahl verlor, gewann sie an innerem Wert. Der Druck von außen kittete sie um so fester zusammen.

Den Ausharrenden — es mögen etwa sechzig oder siebzig gewesen sein — wurde das Leben in der Stadt unleidlich gemacht. Wo sie sich in den Straßen zeigten, wurden sie verhöhnt, mit Schmutz beworfen oder gar verprügelt, soweit das ohne Risiko geschehen konnte. An wen man nicht unmittelbar herankonnte, dem suchte man durch Abbruch der Geschäftsbeziehungen die Existenz zu untergraben.

Muhammed, durch seine Sippe vor dem Ärgsten bewahrt, mußte diesem gewalttätigen Verfahren gegen seine Anhänger mit verschränkten Armen zusehen. Er besaß keine Macht, die Schutzlosen vor Verfolgung zu bewahren. Zum erstenmal mochte ihm die Erkenntnis dämmern, was es heißt, ein waffenloser Prophet zu sein, um ein Wort Machiavellis zu gebrauchen.

Zudem begannen sich seine materiellen Mittel zu erschöpfen. Durch den Unterhalt der ärmeren Mitglieder und Freikauf von Sklaven waren sein und Abu Bekrs Vermögen

zum größeren Teil aufgebraucht. Jetzt, wo viele in Not geraten waren, wurde die Unterstützung noch dringlicher. Es mußte eine Entlastung herbeigeführt werden; denn sonst bestand die Gefahr, daß die Genossenschaft einfach aus Mangel an Existenzmitteln zugrunde ging. Wichtiger noch war es für Muhammed, seine Anhänger den Verfolgungen zu entziehen, ihnen außerhalb Mekkas eine Zuflucht zu schaffen, bis vielleicht bessere Zeiten gekommen waren. So wurde denn beschlossen, daß die Mitglieder, die eines Schutzes entbehrten, auswandern sollten. Und zur Ehre der kleinen Gemeinde muß gesagt werden, daß alle, die sich dazu genötigt sahen, lieber ein unbestimmtes Los in der Fremde wählten, als ihrer Überzeugung entsagen.

Unter Führung Othmans (als Gatte der Rokaija Muhammeds Schwiegersohn) wanderte der größte Teil der Anhänger an die Küste und fuhr über das Rote Meer nach dem gegenüberliegenden Abessinien. Denn dort, bei dem christlichen König des Landes, dem Negus, hofften die Flüchtlinge eine Freistatt zu finden. Auch Abu Bekr war unter den Auswanderern. Unterwegs aber erhielt er Nachricht, daß ein entfernter Verwandter und Haupt einer starken Sippe sich für seinen Schutz verbürgte, und er konnte daher umkehren.

Das geschah im vierten Jahr von Muhammeds Auftreten.

Jetzt, um das Jahr 616 unserer Zeitrechnung, schien sich das lange Ringen zwischen den beiden damals allein noch existierenden Großmächten der alten Welt endgültig zugunsten Persiens entschieden zu haben. Syrien und Ägypten waren von den Persern erobert, Nordafrika bis Karthago ihrer Interessensphäre einverleibt. Persische Armeen rückten in Kleinasien vor und mußten über kurz oder lang — gleich den Heerscharen des Xerxes — an den Dardanellen stehen und Byzanz selbst, die Hauptstadt des oströmischen Reichs, bedrohen.

Kaiser Heraklius, der Sohn des Exarchen von Afrika, der sich unter dem sieghaften Bild der Gottesmutter des Thrones bemächtigt und die Ordnung im zerrütteten Reich wiederhergestellt hatte, stand hart vor dem Zusammenbruch. Die Stoßkraft der Perser schien unüberwindlich. Von Norden zudem drängte das Barbarenvolk der Avaren gegen die

Reichsgrenzen an; sie konnten der Balkanhalbinsel sehr wohl ein ähnliches Schicksal bereiten, wie es Italien durch die Langobarden erfahren hatte. Die beiden Stützen seiner Macht, Heer und Zirkus — dieser das Forum der öffentlichen Meinung — begannen zu wanken. Die Parteigänger des unfähigen und von Heraklius grausam hingerichteten Kaisers Phokas arbeiteten mit neuem Erfolg gegen ihn. Schon war der Senat von Konstantinopel bereit, sich den Persern zu unterwerfen, und hatte, hinter dem Rücken des Kaisers, eine ergebenheitsadresse an sie gesandt. Aber der zähe Heraklius ließ den Mut nicht sinken. Es gelang ihm, von den Avarn, die schon bis in die Nähe von Konstantinopel vorgestoßen waren, Frieden zu erkaufen. Dann eilte er, unbekümmert um die Machenschaften in seiner Hauptstadt, nach Kleinasien, um mit den ihm treu gebliebenen Truppen und Hilfsvölkern des Landes neue Armeen gegen die Perser aufzubringen.

Chosru II., der Großschah von Persien, hatte nach der Eroberung von Jerusalem das Heilige Kreuz nach seiner Hauptstadt schaffen lassen, um so die Überwindung des Christentums aller Welt sichtbar zu machen. Teile jenes Kreuzes von Golgatha waren einst von der Mutter Konstantins aufgefunden worden; sie hatte die Stücke in Silber fassen und in der Grabeskirche aufstellen lassen. Jerusalem galt damals als der ideelle Mittelpunkt der Kirche Jesu. Die Besitznahme der Stadt durch die Heiden und der Raub der erhabenen Reliquie war ein die christliche Welt tief erschütterndes Ereignis. Dennoch vermochte dieses Warnungszeichen die Christen nicht zu bewegen, sich aus der Lähmung ihrer Dogmenfehden und Bekenntniszwiste aufzurütteln. Indes Byzanz und Rom um die Zentralgewalt der christlichen Kirche in immer schärferen Gegensatz gerieten (bei dem schließlich keines von beiden das Ziel erreichte), hatte dieser erste, nur vorübergehende Sieg des Ostens den Weg bereitet für einen zweiten und endgültigen.

Chosru, der großmächtige Schah, sonnte sich im neuaufpolierten Glanz seiner Weltherrschaft. Mit naivem Stolz rühmte er sich etwas parvenühft: „Der Himmel dreht sich nach meinen Wünschen. Alle Länder fronen für mich und füllen meine Schatzkammern.“

In seiner Winterresidenz Madâin am Tigris, erbaut auf

den Trümmern des alten Ktesiphon, hatte er den Thron des Darius mit den Tierkreiszeichen aus den vorhandenen Resten wiederherstellen lassen. Dort saß er, ein zweiter von der Fron der Länder nur etwas fett gewordener Darius. Den historischen Thron umgab ein Vorhang aus Zobel- und Marderpelzen, behangen mit silbernen und goldenen Kugeln, die zur Erwärmung mit heißem Wasser gefüllt waren. Von der Decke des Baldachins schwebte über seinem Haupt eine schwere, edelsteingeschmückte Krone; sie sollte sich aber — wie Kronen häufig — als Damoklesschwert erweisen. Um sich auch im Winter die Heiterkeit des Sommers vorzuzaubern, bedeckte den Boden der weiten Palasthalle ein einziger Teppich, auf dem die heiteren Landschaften seines Reiches mit Wegen und Feldern, bunten Blumen, Wiesen, grünen Wäldern und den Silberschlangen der Flüsse dargestellt waren. Sein Heer, heißt es, zählte neunhundert Elefanten, sein Harem zwölftausend Frauen. Zugunsten des glücklichen Besitzers möchte man hoffen, daß letzteres orientalische Übertreibung war.

Die freie Stadt Mekka, in den Augen Chosrus noch weniger als eine Laus in seinem Haar, hatte in den Stürmen der rivalisierenden Großmächte bislang vorsichtig laviert und so das zerbrechliche Schiff ihrer Unabhängigkeit noch immer glücklich hindurchgesteuert. Als günstiger Umstand kam hinzu, daß der Hedschas, in dem die Stadt lag, von Ostrom wie von Persien durch Wüstenstrecken getrennt und daher für ein stärkeres Heer auf den langen, wasserarmen Karawanenstraßen schwer erreichbar war. Nur von dem benachbarten Abessinien aus, jenseits des Roten Meeres, war der Einbruch in den Hedschas leicht zu bewerkstelligen.

Vor nicht allzu langer Zeit — und zwar, wie die Überlieferung sagt, 570, im Geburtsjahr des Propheten — wäre Mekka der Ausdehnungspolitik des afrikanischen Nachbarn beinahe zum Opfer gefallen. Damals war der Jemen, Süd-arabien, bereits abessinische Provinz; und nun sollte auch der Hedschas dem Machtbereich einverleibt werden. Der abessinische Statthalter des Jemen, Abraha mit Namen, rückte also — so erzählt die Tradition — mit einer stattlichen Armee längs der Küste gegen Mekka vor. Die wim-

melnden Scharen schwarzer Äthiopier mitsamt den Elefanten müssen einen gewaltigen Eindruck gemacht haben.

„Tausende von Soldaten, dunkel wie der Gewitterhimmel, bedeckten das Land. Ihr Geschrei scheuchte die Reiter zurück. Ihr Gestank hielt die Gegner fern“, schildert ein Dichter.

Bei allem Verständnis für empfindliche Nasen war es wohl nicht eigentlich der Gestank, der die Mekkaner in ihre Stadt zurückscheuchte. Einer solchen Heeresmacht waren sie nicht gewachsen, und es wäre wohl bald zur Kapitulation gekommen. Aber in der höchsten Not griffen die stets bei guter Laune erhaltenen Götter der Kaufherren ein und sandten, so berichtet die Chronik, dem Feinde eine schlimme Seuche, die Pocken. Sie machte das Heer „wie abgefressene Saat“; zuletzt sah sich Abraha genötigt, den Elefanten, auf dem er ritt, kehrtmachen zu lassen und mit den Resten seiner schönen Armee von dannen zu ziehen. Zum ewigen Gedächtnis der glücklichen Errettung durch Götterhand wurde das Jahr dieses Feldzugs von den Mekkanern ‚das Jahr des Elefanten‘ getauft.

Abessinien, das von Byzanz aus christianisiert worden war, segelte naturgemäß im Fahrwasser Ostroms. Es war dessen südlichster Vorposten und konnte zu gegebener Zeit als Sprungbrett der Durchchristianisierung Arabiens benutzt werden. Solchen und vielleicht noch weiter ausgreifenden Plänen — der Gewinnung des gesamten Orients für das Christentum und damit seiner Einbeziehung in die Macht-sphäre Ostroms — war durch den persischen Sieg vorläufig ein Ende gemacht. Dieser Sieg war daher von den Mekkanern freudig begrüßt worden.

Jetzt, wo Persien nicht nur, wie bisher, die Handelsstraßen nach Indien, sondern mit Syrien auch die nach dem Mittelmeer in Besitz hatte, mußte sich auch Mekka mit dem Allmächtigen von Madâin gut zu stellen suchen. An ihm fand es auch einen Rückhalt gegen Byzanz und seinen nach Süden ausgreifenden Arm: das gefährlich nahe Abessinien. Die Anknüpfung Muhammeds nun mit dem feindlichen Nachbarn und Bundesgenossen Ostroms mußte Persien verstimmen. Und was noch bedenklicher erschien: damit war unter Umständen dem Negus ein gewünschter Interventionsgrund an die Hand gegeben. Dem Kaiser Heraklius, der sich in Klein-

asien der Perser kaum zu erwehren vermochte, konnte eine Entlastung im Süden nur willkommen sein. Ein Vorstoß der Abessinier gegen den Hedschas und Mittelarabien traf die persischen Verbindungen nach Syrien in der Flanke.

Um dieser Gefahr und einer möglichen Verwicklung in die Welthandel zuvorzukommen, beschloß die mekkanische Ratsversammlung, eine Gesandtschaft nach Abessinien zu entsenden, um die Ausweisung der dorthin geflüchteten Landsleute zu erwirken. Als Führer wurde jener junge und berühmte Dichter Amr ibn Al-Ass bestimmt. Amr war am abessinischen Hof nicht unbekannt. Er soll, wird erzählt, den König auf die Untreue einer seiner Gattinnen aufmerksam gemacht haben; allerdings nur deshalb, weil ihm diese seine Geliebte selbst untreu geworden war.

In Axum, der damaligen Hauptstadt des Nadjaschi (arabischer Ausdruck für Negus) angekommen, ging nun der entschieden diplomatisch befähigte Amr zunächst daran, die einflußreichen Ratgeber des Königs auf seine Seite zu ziehen. Das Plädoyer für die Gerechtigkeit seiner Sache unterstützte er durch reichliche Verteilung mitgebrachter Gaben. Nachdem so die abessinischen Granden gewonnen waren, erschien die Gesandtschaft vor dem König und ließ die Seiner Majestät bestimmten Geschenke vor ihm aufbauen: kostbare Stücke arabischen Leders, nebst Gold und Silber in entsprechend königlicher Menge.

Das Ausweisungsverlangen begründeten die Gesandten mit der Behauptung, daß die mekkanischen Flüchtlinge einem dem Christentum feindlichen Glauben anhängen. Trotz dringlichen Abratens seiner Umgebung bestand aber der König darauf, die Anschuldigung zu prüfen, bevor er entschied. Er ließ Othman und einen gewissen Djafar, die Vertreter der Auswanderer, kommen, katechisierte sie über ihren Glauben und stellte auch die Kardinalfrage: wie sie über Jesus dächten. Othman wiederholte die oft von Muhammed gehörten Worte: „Isa (so heißt im Arabischen Jesus) ist der Gesandte Gottes im Geist und in der Wahrheit, geboren von der Jungfrau Mirjam.“

Darauf, erzählt die Chronik, hob der Negus ein Stückchen Holz vom Boden und sagte: „Nicht um diesen Span unterscheidet sich ihr Glauben von dem unsrigen.“ Er versprach den Anhängern Muhammeds seinen Schutz. Und als die

weisen Ratgeber der Krone ihre entgegengesetzte Überzeugung durch Murmeln kund taten, erklärte der König: „Murmelt ihr nur. Ich lasse mich nicht bestechen. Nicht um einen goldenen Berg werde ich diese Flüchtlinge ausliefern.“

Amr ibn Al-Ass mußte die schönen Geschenke wieder einpacken und unverrichteter Sache heimkehren.

Ob der brave Negus immer so unempfänglich war für den lockenden Glanz des Goldes, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls wurde bei dieser Entscheidung seiner Tugend durch die Politik der Rücken gestärkt. Die Anerkennung der Anhänger Muhammeds als Christen — und daß der Abessinier keine Abweichung von seinem Glauben sah, steht fest — legte ihm die nicht unwillkommene Verpflichtung auf, gegebenenfalls deren Schutz in Mekka selbst zu übernehmen. Ähnlich etwa, wie im neunzehnten Jahrhundert die europäischen Mächte zugunsten der Christen in die Politik des Osmanischen Reiches eingegriffen haben.

Muhammed glaubte sich — damals wie auch später — in Übereinstimmung mit dem Christentum. Er trat als Reformator auf, nicht als Religionsstifter. Er sah sich nicht im Gegensatz zu Jesu, sondern als seinen Nachfolger, wie ihn — nach seiner Kenntnis — der Heiland selbst verheißen hatte. Er anerkannte die unbefleckte Empfängnis, die Fleischwerdung des Wortes, die Himmelfahrt Christi — und seine Sündenlosigkeit. „Alle Menschen“, sagte er, „sind von Geburt an durch die Kralle des Teufels gezeichnet; ausgenommen allein sind Maria und Jesus.“ Muhammed selbst also rechnete sich nicht zu den Ausnahmen. Denn er fühlte sich nur als menschlich unvollkommenes Instrument der göttlichen Willensoffenbarung. Jesus dagegen ist ihm das lebendig gewordene Wort Gottes. Daher ist er sündlos. Daher konnte er sich mit Gott gleichsam identifizieren. Jesus ist der einzige, der im Koran von sich und seiner Berufung in der ersten Person spricht. Muhammed war weiter nichts als ein Sprachrohr Gottes; der Herr redete, nicht er.

Nur gegen ein Dogma wandte er sich mit aller Entschiedenheit — über das sich auch die Christen seinerzeit keineswegs einig waren: „O Isa, Sohn der Mirjam“, stellte er fest, „hast du etwa zu den Menschen gesagt: setzt mich und meine Mutter als Götter zur Seite des Weltenherrn?“

Diese Vergöttlichung erschien ihm als Verfälschung der Lehre Jesu, als Rückfall in die Vielgötterei und als Grund aller Spaltungen im Christentum.

Er sah im Christentum (und ebenso im Judentum, aus dem es hervorgegangen ist) die wahre, von Gott geoffenbarte Religion. Sobald die Menschen von ihr abfielen oder sie trübten, sandte der Weltregent, der „Allbarmherzige“, einen Boten; genauer gesagt: er begnadete einen Sterblichen mit der Verkündung seines Willens, auf daß der reine Glaube wiederhergestellt werde. So war es mit Abraham gewesen, so mit Moses und Jesus. Und jetzt hatte Muhammed die Berufung erhalten.

Die ihm zuerteilte Aufgabe erblickte er allein darin, alles zu beseitigen, was sich zwischen Gott und dem Menschen eingeschoben hatte. Jederlei Mittlerfunktion, sei es durch Vergöttlichung eines der Propheten, sei es durch Heilige oder Priester, sollte aufgehoben, Mensch und Gott wieder in unmittelbare Beziehung gebracht werden. Das ist Kern und Ursprung des Islams, das einzige Neue, was Muhammed wollte; wenn dabei überhaupt von Neuem die Rede sein kann. Auf ganz Ähnliches zielte, wie man weiß, auch Luther.

Ein einziges Mal hat sich Muhammed anscheinend von diesem Grundprinzip, wodurch allein seine Lehre vor den anderen Berechtigung erhielt, vorübergehend abdrängen lassen. Dieses kurze Zwischenspiel ist von der islamischen Tradition absichtlich verwischt worden, sodaß es nur aus einzelnen zurückgebliebenen Spuren erkennbar ist. Es soll sich im Anfang der abessinischen Auswanderung zugetragen haben. Die Not seiner Anhänger machte den Propheten mutlos und bewog ihn, einen Ausgleich mit den Mekkanern zu versuchen. Durch ein Zugeständnis an ihre Götter konnte vielleicht ihre Feindschaft überbrückt werden. Daher verkündete er als ihm erteilte Offenbarung, den drei Göttinnen Al-Lât, Al-Uzza und Manât wäre als Töchtern Allahs eine Rolle als Fürsprecherinnen anzuweisen, etwa im Sinne von Engeln. Die Mekkaner sollen sich angeblich mit diesem mageren Zugeständnis begnügt und in einer wohlvorbereiteten Szene seinen Gott und seine Mission anerkannt haben. Gerüchte von diesem Ausgleich drangen bis nach Abessinien und bestimmten einen Teil der Auswanderer zur Rückkehr. Aber an der arabischen Küste angekommen, erfuhren sie, daß es

mit der Versöhnung bereits vorbei wäre, so daß sie wieder umdrehen mußten.

Denn Muhammed erkannte sehr bald, daß er einem augenblicklichen Vorteil zuliebe einen grundsätzlichen Irrtum begangen hatte. Durch Einschlebung von Mittlern zwischen Gott und Menschen war er in den gleichen Fehler verfallen, durch den — nach seiner Meinung — die Christen die wahre Religion getrübt hatten. Er widerrief denn auch auf ebenso feierliche Weise das Zugeständnis und erklärte die ihm gewordene Offenbarung als eine trügerische Eingebung des Satans. Auch frühere Propheten, rechtfertigt er sich im Koran, wären derartigen Täuschungen unterworfen gewesen. Damit ist wohl eine Stelle im Zacharias gemeint. Freilich mußte der keineswegs Unfehlbare sich manchen Spott — auch von seinen Anhängern — gefallen lassen, daß er die Offenbarungen des Teufels nicht von denen Gottes zu unterscheiden wisse.

Daß er sich eins fühlte mit dem Christentum und nur Reform wollte, keine neue Lehre, brachte er auch symbolisch zum Ausdruck. Von Anfang an hatte er festgesetzt, daß bei dem täglichen Gebet das Angesicht nach Jerusalem hin zu wenden wäre. Jerusalem war nicht nur das Zion der Juden, sondern auch, wie bereits erwähnt, damals der ideelle Mittelpunkt der Christenheit, also der einen Kirche, die es — da nur ein Gott war — auf der Welt überhaupt geben konnte. Und an einer Stelle des Korans heißt es: „Wenn du im Zweifel bist über das, was Wir zu dir hinabsandten, so erkundige dich bei jenen, welche die Schrift vor dir lasen“ — also bei den Christen und Juden.

Bezeichnender vielleicht noch ist, daß er den Sieg des Christentums, nämlich Ostroms über Persien, wünschte und erhoffte. In einer der wenigen Koranstellen, die auf die großen Zeitereignisse anspielen, heißt es: „Die Griechen sind von den Persern überwunden worden; aber in wenigen Jahren werden sie über ihre Feinde siegen.“ Und dann kommt der charakteristische Nachsatz: „An jenem Tage wird Freude herrschen unter den Gläubigen.“

Diese Sure ist wohl nur deshalb erhalten geblieben, weil sie eine in Erfüllung gegangene Prophezeiung enthält. Im übrigen sind höchstwahrscheinlich bei der Redaktion des

Korans nach dem Tode Muhammeds die meisten Stellen, in denen er seine Übereinstimmung mit dem Christentum betonte, unterdrückt worden; während man die späteren Gegensätze um so stärker hervortreten ließ.

Muhammed dachte nicht in nationalen Kategorien. Er sah in den christlichen Staaten seine natürlichen Verbündeten. Feinde waren ihm die Heiden, und darunter rechnete er auch die Perser mit ihren Feueraltären und Priester-Magiern. Dadurch setzte er sich allerdings in Widerspruch zu seiner nach Persien orientierten Vaterstadt.

Die Gesandtschaft war mit einer Absage zurückgekommen. Die Annahme von Geschenken zu verweigern, galt nach damaligem Brauch schon als ein Akt ausgesprochener Feindschaft. Soviel stand jetzt fest: Mit dem Rückhalt an Abessinien war Muhammed eine politische Macht geworden. Man haßte ihn, aber fürchtete ihn mehr, als man ihn verachtete.

## XI

### Der Bann

Indessen hatte Abu Dschal seinen Plan nicht aufgegeben, den gefährlichen Neuerer aus dem Wege zu räumen. Konnten sich die übervorsichtigen Mekkaner nicht dazu verstehen, wollte er es auf eigene Faust versuchen.

Ungeachtet der Warnungen seiner Freunde hielt Muhammed daran fest, seinem Gott in aller Öffentlichkeit zu huldigen. Das wußte Abu Dschal. Als nun der Prophet wieder einmal im Hof der Ka'ba betete, nach seiner Art die Stirn zu Boden gedrückt, kam Abu Dschal mit mehreren Begleitern dazu, nahm die Plazenta eines geopferten Mutterschafs und platschte das blutige Stück dem Niedergeknieten auf Hals und Rücken.

Das war weit mehr als nur ein geschmackloser Scherz. Abu Dschal gedachte seinen Gegner herauszufordern. Eine empfangene Beleidigung zu rächen, zugefügtes Übel mit Bösem zu vergelten, war eins der obersten Gesetze im arabischen Sittenkodex. Vergebung erschien nur als Eingeständnis der Schwäche. Damit rechnete Abu Dschal. Er erwartete, Muhammed werde die Schmach nicht auf sich

sitzen lassen. Nach Brauch und Regel mußte es zum Kampf mit der Waffe kommen, die man immer bei sich trug; und der kleine rothaarige Mann hoffte dabei seinen Gegner zu überwältigen. Die Gefahr, die von diesem Propheten und seiner umstürzlerischen Lehre drohte, galt ihm größer als die Möglichkeit einer Blutfehde. Der konnte man unter Umständen ausweichen. Die Sippe war dem Prophetentum dieses Abu'l Kasim abgeneigt; mit der vollendeten Tatsache würde sie sich vielleicht abfinden und unter Abu Lahabs, des Freundes der Aristokraten, Einwirkung sich mit dem legalen Sühnegeld begnügen. Die Reichen der Stadt würden zu diesem Zweck schon tief genug in den Beutel greifen.

Muhammed vermochte natürlich die Absicht seines Gegners zu durchschauen. Um so mehr konnte er in diesem Falle nach der von ihm verkündeten Lehre handeln — auch damit fand er sich in Übereinstimmung mit dem Christentum — daß „Vergeben größer ist als Vergelten“, was zu befolgen bekanntlich nicht immer leicht ist. Er richtete sich auf, entfernte sich, ohne ein Wort zu sagen und ließ sich zu Hause von seiner Tochter Zainab säubern.

Abu Dschal war eine solche Friedfertigkeit unfassbar. Aber sie entlockte ihm wider Willen Bewunderung. Dadurch wurde sein Haß nur größer, und um so mehr trieb es ihn, einen Mann zu beseitigen, dessen Verführungskunst selbst einen Abu Dschal in dem, was ihm als heilig und unantastbar galt, irremachen konnte. Als er bald darauf dem Propheten auf der Straße begegnete, beschimpfte er ihn und ließ sich verleiten ihn ins Gesicht zu schlagen und ihm einen Teil seiner Barthaare auszuraufen. Das war nicht nur schmerzhaft, sondern galt als die schwerste Beleidigung, die man einem Araber antun konnte. Wiederum ging der Mißhandelte schweigend von dannen.

Eine Frau, Anhängerin des Propheten, hatte die Szene beobachtet. Als sie nun einen Vatersbruder Muhammeds, den eben von der Jagd zurückkommenden Hamza Abu Omara, traf, erzählte sie ihm das Vorgefallene.

Dieser Onkel Hamza war ein Hüne von Gestalt, mit Bärenkräften, aber einfachem Verstand, ein großer Jäger und tüchtiger Zecher. Für die religiösen Lehren seines Neffen hatte er bisher nichts übrig gehabt. Aber er besaß die Entschiedenheit unkomplizierter Naturen: ein naher Ver-

wandter war beleidigt worden, also hatte er sich bedingungslos auf dessen Seite zu stellen.

Er begab sich nach der Ka'ba, wo zu dieser abendlichen Stunde die Mekkaner zusammenzukommen pflegten, und traf dort auch Abu Dschal inmitten seiner Vettern, der stolzen Machzum. Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, nahm Hamza seinen schweren Bogen fest in die Hand, ging auf Abu Dschal zu, versetzte ihm einen derben Schlag über die Schulter und sagte: „Muhammeds Worte sind meine Worte; sein Glaube ist mein Glaube. Gib den Schlag zurück, wenn du es jetzt noch wagst.“

Die Machzum sprangen empört auf und griffen zur Waffe, um die Beleidigung eines der Ihrigen zu rächen. Abu Dschal jedoch lenkte ein. Möglich, daß er eine Fehde zwischen den Sippen vermeiden wollte, die unzweifelhaft aus dem Zusammenstoß entstehen mußte. Vielleicht auch, daß die widerwillige Achtung, die Muhammed ihm abnötigte, ihn in der rücksichtslosen Verfolgung seines Ziels lähmte. Mischt sich erst in den Haß ein Gefühl, Unrecht zu haben, ist es mit der Konsequenz des Handelns vorbei. Jedenfalls berichtet die Tradition, daß er seine Vettern zurückdrängte mit den Worten: „Laßt Abu Omara gehen, ich habe in der Tat seinen Neffen schwer beschimpft.“

Was bei anderen die Überzeugung, bewirkte bei Hamza die zornige Erregung: er wurde von da ab Anhänger Muhammeds. Das Soldatische war sein Element, und darin zeichnete er sich später aus.

Hamza war übrigens der einzige aus der älteren Generation der Familie, der sich zur Partei seines Neffen bekannte. Außer dem alten Abu Talib und Abu Lahab, dem Mann des Höllenfeuers, gab es auch noch einen vierten Oheim, Abu Abbas mit Namen. Er hatte als Bankier ein bedeutendes Vermögen erworben und war dadurch in seiner Stellungnahme behindert. Lange Zeit hielt er sich auf der goldenen Mittelstraße der Vorsicht, wodurch es ihm gelang, es mit keiner Seite zu verderben. Mit dem wachsenden Erfolg seines Neffen neigte er mehr und mehr diesem zu, trat aber erst offen über, als der Sieg unzweifelhaft war. In der Geschichte des Islams erhielt er einen Platz als Stammvater der Dynastie der Abbasiden, der Harun al-Raschid angehörte.

Ungefähr um die gleiche Zeit gelang es Muhammed, einen Mann für sich zu gewinnen, der einer der größten Staatsmänner des Islams wurde. Das war Omar ibn Al-Chattab, der zweite Kalif und Organisator der muhammedanischen Weltmacht. Eins der schönsten arabischen Kunstdenkmäler trägt seinen Namen: die Omar-Moschee in Jerusalem. Damals war er ein Sechszwanzigjähriger; und seine lange, kräftige Gestalt überragte alle um Haupteslänge. Nicht nur seine Körpergröße, auch seine Heftigkeit und sein verwegenes Draufgängertum machten ihn gefürchtet. Sein Spazierstock, erzählt der Historiker Al-Wakidi, jagte seinen Widersachern mehr Schrecken ein, als bei anderen das Schwert. Und er hat den Stock, anstatt des Schwerts, auch oft gebraucht; namentlich wenn es galt, in dem manchmal recht tumultuösen Harem des Propheten Ordnung zu schaffen.

Durch seine Mutter war Omar mit dem mächtigen Geschlecht der Machzum verschwägert und damit ein Verwandter Abu Dschals. Trotz der hohen Beziehungen blieb die Familie arm. Diesem sozialen Mangel — in den Augen der Mekkaner unverzeihlich — gedachte der junge Omar abzuhelpen. Mit dem Handelsgeschäft, das er betrieb, sollte das auf etwas beschleunigte Art geschehen.

Die syrischen Karawanen mußten an der Grenze des unter oströmischer Verwaltung stehenden Ghassanidenreichs eine ziemlich hohe Abgabe von dem entrichten, was sie zum Einkauf von Waren mitführten. Der schlaue Omar wollte sich die Schmälerung seines Gewinns möglichst ersparen. Dazu ließ er ein altes Kamel, eigens zu dem Zweck mitgenommen, mit den üblichen Futterkuchen auch sein Kapital an Goldstücken verspeisen, um das Tier dann in gehöriger Entfernung von der Zollgrenze zu schlachten und die Stücke wieder an sich zu nehmen. Das gelang ihm auch einmal. Beim zweiten Versuch aber hatte der Zollbeamte auf irgendeine Weise Wind von der Sache bekommen, vielleicht war es auch ein bekannter Schmuggeltrick. Jedenfalls befühlte er sehr genau die Bäuche sämtlicher Kamele, fand auch das kostbare Tier heraus und beschlagnahmte es mitsamt dem darin enthaltenen Gelde.

Auf diesem Wege scheint Omar das Hochkommen nicht recht geglückt zu sein. Er war ein Mann von starkem Le-

bensauftrieb; bescheidenes Mittelmaß konnte ihm nicht genügen. Aber ihm mangelte das rechte Betätigungsfeld, wonach es seine ungewöhnliche Begabung drängte. In einer Kaufmannsdemokratie, in der nur Reichtum Ansehen gab, mußten ihm Einfluß und Auswirkung versagt bleiben. Er sah sich eingeklemmt in einen starren Traditionalismus, der seine Kräfte brach liegen ließ. Daß er zu hohem Anspruch berechtigt war, hat er bewiesen. In diesem Mißverhältnis zwischen Gaben und Möglichkeiten lag die seelische Disposition, die ihn, den Patrizier, veranlaßte, sich einer ausgesprochen revolutionären Volksbewegung anzuschließen. Dennoch trieb ihn nicht eigentlich Ehrgeiz, dieses allzu billige Formelwort für hochstrebende Männer. Das kühne Neue zog den Kühnen magnetisch an. Hier fand er eine große Idee. Sie konnte aus der Verkrümelung des Daseins ins Kleinliche und profitlich Egoistische hinausführen, das Stagnierende in Bewegung bringen, die latenten oder sich nutzlos verzehrenden Kräfte freimachen und sie auf ein hohes, weitgestecktes Ziel richten. In Omar vollzog sich repräsentativ, kann man sagen, jener Um- und Aufschwung, der dann das ganze arabische Volk ergriff und es zu ungewöhnlichen Taten fortriß.

Muhammed, in seiner untrüglichen Sicherheit der Menschenbeurteilung, hatte die Bereitschaft Omars schon herausgeföhlt, ehe dieser selbst davon wußte. Schon oft hatte er den Wunsch geäußert, der wie eine Hoffnung klang, diesen Mann zu seinen Anhängern zu zählen; und das zu einer Zeit, da es Omar an offener Feindschaft nicht fehlen ließ und niemand auf den Gedanken einer möglichen Sinnesänderung gekommen wäre. Muhammed wußte, was er an ihm haben würde, und hat sich nicht getäuscht.

Die Tradition erzählt eine Geschichte, wie dieser Saulus zu einem Paulus des Islams wurde. Sie zeigt auf ihre Art, daß gerade der Gedankeninhalt von Muhammeds Lehre für Omar das Bestimmende war. Auch ist sie bezeichnend für seinen explosiven, leicht gewalttätigen, aber auch ritterlichen Charakter.

Dem Omar war von einem Zuträger gesteckt worden, daß seine eigene Schwester und deren Mann heimlich dem neuen Glauben anhängen. Voller Empörung eilte er nach dem Hause seiner Schwester und überraschte die beiden

beim Lesen einer der Predigten Muhammeds. Man pflegte diese Verkündigungen nach dem Gehörten niederzuschreiben, auf ein Blatt Pergament, ein Stück Zeug oder auch einen Eselskinbacken, was man gerade zur Hand hatte. Daraus entstand dann später der Koran, die „Schrift“.

Fatimah, die Schwester, suchte das Blatt vor den Augen ihres Bruders zu verbergen. Dieser sah seinen Verdacht bestätigt und verlangte die Schrift zu sehen. Fatimah verweigerte die Herausgabe, und Omar, der schwer an sich halten konnte, versetzte ihr eine so heftige Ohrfeige, daß ihr das Blut aus der Nase sprang.

Das brachte den Zornmütigen, der im Grunde sehr an seiner Schwester hing, zur Besinnung. Er erkannte, daß er sich unwürdig gegen eine Frau benommen hatte, und bat beschämt um Entschuldigung. Sein nun als Bitte geäußelter Wunsch, Einsicht in die Schrift zu bekommen, wurde ihm gewährt unter der Bedingung, daß er sich vorher die Hände wasche, ehe er das heilige Blatt berührte. Es enthielt eine Lobpreisung Gottes als des allmächtigen Herrschers der Welt; „thronend in der Höhe“. „Ihm gehört alles, was oben im Himmel und unten auf der Erde und in den Regionen unter der Erde ist.“

Als es Omar fertig gelesen hatte, blieb er noch eine Weile nachdenkend sitzen. Dann stand er auf und entfernte sich. Stets rasch in seinen Entschlüssen, ging er nach dem Hause eines gewissen Arkam, bei dem Muhammed mit seiner Rumpfgemeinde heimlich zusammenkam, und klopfte an. Durch das Guckfenster sah man draußen Omar stehen, den Säbel am Gehänge. Die anwesenden Gefährten rieten, den Gefürchteten nicht einzulassen; sie vermuteten, er habe Böses im Sinne. Aber Muhammed befahl zu öffnen. Omar trat vor ihn hin und erklärte sich für seinen Anhänger. Man kann sich die Freude Muhammeds denken, einen solchen Mann gewonnen zu haben.

Pflichtgemäß machte Omar auch dem Haupt der Machzum, Abu Dschal, von seinem Gesinnungswechsel Mitteilung. Dieser schlug ihm die Tür vor der Nase zu. Fortan wollten die Machzum nichts mehr von dem Abtrünnigen wissen.

Omar machte viel Lärm von seiner Schwenkung. Jeder in der Stadt bekam es zu wissen. Und ostentativ ging er

in die Ka'ba, um vor aller Augen seinem neuen Gott zu huldigen. Keiner wagte ihn dabei zu belästigen. „Selbst der Satan würde sich beiseite drücken, wenn er Omar begegnete“, sagte Muhammed von ihm.

Wenn sogar der Teufel Respekt vor diesem Mann hatte, so die Mekkaner nicht minder. Die Glaubensbrüder, die sich bis dahin versteckt halten mußten, konnten sich jetzt wieder in der Öffentlichkeit zeigen und sich zu ihrem Bund bekennen.

Der Übertritt Omars, Mitglieds einer der großen Adelsfamilien, zur Partei Muhammeds wirkte wie ein Alarmschuß. Die Bewegung, die man schon in den letzten Zügen hoffte, bekam neuen Auftrieb. Seitdem der abessinische König den Glauben des Propheten als den seinigen anerkannt hatte, erklärten sich auch die Christen von Mekka, meist Sklaven, dann Handwerker oder Ärzte — zum größten Teil Ausländer — für seine Anhänger.

Zudem hatte Muhammed noch die abessinische Karte in der Hand; und sie schien jetzt zum vollwertigen Trumpf werden zu wollen. Bald nach Abfertigung der mekkanischen Gesandtschaft sah sich der Negus in einen Krieg mit einem Gegenkönig verwickelt. Die Auswanderer folgten mit gespannter Erwartung dem Verlauf des Feldzugs. An den Ufern des oberen Nils siegte der Negus. Er hatte nun den Rücken frei und konnte an die arabische Angelegenheit denken. Der Zeitpunkt zum Eingreifen schien günstig. Die Perser — wenn sie auch schon in Ägypten standen — waren doch mit ihren Hauptkräften in Kleinasien beschäftigt. Dem Kaiser Heraklius, Verbündeten des Negus, mußte Hilfe nur willkommen sein. Und was vielleicht noch verlockender war: mit der Besetzung Mekkas bekam man die Handelswege in die Hand und konnte damit den Strom des Reichtums, zum Teil wenigstens, in das eigene Land leiten.

Angesichts der äußeren, aber auch der inneren Gefahr überwand die mekkanischen Adelsgeschlechter die immer latent zwischen ihnen bestehende Rivalität und schlossen sich zu einem Gegenbund zusammen, der Partei der Konservativen, zur planmäßigen Abwehr der religiös-revolutionären Bewegung. Da Abu Dschal, das Haupt der Machzum, mit seinem Ungestüm nicht immer glückliche Hand bewiesen

hatte, übernahm nun der Chef der Omaiya, des zweiten der großen Geschlechter, die Führung. Dieser, Abu Sufjan Sakhr ibn Harb ibn Omaiya mit Namen, war ein sehr gescheiter Mann; aber die hohe Intelligenz lähmte bisweilen die Entschiedenheit seines Willens. Er besaß nicht das leidenschaftliche Hassenkönnen eines Abu Dschal; vielleicht weil er sicherer war seiner selbst. Was seiner kühlen Ruhe und seiner oft ins Zaghafte ausschlagenden Besonnenheit an Willensantrieb fehlte, wurde — nicht immer zum Vorteil der Sache — ergänzt durch das hitzige Gemüt seiner Gattin, der einst sehr schönen, nun aber reichlich dick gewordenen Hind. Man wird noch öfters von ihr hören. (Wie man vielleicht schon bemerkt hat, spielten die Frauen des damaligen Mekka in der Politik wie im Geschäftsleben eine dem Mann kaum nachstehende Rolle.)

Die beiden Geschlechter der Omaiya und Machzum mit ihrer Partei besaßen in der Ratsversammlung natürlich das Übergewicht. So vermochten sie, trotz des Widerspruchs der mit den Haschim und Muttalib Befreundeten, eine Maßnahme durchzusetzen, die auf ein zu allen Zeiten beliebtes Mittel hinauskam, nämlich den Boykott. Die beiden Sippen der Haschim und Muttalib, die sich mit Muhammed solidarisch erklärt hatten, wurden rechtlich und tatsächlich aus der Gemeinschaft ausgeschlossen. Es durfte fortan keine Ehe mit ihnen geschlossen werden; und alle Geschäftsverbindungen wurden abgebrochen. Den beiden Familien, die wie jede andre ein abgesondertes Quartier bewohnten, wurde das Betreten des Stadtbezirks untersagt; und für alle andern blieb der Zugang zu ihren Quartieren gesperrt. Also ein regelrechter Bann, verstärkt durch eine Art Hungerblockade.

Der Beschluß wurde auf Pergament niedergeschrieben und zur allgemeinen Kenntnissnahme im Hof der Ka'ba angeschlagen. Der Zweck dabei war, die Sippen zur Ächtung Muhammeds zu zwingen, wodurch er schutzlos wurde; oder ihn für alle Zeiten mundtot zu machen.

Erstaunlich wird immer bleiben, daß die betroffene Verwandtschaft nicht einen Augenblick auf den Gedanken kam, Muhammed preiszugeben und sich damit vom Bann zu lösen, obwohl die meisten seiner Religionsreform abgeneigt

waren. Die Haschim und Muttalib hatten schwer zu leiden. Der Geschäftsboykott gefährdete ihre Existenz; und sie vermochten sich nur unter großen Schwierigkeiten oder mit übermäßig hohem Preis die nötigsten Nahrungsmittel zu verschaffen. Aber wie jede Blockade, konnte auch diese nicht ganz streng durchgeführt werden. Es fanden sich heimliche Freunde, die ihnen in der Not halfen. Das geschah meist so, daß man des Nachts ein mit Lebensmitteln beladenes Kamel in das abgesperrte Gebiet hineintrieb. Dennoch, so wird erzählt, konnte man in der Nachbarschaft oft das Geschrei der Hungernden hören.

Nur während des Monats der heiligen Feste und der Messe durften sich die Haschim und Muttalib nach dem Recht des Landfriedens frei bewegen. Unter den zusammenströmenden Pilgern setzte Muhammed seine Lehrtätigkeit fort. Von Gewinnung neuer Anhänger verlautet nichts. Aber das Gerücht von dem neuen Propheten verbreitete sich in Arabien. Und er mußte schon eine ziemliche Macht besitzen, da die Gegner ihn mit so schroffen Maßnahmen bekämpften, wie aus der angesprochenen Verordnung jedermann ersehen konnte. Dieses Bekanntwerden im Lande, wozu die Feinde halfen, sollte bald zu einem unerwarteten Erfolg führen.

Der Bann dauerte mehr als zwei Jahre, zuletzt wohl kaum mehr mit der anfänglichen Strenge aufrechterhalten. Schließlich war man auf beiden Seiten zum Einlenken bereit. Ein Entscheidendes kam hinzu: die Gefahr einer abessinischen Invasion war abgewendet. Die Perser waren unerwartet nach Abessinien vorgestoßen und hatten den Negus samt seinem Königreich in ihre Gewalt gebracht. Darüber war die Freude in Mekka groß. Und für Muhammed war von jener Seite keine Hilfe mehr zu erwarten.

Es kam zu einem Kompromiß zwischen den beiden Parteien. Über die Bedingungen schweigt die islamische Tradition. Aber aus allem Folgenden geht hervor, daß sich Muhammed verpflichtete, jedes öffentliche Predigen und jede Werbetätigkeit für seine Lehre in der Stadt zu unterlassen. Der Bann wurde formell aufgehoben und das Dokument entfernt. Nach der Legende war das Pergament von Würmern fast vollständig aufgefressen.

Die Adelspartei hatte also einen bemerkenswerten Erfolg zu verzeichnen. Sie glaubte den Propheten für immer

lahm gelegt zu haben. Aber Muhammed konnte dieses Zugeständnis machen, da er bereits ganz andere Pläne erwog. Diese führten sehr bald auch zu einem Wendepunkt, der den mekkanischen Sektierer zum Stifter einer der Weltreligionen machen sollte, aber ihn zugleich durch die Gewalt der Umstände von seinem ursprünglichen Ziele abtrieb.

Bestärkt in seinen neuen Absichten wurde er noch durch den Tod seines Onkels und Beschützers Abu Talib. In letzter Stunde hatte Muhammed versucht, den Achtzigjährigen zu dem alleinigen Gott zu bekehren, um damit dem Manne, dem er soviel verdankte, die ewige Seligkeit zu sichern. Aber Abu Talib lehnte ab mit der Begründung: „Wenn ich jetzt noch die Glaubensformel spräche, würde man mit Recht sagen können, ich hätte es nur aus Furcht vor dem Tode getan.“

Nach dem Ableben Abu Talibs wurde der nächstälteste Bruder Abu Lahab der verantwortliche Chef der Familie. Muhammed hatte von diesem alten Feinde nichts Gutes zu erwarten.

Wenige Wochen danach legte sich auch Chadidscha hin und starb. Muhammed hatte mit ihr in vierundzwanzigjähriger ungetrübter Ehe zusammengelebt.

Das hinderte jedoch nicht, daß er sehr bald an neue Verheichelichung dachte. Er schloß ein Verlöbniß mit der Tochter seines treuesten Anhängers Abu Bekr, der damals etwa neunjährigen Aïscha, die eine Schönheit zu werden versprach. Aïscha war die einzige unter den Gattinnen, die als Jungfrau in das eheliche Schlafgemach einzog; in der Geschichte des Islams sollte sie noch Berühmtheit erlangen.

Bis es soweit war, nahm Muhammed die Witwe eines in Abessinien verstorbenen Auswanderers zur Frau. Diese Saudah vermochte nie über ihre Stellung als Aushilfe hinauszugelangen.

## Zweiter Teil

„So Gott wollte, wahrlich, er machte die Menschen zu einer einzigen Gemeinde. Doch will er euch prüfen in dem, was er euch gegeben hat. Wetteifert darum im Guten.“

Muhammed

## XII

### Ein Versuch und eine Anknüpfung

Im Herbst des Jahres 619, wenige Monate nach dem Tod Abu Talibs, machte sich Muhammed auf den Weg und wanderte nach der Stadt Taïf, etwa drei Tagereisen von Mekka entfernt. Er war von seinem Adoptivsohn Saïd begleitet, trug trotz der Unsicherheit im Lande keine Waffe, sondern hatte nur einen Stab in der Hand. Das war ein Symbol.

Denn noch immer wollte er ein schwertloser Prophet bleiben. Noch hielt er daran fest, die Menschen durch Überzeugung zu gewinnen. Seine Verkündung war die des Friedens. Nicht mit der Gewalt des Schwertes war der Gottesstaat herbeizuführen, wie die Fürsten und Kaiser sich ihre Reiche schufen, die darum vergänglich waren. Nur guter Wille konnte den Sieg bringen. Und nicht anders, so fragte er sich immer wieder, konnte es der Weltenherr gemeint haben. Aber diese Frage stellen, hieß sie schon bezweifeln.

In Mekka bestand keine Aussicht mehr für ihn. Er hatte sich zum Schweigen verpflichten müssen; das Wort, das einzige Mittel seiner Wirksamkeit, war ihm versagt. Er verstand, daß in der Sorge um das materielle Wohl, in der Furcht, die zentrale Handelsstellung zu verlieren, der eigentliche Grund des Widerstandes lag. Aber für andere Städte brauchte nicht das gleiche zu gelten wie für Mekka. Das nahe Taïf mochte sich vielleicht bereitwilliger finden. So sehr klammerte er sich daran, Glaube nur durch Glauben herbeiführen zu wollen, daß er sich über die Tatsachen völlig täuschte.

Voller Hoffnung, freilich mehr eingeredet, als gefühlt, stieg er die Weinberge hinab und schritt zwischen den lieblichen Gärten hindurch, die rings die Stadt umgaben. Pfir-

siche und Pflaumen, purpurne Granatäpfel, gelbe Melonen, blaue Feigen und die scharlachroten Ampeln des Lotus leuchteten aus dem dichten Grün; von den Dattelpalmen hingen schwere Trauben goldener Früchte. Hier hatten die Reichen Mekkas ihre Sommersitze. Inmitten des kahlen Küstenstrichs des Hedschas war dieser Ort so unerwartet herrlich, daß unter den Arabern die Sage ging, er habe ursprünglich in Syrien gelegen, sei aber zur Zeit der Sintflut fortgerissen und nach ihrem Lande geschwemmt worden.

In einer mit den Haschim entfernt verwandten Familien von Taïf fand Muhammed Aufnahme. Eine innere Unsicherheit, die während dieser ganzen Zeit des Übergangs seine Haltung charakterisiert, hielt ihn anfänglich davon ab, von dem, was ihn hergeführt hatte, zu sprechen. Als er aber dann von seiner Mission zu reden begann, traf er auf verächtliche Ablehnung.

„Wenn Gott einen Propheten schicken wollte, dann hätte er wahrlich einen besseren auserwählt, als dich“, mußte er sich sagen lassen.

Dennoch durfte er den Versuch nicht gleich aufgeben. Er bat, ihm Redefreiheit zu lassen, ging dann auf den Markt und erhob seine Stimme für den alleinigen Weltenherrn, angesichts des reich mit Edelsteinen verzierten Standbilds der Göttin Al-Lât. Die Taïfiten hingen an ihrer Gottheit nicht minder als die Epheser an der Artemis.

Die Bevölkerung lief zusammen, mehr aus Neugierde, um den Propheten zu sehen, von dem schon manche Kunde aus Mekka gedrungen war. Seine Worte und der Wohlklang der Verse schienen Eindruck zu machen. Jedenfalls hörte man ihn ohne Widerspruch an und ging dann, ihn unbehelligt lassend, von dannen.

Aber der Arm der mekkanischen Aristokratenpartei reichte bis in die Nachbarstadt. Man war wechselseitig verschwägert und unterhielt engste Geschäftsverbindungen. Taïf war wirtschaftlich von Mekka abhängig. Kein Wunder also, daß man sich die angenehmen und vorteilhaften Verbindungen nicht trüben lassen wollte, noch dazu durch eine so gleichgültige Frage, ob man diesen oder jenen Gott anbeten sollte. Das Volk hatte seine Gottheit und verehrte sie. Das genügte doch. Daran rütteln, hieß nur Unzufriedenheit oder gar Auflehnung wachrufen. Die Herren von Taïf

waren sich darüber einig und beauftragten ihre Sklaven, dem unwillkommenen Prediger das Handwerk zu legen.

Als nun Muhammed am nächsten Tage wieder auf dem Markt erschien, stand der Stoßtrupp der Sklaven schon bereit. Die Bevölkerung merkte, daß etwas im Gange war, und kam eilig herbei. Und sobald der Bote Gottes zu sprechen begann, eröffneten die Sklaven ein Steinbombardement gegen ihn. Wie das leicht geht, nahm nun auch die Menge empört gegen den Schutzlosen Partei und beteiligte sich, Kinder voran, an der fröhlichen Hatz. Muhammed, den Saïd zu decken versuchte, mußte fliehen. Die Jagd ging durch die Straßen und durch das Tor der Stadt weiter. Wäre er der erhitzten Menge in die Hände gefallen, so hätte er seinen Irrtum in der Einschätzung von Taïf leicht mit dem Leben büßen müssen. Zum Glück gewann er Vorsprung, konnte sich in einem der dichten Gärten verstecken, und die Verfolger verloren die Fährte. Dort sank Muhammed, von mehreren Steinwürfen getroffen, erschöpft zu Boden.

Der Garten gehörte zwei reichen Mekkanern, Gegnern des Propheten. Sie hielten sich noch auf ihrem Sommersitz auf und hatten die Szene beobachtet. Leicht hätten sie den Versteckten den Taïfiten ausliefern können. Statt dessen sandten sie ihm durch einen Diener Weintrauben auf einer Schüssel, damit sich der Erschöpfte daran erquicke. Einen Feind, wenn er schwach ist und Zuflucht sucht, verrät man in Arabien nicht.

Das ganze Ergebnis dieses von vornherein aussichtslosen Versuchs mit Taïf war, nach dem Bericht der Tradition, die Bekehrung einer Frau. Doch da offenes Bekenntnis leicht Tod bedeutet hätte, so war ihr ein Kompromiß gestattet: sie sollte auch weiterhin Al-Lât als ihre Göttin anerkennen, aber beim Gebet dem Idol den Rücken kehren.

Muhammed wagte nicht nach Mekka zurückzukehren, ohne sich eines Schutzes versichert zu haben. Von seiner Familie unter Führung Abu Lahabs war nichts mehr zu erwarten. Die Aristokratenpartei hätte kurzen Prozeß mit ihm machen können, ohne daß sich eine Hand für ihn gerührt hätte. Er schickte daher Saïd voraus und wartete das Ergebnis unterwegs in dem Ort Nachla ab. Saïd holte sich mehrere Absagen. Aber schließlich erklärte sich ein gewisser Mûth'im ibn Adi, der dem Propheten im geheimen gewogen

war, bereit, mitsamt seiner Sippe für die Sicherheit Muhammeds einzutreten, und gab das im Hof der Ka'ba allen zu wissen. Der Prophet konnte seine Heimatstadt wieder betreten.

Muhammeds Besorgnis war in diesem Maße kaum begründet. Die Mekkaner hielten ihn und seine Sache für abgetan. Mochte seine kleine Gemeinde ruhig ihren eigenen Gott anbeten. Sie bedeutete keine Gefahr mehr für die Gesamtheit und mußte aus Mangel an Blutzufuhr ohnehin bald absterben. Der Krankheitsherd war sozusagen isoliert. Fortan kümmerten sich die Mekkaner so wenig um den Propheten in ihren Mauern, daß sie von seinen veränderten Plänen erst etwas gewahrten, als es bereits zu spät war.

Aus Äußerungen Muhammeds während der Flucht von Taïf geht hervor, daß ihm einen Augenblick der Gedanke kam, ob ihm nicht bestimmt wäre, den Märtyrertod zu erleiden und ob nur menschliche Schwäche ihn veranlaßt hätte, sich seinen Verfolgern zu entziehen. Aber zu solchem Opfer fehlte ihm der Zwang der inneren Stimme, auf die er sich verließ. Da er schon mehrmals aus Lebensgefahr errettet worden war, glaubte er darin einen Fingerzeig Gottes zu sehen. Oder anders ausgedrückt: er erkannte, daß mit seinem Tod zu dieser Zeit seine Sache verloren war. Welcher Reformator hat sich je ohne Not freiwillig aufgegeben?

Auch Jesus — wenn die Historiker richtig gesehen haben — ging nicht nach Jerusalem, um sich kreuzigen zu lassen, sondern um im Zentrum des Judentums eine geistige Schlacht zu schlagen. „Er trug sich mit dem stillen Gedanken, wenn der unfruchtbare Feigenbaum dort von Gott mit Verdorrung geschlagen sein würde, er zur Stelle sein wollte, um auf dem Zion die Führung im wahren Gottesstaat zu übernehmen“<sup>\*)</sup>. Erst als der bittere Kelch sich als unvermeidbar erwies, erkannte er darin den Willen seines himmlischen Vaters und ging bewußt den schweren Leidensweg. Aber selbst durch seinen Opfertod wurde das Ziel nicht erreicht. Denn auch das Christentum blieb auf einen Teil der Menschheit beschränkt; ebenso wie der Islam, dieser freilich aus anderen Gründen.

<sup>\*)</sup> A. Jülicher, „Die Religion Jesu und die Anfänge des Christentums“ in „Kultur der Gegenwart“. Berlin 1906.

Muhammed hatte acht Jahre lang versucht, seiner Lehre nur durch das Wort Anerkennung zu verschaffen. Die Demütigungen und Verfolgungen, die ihm das eintrug, hätte er mit in Kauf genommen, wenn ihm nur fernerhin die Freiheit gelassen worden wäre, seinen Glauben zu verkünden. Aber dieses friedliche Mittel war ihm aus der Hand gewunden. Ein letzter Versuch in Taïf hatte ihm gezeigt, daß ein waffenloser Prophet ohnmächtig ist. Er kam zu der bitteren Erkenntnis — wie so viele Reformer vor und nach ihm — daß die Menschen nur durch Zwang dem Besseren zugeführt werden können. (Über das „Bessere“ kann man bei jeder Art Entwicklung im Zweifel sein. Aber das kommt hier nicht in Frage. Muhammed sah in seiner reinen Gotteserkenntnis einen Fortschritt.) Seine Gegner hatten ihre Macht angewendet, um ihn lahm zu legen. Gut, so mußte er ihnen Macht entgegensetzen. Lange zögerte er. Denn es erschien ihm widersinnig, das Gottesreich auf Erden den Menschen auf der Spitze des Schwertes darzureichen. Gewalt zeugt wiederum Gewalt. Darin liegt das tragische Verhängnis, wo immer Idee zur Form werden soll, der Gedanke mit der harten Wirklichkeit zusammenstößt. Jesus wurde durch seinen Tod vor diesem Konflikt bewahrt. Buddha fand keinen offenen Widerstand und konnte in Frieden lehren. Muhammed blieb keine andere Wahl. Er mußte sich einen weltlichen Arm schaffen. Es galt „eine Schlacht zu schlagen“. Allerdings wurden es deren recht viele.

Als er sich zu dem schweren Entschluß durchgerungen hatte, kam ihm ein Traumgesicht. Es ist die berühmt gewordene Nachtfahrt. Der Erzengel Gabriel, so träumte er, entführte ihn auf einem beflügelten Roß nach Jerusalem. Dort traf er — um nur das Wichtigste zu erzählen — auf die früheren Propheten, Abraham, Moses und Christus. Und ihm wurde der Sieg seiner Sache verheißen. Also ein Wunschbild. Oder eine Bestätigung aus den Untergründen seines Ichs, wenn man so will, daß der Weg, den er jetzt einschlagen wollte und gegen den sich sein Bewußtsein immer noch wehrte, der richtige wäre. Charakteristisch daran, daß seine Vorstellungen stets um Jerusalem kreisten, als Ausgangspunkt und Symbol der einen und alleinigen Religion. Und ferner auch, daß er sich mit den prophetischen Vorgängern in Einklang fühlte.

Seine Anhänger, denen er davon erzählte, nahmen die Geschichte allzu wörtlich; sie erklärten es für eine Lüge, daß er in wenigen Nachtstunden die lange Reise nach Jerusalem und zurück wirklich gemacht haben sollte. Muhammed mußte ihnen bedeuten, daß es sich nur um einen Traum handelte.

Die spätere Tradition, begierig auf himmlische Wunder, die im Leben des Propheten fehlten, hat sich gerade dieses Traums bemächtigt und aus der Nachtreise eine regelrechte Höllen- und Himmelfahrt gemacht. Ganze Bücher wurden darüber geschrieben. Man kann stufenweise verfolgen, wie der winzige Kern allmählich zu einem phantastischen Gebilde anschwillt. Jeder Erzähler fügt weitere Einzelheiten hinzu; mit Vorliebe natürlich werden die Höllenstrafen der verschiedenen Sünderkategorien ausgemalt. Aus den zahllosen arabischen Versionen dieser Legende soll Dante — wie Forscher herausgefunden zu haben glauben — Anregungen für die Schilderung seines Inferno geschöpft haben.

Während des Pilgerfestes im Frühjahr 620 begann Muhammed, sich unter den zahlreich herbeigekommenen Stämmen nach Bundesgenossen umzusehen. Wunder nimmt, daß er damit keine Schwierigkeiten fand. Man bot sich ihm geradezu an. Der Ruf des Propheten mußte sich schon weit in Arabien verbreitet haben. War es das Gefühl der Rückständigkeit inmitten hochentwickelter Kulturen, was diese Bereitwilligkeit schuf? Oder die Sehnsucht nach einer starken Hand in diesem klassischen Lande des bellum omnium contra omnes? Oder auch nur das Machtbedürfnis einzelner Gemeinwesen, sich einen Führer aus dem berühmten Mekka zu sichern und sich über ihre Nachbarn zu erheben? Schwer zu sagen. Vielleicht all das zusammen.

Zuerst erboten sich Vertreter des Stammes Daus, Muhammed bei sich aufzunehmen und ihm, wie aus den Besprechungen hervorgeht, ihre Streitkräfte zur Verfügung zu stellen. Aber die Daus wohnten weit im Norden, und ein Teil ihres Gebietes stand unter Verwaltung der persischen Großmacht. Diese Umstände mußten seine Pläne behindern, und Muhammed brach die Verhandlungen ab.

Auch der Scheiksohn eines Zweiges der Hamdan erklärte, seinen Stamm für den Propheten gewinnen zu wollen. Als

er dann im nächsten Jahr mit günstigem Erfolg wiederkam, war es bereits zu spät.

Denn inzwischen hatte Muhammed aussichtsreiche Verhandlungen mit Bewohnern von Yathrib, dem späteren Medina, angeknüpft. Es war zunächst nur eine vorläufige Fühlungnahme. Muhammed ließ sich Zeit. Er wollte diesmal sicher gehen. Sie sollten sich die Sache überlegen und weiter Freunde für den Plan seiner Aufnahme in Medina gewinnen. Hatten sie damit Erfolg, sollten sie im nächsten Jahr wiederkommen.

Das taten sie auch. Diesmal waren es ihrer zwölf, Vertreter mehrerer Sippen. Muhammed ging nun, immer noch sehr vorsichtig, einen Schritt weiter. In einer geheimen Zusammenkunft verpflichtete er sie lediglich auf die neuen Glaubensgrundsätze. Die zwölf beschworen: neben Gott kein anderes Wesen zu stellen; nicht zu stehlen; nicht Ehebruch zu treiben; Kinder nicht zu töten, auch wenn man sie aus Armut nicht ernähren zu können meinte; niemanden böswillig zu verleumden und Muhammed in allem Guten zu gehorchen. Vom Kampf für den Glauben war wohlweislich noch nicht die Rede. Man nannte später diesen Schwur daher auch „das Frauengelöbniß“, die Formel, die für weibliche Mitglieder beim Übertritt zum Islam galt.

Die zwölf kehrten nach Medina zurück, um weiter den Boden vorzubereiten. Nicht um einen sicheren Zufluchtsort handelte es sich für Muhammed. Er wollte sich einen Machtstützpunkt schaffen. Das konnte aber nur geschehen, wenn der einmütige Wille der Stadt ihn als anerkannten Führer berief.

Als Unterhändler und Propagandisten seiner Lehre gab er den Medinern einen seiner Jünger mit, Mus'ab al-Chair. Dieser war das Kind reicher Eltern und in seiner Jugend ein eleganter Nichtstuer gewesen. Des Dandytums bald überdrüssig, war er heimlicher Anhänger Muhammeds geworden, bekannte sich aber offen zu ihm, als er eines Tages beim Beten überrascht wurde, und verzichtete auf Reichtum und Erbe. Er floh nach Abessinien und war von dort als ein elender, in Lumpen gehüllter Bettler zurückgekehrt. Muhammed hätte keine bessere Wahl treffen können. Das sanfte, lebenswürdige, dabei klug diplomatische Wesen

Mus'abs machte ihn zu einem vortrefflichen Gesandten. In der Auswahl der richtigen Persönlichkeiten zeigte sich zum erstenmal die staatsmännische Begabung des Propheten.

### XIII

#### Der Auszug

Yathrib, das spätere Medina, liegt nördlich von Mekka, rund 350 km entfernt, also ein wenig weiter wie etwa Breslau von Berlin. Die Stadt war in ganz Arabien berühmt durch seine Datteln und sein Fieber. Die Datteln, in weit-ausgedehnten Plantagen gezogen, waren von besonderer Güte und Süße, hatten zudem auffallend kleine Kerne. Daher denn auch — wie die Tradition mehrfach berichtet — die Gegner an den ausgespuckten oder sonst wieder zutage geförderten Datteln feststellen konnten, ob Muhammed und seine medinische Heerschar an einer bestimmten Stelle vorbeigezogen waren. Das Fieber war die unvermeidliche Begleiterscheinung üppiger Fruchtbarkeit. Datteln gedeihen nur gut auf reichlich feuchtem Boden. Also mußte man sich mit den Sümpfen und stagnierenden Gewässern in dem weiten, flachen Tal schlecht und recht abfinden. Meist schlecht; denn auch Muhammed ist wahrscheinlich am medinischen Fieber gestorben.

Die Bevölkerung der Stadt bestand nicht ganz zur Hälfte aus Juden oder solchen, die deren Glauben angenommen hatten. Wahrscheinlich schon früher, besonders aber nach Zerstörung Jerusalems durch die Römer hatten sich Juden vielfach in Arabien angesiedelt. Aus dem höher entwickelten Kulturkreis des Mittelmeers kommend, brachten sie dem Lande manchen Fortschritt, namentlich im Ackerbau und Handwerk. In kaufmännischer Begabung waren ihnen die stammverwandten Araber ebenbürtig. Mit der Ausübung der staatlichen Gewalt, wo sich dazu Gelegenheit fand, wollte es den Palästinensern nie so recht glücken. In Südarabien zum Beispiel waren die Juden zur Herrschaft gelangt und hatten einen der Ihrigen, Josef mit Namen, zum König von Saba, dem altberühmten, erhoben. Darauf unternahmen sie den Versuch, sämtliche Untertanen zum Judentum zu bekehren. Das geschah aber auf eine so rücksichtslose und oft totsclägige

rische Art, daß sie sich bei der Bevölkerung gründlich verhaßt machten. Ihre Hauptgegner, die alte arabische Ritterschaft, riefen die christlichen Äthiopier zu Hilfe, die denn auch der jüdischen Herrschaft ein Ende und König Josef einen Kopf kürzer machten. Allerdings war Südarabien mit den Äthiopiern nur aus dem Regen in die Traufe geraten.

Auch in Yathrib-Medina hatten die Juden das Regiment in die Hand bekommen. Nach dem Bruch des Stauwerks von Marib in Südarabien nun, der viele Völker brotlos machte und zur Auswanderung zwang, zogen auch zwei süd-arabische Stämme, die Auss und die Chasradsch, nach Norden und setzten sich im fruchtbaren Tal von Medina fest. Anfangs waren sie nur geduldete Beisassen. Den Juden mochte eine Verstärkung ihrer Verteidigungsfähigkeit gegenüber den Beduinenstämmen willkommen sein; sie wiesen den Einwanderern daher Land zu. Aber sie wußten sich nicht die Sympathien der Hilfsgenossen zu erwerben. Im Gegenteil. Nach arabischen Berichten verfahren sie mit ihnen nicht viel anders, als Pharaon mit den Kindern Israel. Eine Chronik will sogar wissen, daß die jüdischen Häuptlinge auf Ausübung des *jus primae noctis* bestanden haben sollen, was die Araber verstimmte. Wie dem auch sei, und mag die Historie ein einseitiges Bild geben: jedenfalls gelang es den Arabern, die jüdische Obergewalt zu beseitigen und sich nun ihrerseits die Herrschaft in der Stadt anzueignen.

Nachdem die Auss und die Chasradsch das vereint fertig gebracht hatten, gerieten sie sich gegenseitig in die Haare. Da beide ungefähr gleich stark waren, gewann keiner von beiden dauernd die Oberhand; und so kam es zu einem nie endenden Bruderkrieg. Bluttat folgte auf Bluttat, Fehde auf Fehde — Arabien im kleinen. Erst jüngst, im Jahre 616, hatten die Auss in der mörderischen Schlacht von Bu'ath die Chasradsch besiegt. Aber die Chasradsch waren nicht vernichtet, nur gedemütigt; und sie bereiteten im stillen Vergeltung vor. Nicht mit Unrecht konnte Aïscha später sagen: Den Tag von Bu'ath hat das Schicksal zum Heil Muhammeds gesandt.

Schwer begreiflich bleibt, warum die drei starken israelitischen Stämme, die Kainuka, Nadhir und Kuraisa, sich nicht zusammentaten, um die beiden sich schwächenden Gegner zu überwältigen, und endlich Gesetz und Ordnung in der

Stadt wiederherstellten. Die Araber schienen zur Ausübung der Herrschaft noch weniger fähig. Aber die Juden standen in verschiedenen Lagern. Die Kainuka hielten zu den Chasradsch; die Nadhir und Kuraisa halfen den Auss. Dieser erstaunliche Mangel an Zusammenhalt sollte sich später noch deutlicher zeigen und den Juden zum Verderben gereichen. Die Wiedergewinnung der Macht erhofften sie von dem Erscheinen des ihnen verheißenen Messias und drohten damit oft den Arabern. „Wartet nur ab“, sagten sie, „wenn erst unser Messias kommt, und das wird bald sein. Dann beginnt unsere Herrschaft, das Königreich des auserwählten Volks.“ Messias? Die Auss und Chasradsch horchten auf. Den konnten sie, weiß Gott, selbst gebrauchen.

Frühjahr 622. Im Tal von Mina, unweit Mekka, standen viele Hunderte von Zelten aufgebaut. Der letzte Tag des heiligen Festes: Man hatte an geweihter Stätte die Opfertiere geschlachtet, dann den stürmischen Lauf den Berghang hinab zwischen den zwei enggestellten Säulen hindurch gemacht und zuletzt kleine Kiesel gegen eine Steinpyramide geworfen, ein tausendjähriger magischer Ritus, die bösen Geister zu bannen. Mit dem Abend hatten sich die Wallfahrer zur Ruhe begeben.

Da, wo die Pilger von Yathrib ihr Lager aufgeschlagen hatten, bewegten sich gegen Mitternacht Gestalten, einzeln oder zu zweit, behutsam zwischen den Zeltreihen hindurch, um die Schläfer nicht zu wecken. Auf getrennten Wegen gingen sie zu dem für das nächtliche Stelldichein bestimmten Ziel, einer düsteren Schlucht mit kahlen, felsigen Hängen, Akaba genannt. Es war die gleiche Stelle, an der das Jahr zuvor in heimlicher Zusammenkunft Muhammed die ersten zwölf seiner neuen Bundesgenossen auf den Glauben an den alleinigen Gott verpflichtet hatte.

Diesmal waren es deren mehr als siebenzig aus Yathrib, Vertreter beider herrschenden Stämme, der Auss und der Chasradsch. Die Verhandlungen, von dem geschickten Mus'ab geführt, waren zum Abschluß gediehen: die Yathribier waren gekommen, um dem Propheten den formellen Antrag zu machen, in ihrer Stadt die Führung zu übernehmen. Zuletzt hatte sich zwischen den feindlichen Brüdern ein förmlicher Wettlauf entsponnen. Den Auss war von den

ihnen verbündeten Juden gesagt worden, daß sie ihren Sieg von Bu'ath nur dem Eingreifen Jehovas verdankten. Den Chasradsch hatte dieser Beistand gefehlt, und sie vor allem waren geneigt, sich die Hilfe eines anscheinend so mächtigen Gottes für die Zukunft zu sichern. Denn Muhammed hatte erklärt — wie er selbst nicht anders glaubte — daß der Gott, den er verkündete, der gleiche wäre wie der der Juden. Dagegen waren wiederum die Auss nicht gewillt, den Chasradsch die Gunst dieses Gottes allein zu überlassen. So hatten sich, ein seltenes Vorkommnis, beide geeinigt, den Propheten in ihre Stadt zu berufen. Der tiefere Grund aber war wohl die Erkenntnis, daß sie in dem nie endenden Bürgerkrieg schließlich beide zugrunde gehen müßten. Und um ihn beizulegen bedurfte es einer Autorität, die über den Parteien stand und persönlich nicht in die Blutfehden verwickelt war. Erstaunlich wird immer bleiben, wie rasch man sich — ganz im Gegensatz zu Mekka — in Yathrib-Medina der alten Götter entledigte. Das ging von heute zu morgen. Noch ehe Muhammed das Regiment in der Stadt übernahm, begann man bereits in bilderstürmerischem Eifer die Köpfe der hölzernen und steinernen Idole abzuschlagen — anstatt wie bisher, die der feindlichen Stammesgenossen.

Die Juden von Medina waren bei der verabredeten Zusammenkunft nicht vertreten. Aber aus dem späteren geht hervor, daß sie von dem geplanten Schritt wußten und damit einverstanden waren. Bei Muhammeds Einzug in Medina soll, nach der Tradition, ihn als erster ein Jude als Prophet begrüßt haben. Ihnen war alles recht, was Friede und Sicherheit in der Stadt verbürgte. Allzu ausschließlich auf das Wirtschaftliche eingestellt, waren sie blind für das Politische und übersahen Folgen, die sie als unvermeidlich hätten erkennen müssen.

Für Muhammed war das starke jüdische Element in Medina einer der Hauptgründe zur Wahl dieser Stadt gewesen. So hatte er auch bei der Anknüpfung mit Medinern als erstes die Frage gestellt: „Ihr seid jene, die mit den Juden zusammenwohnen?“ Ihm kam es vor allem darauf an, eins der Völker, die „die Schrift besaßen“, zu gewinnen. Damit wäre der erste entscheidende Schritt auf dem Wege einer einheitlichen Weltreligion geschehen. Denn der Gott, der sich dem

Moses offenbart hatte, war auch sein Gott. Er glaubte daher bei den Juden Anerkennung zu finden, zumal sie — wie er wußte — sein Kommen billigten. Irrtümer auf beiden Seiten.

Die Männer von Yathrib hockten, in weite farbige Gewänder gehüllt, rings im Halbkreis am steinigen Hang der Schlucht von Akaba. Nun trat Muhammed unter sie, in weißem Mantel, darunter leuchtete eine rote Jacke. Auch Onkel Abu Abbas hatte sich eingefunden. Ihm war eine besondere Aufgabe zugefallen.

Damit alles nach Recht und Regel zugeht, mußte Muhammed in aller Form aus dem Familienverband entlassen werden. Nur dann konnte er, wenn der Vergleich erlaubt ist, das medinische Staatsbürgerrecht erwerben. Dazu hatte sich Onkel Abbas, als Vertreter der Familie, bereit erklärt. Auf die Unannehmlichkeiten eines Glaubenswechsels hatte der reiche Bankier gern verzichtet. Aber er wollte sich den Neffen auf alle Fälle zu Dank verpflichten; nach dem Grundsatz: man kann nie wissen, was aus einem Menschen noch werden kann. Das kluge Schielen nach beiden Seiten sollte auch seinen Lohn tragen.

Nach Erledigung dieser Formalität stellte Muhammed — und das konnte er jetzt — seine Bedingungen für Annahme der ihm überbrachten Einladung: Ablegung des Glaubensbekenntnisses, selbstverständlich. Unbedingter Gehorsam, eine unerläßliche Bedingung für einen Führer bei den individualistischen und eigenwilligen Arabern. Aufnahme der mekkanischen Glaubensbrüder nebst ihren Familien in der Stadt Medina. Dabei nochmals die Betonung, daß er nicht als nationaler Messias anzusehen wäre, mit der ausdrücklichen Wendung: Das Gotteshaus ist für alle Menschen bestimmt, in gleicher Weise für Einheimische wie für Fremde. Zuletzt das Entscheidende: Eintreten für den Glauben mit Gut und Blut und dessen Verteidigung gegen Angriffe von welcher Seite auch immer.

Also zunächst nur Defensivverpflichtung. Aktiven Kampf für den Glauben forderte er von den Medinern nicht. Er wußte, wie die Entwicklung gehen würde.

Diese Forderung erschien auch den Partnern bedeutungsvoll. Und einer, Al-Bara mit Namen, stellte die nicht unberechtigte Frage: „Wenn wir nun um deinetwillen Habe

und Besitz verlieren oder für den Glauben sterben, welche Belohnung wird uns dann zuteil?“

„Das Paradies!“ erklärte Muhammed.

Er hatte gesprochen wie es im Evangelium Lukas heißt: „Es ist niemand, der ein Haus verläßt, oder Eltern, oder Brüder, oder Weib, oder Kinder um des Reiches Gottes willen, der es nicht vielfältig wieder empfahe, und in der zukünftigen Welt das ewige Leben.“

War es nun die Hoffnung auf die Freuden der Seligkeit oder vielleicht die Aussicht auf Schlachtenruhm, jedenfalls brach nun Begeisterung los, so wird erzählt. Alle riefen stürmisch durcheinander, sie würden den Propheten verteidigen gleich wie ihre Frauen und Kinder, und versicherten, ihre ruhmvollen Vorfahren hätten ihnen die Tugend der Tapferkeit vererbt.

Abu Abbas, der Gründe haben mochte, seine Anwesenheit bei der Versammlung geheim zu halten, mußte mahnen leise zu sprechen, denn man könnte nie vor Horchern sicher sein. „Laßt eure Vertreter reden.“

Als erster trat Al-Bara vor und erklärte sich einverstanden. „Öffne deine Rechte, Gesandter Gottes, ich schwöre dir Treue.“ Und er schlug mit seiner Hand in die Muhammeds. Alle andern folgten dem Beispiel. Danach gingen sie in aller Stille, wie sie gekommen waren, nach ihren Lagerplätzen zurück.

Der Treuschwur von Akaba und die Übersiedlung Muhammeds nach Medina bedeutete eine Wendung in der Weltgeschichte. Im gleichen Jahr nahm Kaiser Heraklius den Kampf gegen die Perser von neuem auf, und seine Erfolge schienen den Sieg des Kreuzes im Osten zu verbürgen. Während fern im Westen Chlotar II. das christliche Frankenreich fest zusammenfügte, aus dem das neue Europa hervorgehen sollte. Der Islam aber setzte das Jahr 622 als Beginn seiner Zeitrechnung fest.

Onkel Abbas hatte mit seiner Befürchtung nicht so unrecht. Tatsächlich hatte ein Späher die nächtliche Versammlung belauscht. Die Mekkaner erfuhren von dem Vertrag. Das war ein regelrechtes Bündnis mit einer fremden Stadt, also dem Ausland nach damaliger Anschauung. Sie waren nun in der Lage, Muhammed des Hochverrats anzuklagen.

Da ihnen die Bedingungen des Bündnisses bekannt wurden, konnten sie sich die Folgen an den fünf Fingern abzählen und taten dagegen — so gut wie nichts, oder brachten es höchstens zu halben oder verspäteten Maßnahmen.

Die moslimische Gemeinde in Mekka traf nun alle Vorbereitungen zur Übersiedlung nach Medina. Um nicht Aufsehen zu erregen, zogen sie nach und nach in kleinen Gruppen davon. Ihre unbewegliche Habe mußten sie im Stich lassen. Das ging so mehrere Monate hindurch. Die Mekkaner machten nur schwache, zumeist erfolglose Versuche, die Flüchtlinge zurückzuhalten; sie beschäftigten sich mehr damit, den freigewordenen Besitz unter sich zu verteilen.

Eine kleine Episode aus dieser Zeit der Auswanderung mag hier eingeschaltet werden.

Eine der Anhängerinnen des Propheten, Umm Salama\*) — sie wurde später seine Frau — war von ihrer Familie, einem Zweig der mächtigen Machzum, gezwungen worden, mit ihrem Kind in Mekka zurückzubleiben; ihr Mann mußte allein nach Medina reisen. Der Kummer und die Tränen der Frau bewogen ihre Angehörigen schließlich, sie ziehen zu lassen.

„Ich bestieg mein Kamel“, erzählt Umm Salama, „nahm meinen Sohn auf den Schoß und trat ganz allein die lange Reise an. In Tan'yim, einige Wegstunden von Mekka, begegnete ich Othman ibn Talba, einem angesehenen Mann und Gegner Muhammeds. Er fragte mich: „Wohin, Tochter des Abu Omaiya?“ „Ich will zu meinem Mann nach Medina“, antwortete ich. „Und du bist ganz allein?“ „Ja, nur Gott und mein Kind sind bei mir.“ Darauf nahm er die Leitschnur meines Kamels, führte es und behandelte mich mit großer Zartheit. So oft wir bei einem Halteplatz ankamen, ließ er das Kamel niedergehen und entfernte sich, damit ich ohne Scheu absteigen konnte. Danach kehrte er zurück, führte das Kamel unter einen Baum, nahm ihm die Last ab, band es an und begab sich selbst unter einen Busch zur Ruhe. Zum Abend, wenn es Zeit war aufzubrechen, belud er das Kamel, führte es vor, ließ es niederknien und ging abseits, bis ich aufgestiegen war. Wenn ich meine Sache aufgepackt und mir's im Sattel bequem gemacht hatte, kam er wieder und führte mein Tier weiter.

\*) „Umm“ bedeutet im Arabischen Mutter; Salama hieß ihr Sohn.

So ging es auf dem ganzen Wege, zehn Tagereisen, bis wir in Kuba, einem Dorf außerhalb Medinas, ankamen. Er führte mich bis in die Gasse, wo mein Mann wohnte, sagte mir Lebewohl und trat die Rückreise nach Mekka an.“

Diese ausgesuchte Höflichkeit beobachtet der Araber noch heute, sogar bei Beraubung der Frauen, wozu ihm nach gelungenem Überfall auf die männlichen Stammesmitglieder das Recht zusteht. Kein Araber würde so vermessen sein, Hand an die Frauen zu legen. Sie befehlen ihnen, Schmuck und kostbare Kleidungsstücke abzulegen, entfernen sich währenddessen und warten mit abgewandtem Gesicht, um das Schamgefühl der Frau nicht zu verletzen.

Muhammed war bis zuletzt in Mekka zurückgeblieben, mit ihm nur noch Abu Bekr und Ali. Er wollte warten, bis alle seine Anhänger in Sicherheit waren.

Die „mekkanischen Goldbäuche“ — wie sie von den Medinern genannt wurden — sahen endlich ein, daß ernstlich etwas geschehen müsse, um wenigstens das Haupt der Partei am Entweichen nach Medina zu verhindern. Eine entschlossene Tat auf eigene Verantwortung zu unternehmen, dazu hatte keiner den Mut. Also trat der Rat der Alten zusammen, der immer vorsichtige Abu Sufjan präsiidierte. Man schlug dies und jenes vor und verwarf es wieder. Am wenigsten Bedenken schien die Maßregel zu finden, den Götterfeind einzusperrn, und zwar auf Lebenszeit.

Nun erhob Abu Dschal seine Stimme und meinte, der falsche Prophet besäße genug heimliche Freunde in der Stadt, um sein Entkommen zu ermöglichen. Wenn man schon seinen Tod wünschte — und er kam auf sein altes Vorhaben zurück — gut, dann müßte das gleich geschehen. Dazu wäre jetzt in elfter Stunde gerade noch Zeit. Blutrache? Womöglich Bürgerkrieg? Dem wäre leicht zu begegnen. Die Tat müßte gemeinsam ausgeführt werden, ein Vertreter von jeder der Sippen sich daran beteiligen. Dann fiel die Blutrache auf alle zurück, und gegen sie wären die Haschim und Muttalib zu schwach. Die Beleidigten würden Sühnegeld bekommen und sich wahrscheinlich gern damit begnügen. Das leuchtete denn auch allen ein, und also wurde es abgemacht.

Beschluß in einer großen Versammlung mit verschiedenen

Parteiströmungen. Soundso viele Mithelfer, auf eine große Anzahl Familien verteilt. Denkbar ungeschickt. Bei der gemeinsamen Ermordung Cäsars hatte man es klüger angefangen.

Als es Abend war, postierten sich die Beauftragten auf den umliegenden Häusern, nachdem sie festgestellt hatten, daß der Delinquent noch anwesend war. Da man im Sommer auf dem flachen Dache schlief, konnte man von den Nachbarhäusern aus alle Vorgänge beobachten. Man hatte nämlich beschlossen, den Ahnungslosen im Schlaf zu ermorden. Selbst die zehn oder zwölf zusammen wagten es anscheinend nicht, dem Propheten offen entgegenzutreten.

Nach einiger Zeit erschien auch auf dem Dach des beobachteten Hauses eine Gestalt, an dem grünen Mantel als Muhammed erkennbar, und legte sich zur Ruhe. Man wartete noch eine Weile, schlich sich an die Haustür, drückte die Tür ein, eilte mit gezücktem Säbel die Stufen hinauf an das Lager, und gerade, als man zustoßen wollte, richtete sich die von dem grünen Mantel bedeckte Gestalt auf und man erblickte — Ali. Die Verblüfften stellten die ziemlich überflüssige Frage: „Wo ist Muhammed?“ „Ich weiß es nicht“, war die selbstverständliche Antwort. Man dachte nicht einmal daran, Ali als Geisel festzunehmen, sondern zog mit langen Gesichtern von dannen.

Natürlich war Muhammed das geheime Vorhaben zu Ohren gekommen, und er hatte sich längst unter dem Schutz der Dunkelheit zusammen mit Abu Bekr auf bereitgehaltenen Kamelen davon gemacht. Ali hatte mit dem grünen Mantel des Propheten seine Stelle vertreten, um die Verschworenen zu täuschen. Mit gewisser Berechtigung konnte Muhammed im Koran sagen: „Die Heiden haben Pläne wider dich geschmiedet, aber Gott ist der bessere Pläneschmieder.“

Am nächsten Morgen setzten die Mekkaner eine Belohnung von einhundert Kamelen für den aus, der den Flüchtigen lebendig oder tot einbrächte. Natürlich machten sich viele auf, um sich den Preis zu verdienen.

Es ist ein bekannter Trick entwichener Gefangener, sich ganz in der Nähe zu verstecken, solange bis sich der Eifer der Verfolger gelegt hat. Nicht anders machte es Muhammed. Er schlug nicht den Weg nach Medina ein, sondern die entgegengesetzte Richtung nach Süden, und verbarg sich

in einer Höhle unweit von Mekka. Es war alles vorbereitet. Ein Freigelassener Abu Bekrs führte die Kamele fort und brachte den Wartenden, indes er unauffällig seine Herde in die Gegend trieb, täglich die nötigen Lebensmittel.

Einige der Verfolger waren schlau genug, in der von Medina abgekehrten Richtung zu suchen. Wie man von dem Versteck aus beobachten konnte, erschien auch ein Reitertrupp und hielt vor der Höhle an. Mehrere saßen ab und gingen auf dem schmalen, von einem Dornbusch verdeckten Eingang zu. Abu Bekr, sonst ein ganz mutiger Mann, begann zu zittern. „Unserer Verfolger sind viele“, sagte er, „und wir sind nur zwei.“ „Nein drei“, erwiderte Muhammed, „denn Gott ist mit uns.“

Und wirklich. Es zeigte sich, daß die Abgestiegenen bei dem Dornbusch nur ein dringendes Bedürfnis zu verrichten hatten, dann saßen sie wieder auf, und der Reitertrupp galoppierte weiter. Ein Sherlock Holmes war anscheinend nicht unter ihnen.

Nach drei Tagen Aufenthalt in der Höhle hielt Muhammed die Luft für rein. Der Freigelassene brachte in der Nacht die Kamele herbei. Begleitet von einem landeskundigen Führer machten sich die beiden auf und strebten auf weiten Umwegen, die Karawanenstraßen vermeidend, ihrem Ziele zu.

#### XIV

#### Das Wort wird Tat

Muhammed erreichte Kuba, jenes Dorf, eine Wegstunde von Medina, als gehetzter Flüchtling, völlig erschöpft und so abgerissen, daß ihm einer der Glaubensgenossen einen Mantel borgen mußte. Vier Tage danach ritt er als Triumphant in die „Stadt des Propheten“ ein. Zehn Jahre lang hatte er seine Lehre verkündet; nun blieben ihm wiederum genau zehn Jahre, um dem Gottesreich auf Erden Gestalt zu geben — ein aussichtsloses Beginnen. Selbst eine so gewaltige Machtorganisation wie die christliche Kirche des Mittelalters ist daran gescheitert, vielleicht, weil auch sie in den unabwendbaren Konflikt zwischen geistiger und irdischer Macht geriet. Tieferen Grundes vielleicht, weil das

Reich Gottes auf Erden — die Vision Muhammeds so gut wie die des Augustinus — ewig nur Sehnsucht, Ideal, begehrt, doch nie zu erreichendes Ziel bleiben soll. Wie jede Religion nur solange lebendige Kraft besitzt, als sie Forderung bleibt. Als die Götterwelt der Antike Gestalt und Gegenwart geworden war, wandten sich die Menschen alsbald den mystischen Kulturen des unsichtbaren Wesens zu. Sie suchten wieder den unbekannt, unerfaßbaren Gott.

Muhammed war der einzige unter den Stiftern der gegenwärtigen Religionen, dem es bestimmt war, seine Heilslehre selbst zu einer Kirche auszubauen. Es war ein Vorgang von symptomatischer Bedeutung.

Sein erster wirklicher Erfolg, von ihm mit Freuden aufgegriffen, trug zugleich den Keim des Scheiterns seiner Idee in sich. Er war nach Medina als Regent berufen worden, weil die Stadt sich selbst keine Ordnung zu geben vermochte. Man zerschlug mit überstürzter Bereitwilligkeit die alten Götter, weil sie sich als nutzlos erwiesen hatten. Mag leergebliebenes religiöses Bedürfnis mitgesprochen haben, im Grunde nahm man den neuen Gott an, weil man sich besseres von ihm versprach — und sollte in dieser Hoffnung nicht enttäuscht werden. Muhammed kam nicht eigentlich als Bote Gottes, sondern als weltlicher Herrscher. Und indem er irdische Institutionen schuf — schaffen mußte, stieß er mit den Wirklichkeiten zusammen und wurde immer weiter von seinem Wege abgedrängt. Formwerdung einer Idee — die Tragik aller Gestalter. Oder als Norm- und Gesetzgebung aufgefaßt: der Buchstabe tötet. Aus dem Reich des Friedens wurde ein Reich des Krieges. Und was vielleicht noch verhängnisvoller war: mit der Begründung einer Macht im Lande nahm seine für die ganze Menschheit gedachte Religion notgedrungen volksmäßige Färbung an, verknüpfte sich mit dem nationalen Arabertum.

Bei dem Einzug eiferten die verschiedenen Sippen um die Ehre, den Propheten in ihrem Quartier zu beherbergen und bei sich aufzunehmen. Sie erhofften sich dadurch eine Vorzugsstellung vor den anderen. Aber das hätte zu Eifersüchteleien geführt und den Sippenpartikularismus gefördert. Um niemanden durch Ablehnung zu verletzen, erklärte Muhammed, er habe Al-Kaswa, der Kamelstute, auf der er ritt,

die Wahl überlassen. Wo Al-Kaswa von selbst anhielte, wollte er seinen zukünftigen Sitz nehmen. Dank Gottes Fügung blieb das kluge Tier just an einem durchaus geeigneten Ort stehen. Es war ein geräumiger Platz ziemlich in der Mitte der Stadt, unbebaut, mit ein paar alten Gräbern, Schutthaufen und einzelnen Palmen. Das Grundstück gehörte zwei Waisen. Abu Bekr hatte einen kleinen Rest seines Vermögens aus Mekka retten können. Von diesem Geld wurde der Platz angekauft und alsbald mit dem Bau eines Gemeinschaftshauses — der ersten Moschee — sowie der Wohnung für den Gottgesandten begonnen. Bis es soweit war, nahm Muhammed bei dem ihm befreundeten Abu Aijab Quartier.

Seine ersten Schritte als Regent zeigten den geborenen Staatsmann. Man möchte fast meinen, daß seine ihm selbst noch unbekannte Herrscherbegabung unbewußt zur Geburt der Idee vom einheitlichen Gottesstaat mit beigetragen hat. Dem anarchischen Zustand in Medina machte er durch eine Verfassung ein Ende, in Form eines von allen Parteien anerkannten Staatsvertrages. Diese erste Regelung einer zugleich geistlichen und weltlichen Macht erwies sich so glücklich den Verhältnissen angepaßt, daß sie als Muster für alle späteren Verfassungen des islamischen Weltreichs diente und — was man als Westler leicht vergißt — auch vortreffliche Dienste leistete.

Trotzdem eine grundlegende Wandlung herbeigeführt werden sollte, war er doch klug genug, mit der alteingewurzelten Tradition nicht kurzerhand zu brechen (was nur Widerstände des Gefühls hervorgerufen hätte, weit leidenschaftlicher und zäher als die der bewußten Vernunft), sondern soviel davon zu übernehmen, als mit der neuen Gemeinschaftsidee vereinbar war.

Die alte Stammesorganisation wurde beibehalten. Die Sippen und Familien erledigten ihre inneren Angelegenheiten selbständig nach dem alten Gewohnheitsrecht und behielten ihren besonderen Wirkungskreis. Nur die Blutrache, der Verderb des Landes, wurde eingeschränkt. Ein Mord durfte nur an dem Täter gerächt werden, nicht an dessen Verwandten. Auch die Stammverbände der Juden genossen die gleichen Vorrechte, bewahrten ihren Kult und ihre Einrichtungen. Ihnen wurde Schutz zugesagt, sofern sie

sich der Obergewalt willig fügten. In allen Fällen aber behielt sich der Prophet die höchste Jurisdiktion vor. In Streit-sachen zwischen den einzelnen Teilen „war die Sache Gott und Muhammed zur Entscheidung vorzulegen“. Die neuen Staatsbürger waren nur zur Verteidigung ihres Gemein-wesens verpflichtet, nicht zu Offensivkriegen.

Daneben nun aber legte er die ersten Grundlagen zum Bau des Gottesstaates. Die „Gläubigen“ wurden zu einer be-sonderen Gemeinschaft zusammengeschlossen. Eine Genos-senschaft von Brüdern, gleichberechtigt, ohne jeden Vorrang der Abstammung und — was das Entscheidende war — ohne Unterschied der Rasse oder der Farbe. Sie unterstanden dem von Gott gegebenen Gesetz, wie bei Moses. Der Herr der Welt war ihr eigentlicher Souverän, der Prophet sein Stellvertreter und ausführendes Organ. An Stelle der Bin-dung durch das Blut war die Bindung durch die gemeinsame Religion getreten. Aber grundsätzlich war die Annahme des neuen Glaubens freiwillig, Zwang durfte nicht ausgeübt werden.

Die Beziehungen zwischen den mekkanischen Flüchtlingen — den Muhadjir oder Ausgewanderten, wie man sie nannte — und den Ansässigen von Medina, den „Anssar“ oder Hilfs-genossen, bedurften einer vorläufigen, rein praktischen Re-gelung. Die Mekkaner hatten Heimat und Habe verloren und besaßen meist keinen Pfennig mehr. Die Anssar waren zur Hilfe bereit, schlossen mit ihnen (oder einem Teil) eine Art Blutsbrüderschaft und nahmen sie damit in ihre Familien auf. Später verwischten sich die Unterschiede. Immerhin blieb das Stammesgefühl so wirksam, daß der Gegensatz zwischen Mekkanern und Medinern nie ganz abklang.

Die Muhadjir konnten nicht dauernd auf die Unter-stützung ihrer Gastfreunde angewiesen bleiben und mußten sehen, sich einen Lebensunterhalt zu schaffen. Die meisten verbrachten die ersten Jahre in recht kümmerlichen Ver-hältnissen und verdingten sich als Knechte oder Arbeiter in den Dattelplantagen. Bei einzelnen machte sich sehr bald der vortreffliche Geschäftsgeist der Mekkaner geltend. So hatte beispielsweise ein Mediner seinem Gastfreund Abder-rahman angeboten, seine Habe und auch seine Frauen mit ihm zu teilen. Aber Abderrahman verzichtete auf beides und ließ sich nur den Weg zum Markt zeigen. „Ich mache

mich anheischig, unter jedem Stein ein Vermögen zu finden.“ Sein Vertrauen in seine kaufmännischen Fähigkeiten wurde nicht enttäuscht. Er fing bescheiden mit dem Handel von Butter und Käse, auf Kredit gekauft, an und hatte bald ein umfangreiches Geschäft. Von einem andern erklärte Muhammed lachend, er wäre imstande, sich aus dem Verkauf von Steinen ein Vermögen zu machen. Der mekkanische Handelsgeist machte sich bald den Juden als eine unangenehme Konkurrenz fühlbar.

Mit der Fertigstellung des Bet- und Versammlungshauses hatte die Gemeinde einen sichtbaren Mittelpunkt bekommen. Es war ein höchst armseliger Bau, dieses erste Symbol einer Weltreligion. Muhammed mußte mit den wenigen Mitteln haushalten und alles, was er erübrigen konnte, zur Unterstützung der Flüchtlinge verwenden. Ein scheunenartiges längliches Viereck; die Wände aus luftgetrockneten Lehmziegeln; darüber ein Dach aus Palmzweigen, nicht regendicht. In diesem Umstand sah Muhammed wohl eine Ähnlichkeit mit der Stiftshütte des Moses, verwechselte das aber wahrscheinlich mit den Laubhütten. Im Innern waren Palmstämme aufgerichtet, um das Dach zu tragen. Während der Predigten oder Ansprachen stand Muhammed gegen einen der Stämme gelehnt. Erst Jahre später wurde eine einfache Kanzel aus Tamariskenholz errichtet, wie er sie in den Gottehäusern der „Schriftbesitzer“ gesehen hatte.

Muhammed vermied bei den ersten Einrichtungen alles, was seinen Kult von dem der andern geoffenbarten Religionen unterscheiden konnte. So war sein Gotteshaus von Osten nach Westen orientiert. Jerusalem bedeutete noch immer das ideelle Vereinigungsziel. Das Fasten, die Bußzeit, legte er auf das jüdische Versöhnungsfest. Möglicherweise hielt er es für gleichbedeutend mit dem Ostern der Christen, deren Einrichtungen ihm nur ungenau bekannt waren. Zur Versammlung der Gemeinde bedienten sich die Juden der Trompeten, die Christen der Klappern. Muhammed suchte eine Form zu finden, die beide Riten schließlich vereinigen konnte und führte den Gebetsruf ein. Der Neger Bilâl wurde der erste Gebetsrufer. Nicht zu vergessen: auch in seiner äußeren Erscheinung brachte Muhammed die Übereinstimmung zum Ausdruck; er trug jetzt das Haar nicht

mehr in der Mitte gescheitelt und geflochten wie die Araber, sondern lose herabhängend, nach der Weise der Christen und Juden.

An der einen Seite dieses „Anbetungsorts“ (el-medschid, daraus entstand „Moschee“) befand sich eine offene, notdürftig gedeckte Halle. Sie diente Muhammed als Beratungs- und Empfangsraum für alle, die ein Anliegen an ihn hatten. Und das waren ihrer recht viele. Jeder hatte ohne weiteres Zutritt. Wie er überhaupt die äußeren Attribute oder die Attitüde eines Herrschers geradezu ängstlich vermied. Er beanspruchte keinerlei Vorrang, war der Diener Gottes, wie alle anderen, ausgezeichnet allein durch „die unerklärliche Gnade der Erwählung“. Er forderte nur Gehorsam soweit er der Übermittler der Befehle des Weltenherrn war. Aber diese Befehle blieben stets den Umständen angepaßt und überschritten nie das Maß des jeweils Möglichen. Darin lag die außerordentliche Kunst seines Regierens, das anfangs völlig in der Luft hing und sich auf keinerlei tatsächliche Macht oder überkommene Befugnisse stützen konnte. Die Anerkennung als Führer hing ganz allein von dem Maß persönlicher Autorität ab, das er sich verschaffte. Daß ihm dies erstaunlich rasch gelang, verdankte er seinen angeborenen Gaben. Ohne die zwingende Klugheit seiner Entscheidungen, die im kleinen wie im großen bekundete Überlegenheit seines Geistes hätten sich die Araber ihm nie gefügt.

Des Nachts nun diente jene Veranda als Schlafstätte für Glaubensgenossen, die in Medina kein Unterkommen gefunden hatten oder anstatt der Mühen des Verdienstes sich lieber auf die offene Hand der Mitmenschen verließen. Ohnehin lungerten sie tagsüber in der Nähe des Anbetungsortes herum, da sie nichts zu tun hatten. Abends sandte ihnen Muhammed die Reste seiner Mahlzeit oder auch, auf Kosten der Gemeindegasse, eine Schüssel mit gerösteter Gerste. Es wurden ihrer eine ganze Schar, dieser „Hallenbrüder“, wie man sie nannte. Manch ein Abenteurer aus dem weiten Arabien gesellte sich zu ihnen. Eine verwegene Gesellschaft, eine Art Leibgarde in Lumpen, Habenichtse, die ihr ganzes Glück auf das des Propheten gestellt hatten, zu Diensten jeder Art zu gebrauchen.

Eine der sonderbarsten Figuren darunter war Abu Haraira, „Vater des Kätzchens“ (weil er meist eine kleine Katze

bei sich trug). Er kam aus Südarabien vom Stamm der Davs, von denen man sagte, sie wären das gerade Gegenteil von vorbildlichen Arabern. Dieser liebenswürdige Bohemien zog der Arbeit die heiligende Gegenwart des Propheten vor. Er folgte ihm überall, auch auf intimen Gängen, und machte sich ein Gewerbe daraus, alle Aussprüche des Gottgesandten wie seine alltäglichsten Handlungen zu sammeln, aufzuzeichnen und sie so der Nachwelt zu überliefern. Dabei muß aber seine dichterische Phantasie stark mitgewirkt haben; denn das meiste, was er berichtet, ist höchst verdächtig.

Wenn den ‚Vater des Kätzchens‘ hungerte, band er sich einen Stein vor den Leib, ging zu irgendeinem Glaubensgenossen und erbot sich, ihn durch Vorlesen einer Koransure zu erbauen. Natürlich war das nur ein Vorwand, um zur Mahlzeit eingeladen zu werden. Bei Omar glückte ihm das einmal nicht. Der hörte der schönen Rezitation andächtig zu, ließ aber den Spender geistiger Nahrung hungrig wieder von dannen ziehen. Der um den erhofften Lohn Betrogene beklagte sich beim Propheten, erhielt von ihm Milch und trank, „bis ihm der Leib prall war wie ein gefüllter Wasserschlauch“.

Nachdem das Gotteshaus fertiggestellt war, heiratete der vierundfünfzigjährige Prophet seine recht jugendliche Braut Aïscha, Tochter des Abu Bekr. Bei den dürftigen Verhältnissen der ersten Zeit gab es keine glanzvolle Hochzeit. Aber Muhammed hatte überhaupt keinen Sinn für Prachtentfaltung, auch später nicht, als er sich's gestatten konnte. Das Mahl, so wird überliefert, bestand aus Dattelpfannkuchen, mit Milch angerührt, und Gerstenbrot. Nach beendeter Mahlzeit leckte der Prophet, wie er es stets tat, die drei zum Essen benutzten Finger zeremoniell ab; eine arabische Sitte, die noch heute besteht.

Unmittelbar in der Nachbarschaft des neuen religiösen Mittelpunktes ließ der Prophet für jede seiner Frauen ein eigenes Haus errichten, genauer gesagt eine Lehmhütte mit kleinem Vorbau. Die beiden hintereinanderliegenden Eingänge waren je durch einen Vorhang aus schwarzem Ziegenhaar verschlossen, sodaß man, auch wenn der äußere gehoben wurde, keinen Blick in das Innere werfen konnte. Zuerst standen die beiden Häuser für Saudah, die aus Mekka mitge-

brachte Frau, und für Aïscha. Allmählich wurden es deren neun. Sie lagen rings um einen Hof herum, wohin sie auch den alleinigen Ausgang hatten. Wenn er nicht von Staatsgeschäften in Anspruch genommen war, konnte man Muhammed auf diesem Hof mit häuslichen Arbeiten beschäftigt sehen. Er melkte die Ziegen, reinigte und besserte seine Kleider aus, flickte die Sandalen oder fegte auch mit einem Besen den Platz rein. Eine eigene Wohnung scheint er nicht gehabt zu haben. Er schlief bei seinen Frauen, und zwar nach einem festgesetzten Turnus. Saudah, die anscheinend wenig Anziehungskraft mehr besaß, trat die ihr bestimmte Nacht an Aïscha ab. Für diesen klugen Verzicht behielt sie den Vorrang, eine Frau des Propheten zu sein.

Bei aller lebhaften Betätigung als vielfacher Ehemann besaß Muhammed große Schamhaftigkeit, in seelischer aber auch physischer Hinsicht. Das gilt gerade bei semitischen Völkern als eine Zierde des Erwachsenen, wie schon im Talmud hervorgehoben wird. Wie der echte Israelit, soll sich auch der wahre Moslim durch diese Eigenschaft auszeichnen. Der Fromme soll sich, nicht einmal wenn er allein ist, nackt ausziehen „aus Schamhaftigkeit vor Gott“. Malik, ein großer islamischer Rechtsgelehrter, ging nur alle drei Tage einmal auf die Latrine; und doch schämte er sich vor Allah über sein vieles Laufen dorthin — und verhüllte daher bei dieser Verrichtung sein Haupt mit dem Mantel! Aïscha erzählt, sie habe nie den Fardj des Gesandten gesehen.

Aber sonst konnte sich Aïscha nicht beklagen. Sie wurde die Lieblingsfrau des Propheten und nutzte ihre Vorzugsstellung auch weidlich aus. Es war nicht gut mit ihr Datteln essen. Hinter dem hübschen unschuldigen Kindergesicht steckte eine kleine Intrigantin. Der zierliche schmächtige Körper barg einen starken Willen. Ihre sanften dunklen Augen sprühten leicht vor Zorn und unbeherrschter Heftigkeit. Im Hassenkönnen war sie größer als in der Liebe. Mit ihren schmalen Frauenhänden griff sie auch in die Fäden der Politik, nicht eben zum Vorteil, weder für sie, noch für den islamischen Staat in seinen Anfängen. Der große Prophet war oft schwach vor dem kapriziösen Kind. Sie ließ keine der anderen Frauen so recht neben sich aufkommen. Ernstlich eifersüchtig war sie eigentlich nur auf eine Verstorbene, auf Chadidscha. Sie konnte höchst ungnädig werden,

wenn Muhammed Chadidscha als die beste Frau rühmte, die Gott ihm je gegeben hatte. „Sie war doch hochbetagt“, meinte die allerdings sehr Jugendliche dann verächtlich.

In ihrer Häuslichkeit hatte sich Aïscha eine ganze Sammlung großer und kleiner Puppen zugelegt, mit denen sie spielte — sie bekam niemals Kinder. Später schmückte sie die Wände mit Stoffen und Teppichen, in deren Muster allerlei seltsame Figuren oder phantastisches Getier, wie geflügelte Pferde oder sagenhafte Vögel, eingewebt waren. Muhammed war jede Art figürliche Darstellung der Geschöpfe Gottes ein Greuel. Solche Fabelwesen erinnerten ihn an heidnische Götzen. Schon darin, daß sich die Christen ein Bild von ihrem Heiland machten, sah er eine Verirrung. Er wollte der unausrottbaren Neigung der Menschen, sich außer dem höchsten Wesen Nebengötter zu schaffen, vorbeugen. Darin war er von dem eifervollen Radikalismus eines Moses, der geboten hatte: „Du sollst dir kein Bildnis, noch irgendein Gleichnis machen, weder des, das oben im Himmel, noch des, das unten auf Erden, oder des, das im Wasser unter der Erde ist.“ Dies Gebot wurde im Islam mit strengster Konsequenz durchgeführt. Die arabische Kunst kennt keine figürlichen Darstellungen.

Der lieblichen, aber auch sehr eigenwilligen Aïscha gegenüber mußte der Prophet freilich Nachsicht üben. Er ließ nur die Wandbehänge entfernen, wenn er in ihrem Hause das Gebet verrichtete; oder bat, die Stücke wenigstens zu zerschneiden und als Kissen zu verarbeiten, damit sie weniger in die Augen fielen. „Am Jüngsten Tage“, sagte er, „wird Gott den Künstlern befehlen, alle die Figuren, die sie dargestellt haben, lebendig zu machen. Und das wird sie in heilloser Verlegenheit setzen.“

Die Mediner mußten anerkennen, daß nun eine ebenso feste wie schmiegsame Hand die Zügel führte. Das chronische Übel der Fehden und blutigen Partezwiste, das die Stadt dem Ruin zugeführt hätte, war mit einem Schlage geheilt; und es kam nicht ein einziger Rückfall mehr. Was Muhammed in Medina begann, sollte er in Arabien vollenden: „Wenn es gelingt, durch deine Religion Einheit zu stiften, so bist du der größte Mann“, sagte ihm der Scheik eines mächtigen Stammes.

In der Stadt begegnete dem Propheten kein ernstlicher Widerstand. Man fügte sich ihm, teils gern, teils notgedrungen. Es gab nur eine stille Opposition. Ihr Führer war Abdallah ibn Ubaija, eines der Häupter der Chasradsch, ein reicher Magnat und nicht unbegabter Kopf. In dem Bürgerkrieg zwischen den Auss und den Chasradsch hatte er sich abseits gehalten, angeblich, weil er die Grausamkeiten der Blutfehde verabscheute. In Wahrheit hoffte er wohl, nachdem die Parteien sich gegenseitig müde geklopft hatten, zur obersten Gewalt berufen zu werden. Gewiß, er wäre der Mann dazu gewesen, und der Gedanke lag nahe. In dieser Erwartung aber sah er sich getäuscht durch die Berufung Muhammeds, mehr vielleicht noch durch die geschickte Art, mit welcher der Fremdling sich in kurzer Zeit Ansehen zu schaffen wußte. Abdallah ibn Ubaija sammelte alle Unzufriedenen, die es bekanntlich immer gibt, und wartete auf die Gelegenheit, den Propheten samt seinem neuen Glauben zur Stadt hinauszujagen. Aber die kam nie. Die Opposition blieb immer in der Defensive; schon weil sie dem Einigungsgedanken der Religion mit leeren Händen gegenüberstand. Abdallah sah sich schließlich genötigt, den Islam anzunehmen, fuhr aber fort, dem Propheten im geheimen Abbruch zu tun und seine Pläne ständig zu durchkreuzen. Muhammed behandelte diesen Gegner ungemein klug, faßte ihn sozusagen mit Samthandschuhen an — zur hellen Empörung des Draufgängers Omar — ließ sich sogar manchen Affront von ihm gefallen und brachte es denn auch dahin, daß der Führer zuletzt ohne Gefolgschaft dastand. Wegen der zweideutigen Stellung, in die Abdallah ibn Ubaija durch seine Ohnmacht geriet, erhielt er den Beinamen „der Erzheuchler“. Solche Namensanhängsel entsprachen der Verleihung von Titeln oder Ordensauszeichnungen in westlichen Ländern; hier allerdings in negativem Sinne gemeint.

Die wenigen Christen in Medina traten — ohne Ausnahme wie es scheint — der Lehre Muhammeds bei. Sie gehörten zu jenem im Osten verbreiteten Zweig, der nur die menschliche Natur Jesu anerkannte. Daher sahen sie im Islam nichts ihrem Glauben Widerstrebendes.

Auch mit den Juden ging es anfangs ganz gut. Muhammed kam ihnen soweit als irgend möglich entgegen. Es gelang ihm, einzelne der Juden zu gewinnen; aber dabei blieb

es vorläufig. In ihrer Gesamtheit erkannte die Judenschaft zwar seine weltliche Obergewalt an; sie war froh, daß bei der hergestellten Ordnung die Geschäfte wieder aufblühten. Aber in bezug auf die Lehre verhielt sie sich zurückhaltend. Die Rabbiner suchten zunächst einmal Muhammed über seine Gesetzeskenntnis auf den Zahn zu fühlen. Das Wissen der Thora war ihnen das A und O; dieses Rüstzeug war die unerläßliche Legitimation für jeden wahren Juden, erst recht aber für einen, der Prophet sein wollte. Muhammed schnitt schlecht ab bei diesen Prüfungen. Die Schriftgelehrten waren geübte Dialektiker und konnten ihn leicht widerlegen. Er fand nicht die treffenden Antworten wie Jesus. Dazu war seine Kenntnis der jüdischen Schriften zu mangelhaft.

Immerhin hoffte Muhammed noch, diese ihm mehr theoretisch erscheinenden Widerstände zu besiegen. Namentlich wenn ein äußerer Erfolg nachhalf und besser als der tote Buchstabe seine göttliche Sendung bestätigte. Und den suchte er jetzt.

Der neue entscheidende Schritt kündigte sich durch ein denkwürdiges und sehr eigentümliches Manifest an, in dem es hieß: „Die verschiedenen Propheten sind von Gott gesendet worden, um seine verschiedenen Eigenschaften zu verherrlichen. Moses seine Gnade und Fürsorge. Salomo seine Weisheit, Majestät und Herrlichkeit, Jesus Christus seine Gerechtigkeit, Allwissenheit und Macht — seine Gerechtigkeit durch die Reinheit von Jesu Leben; seine Allwissenheit durch die Bekanntschaft mit allen Geheimnissen des Herzens, welche Jesus zeigte; seine Macht durch die von ihm geübten Wunder. Keine von diesen Eigenschaften ist jedoch genügend gewesen, um Überzeugung zu erzwingen; und selbst die Wunder Mosis und Jesu haben keinen Glauben bewirkt. Ich, der letzte der Propheten, habe daher die Sendung des Schwertes empfangen.“

## XV

### Die Überraschung von Badr

Durch glückliche Fügung hatte Muhammed Macht in die Hand bekommen, und er war gewillt, sie zu nutzen. Das friedliche Mittel des Wortes hatte versagt, ihm nur schmerz-

liche Erfahrungen eingebracht. Nun konnte nur noch Gewalt helfen, sollte er die Aufgabe, die ihm gestellt war, erfüllen. War es nicht immer in der Welt so? Kämpfte nicht auch Kaiser Heraklius für den Sieg des alleinigen Gottes gegen die persischen Heiden? Auch die Anhänger Jesu griffen zum Schwert, wenn es not tat. „Und sofern nicht Gott“, heißt es nun im Koran, „die einen Menschen mit Hilfe der anderen abwehrte, wahrlich, so wären Klöster, Kirchen, Bethäuser und Moscheen zerstört worden.“ Kirchen und Moscheen — das war dem Propheten eins. Heraklius und er verteidigten den gleichen Glauben gegen den gleichen Feind: die Heiden.

Aber der Ausbreitung dieses Glaubens in Arabien stand Mekka wie ein Block im Wege. Erst wenn die Hochburg des Heidentums gefallen war, würde man seinen Gott als den mächtigeren anerkennen. Er kannte seine Landsleute; die Tat entschied, nicht das Wort.

Kein Gedanke an einen offenen Feldzug gegen den starken Gegner. Aber es gab andere, nicht minder wirksame Mittel. Man konnte die Stadt an ihrer empfindlichsten Stelle treffen: ihren Handel beunruhigen, ihre Karawanen abfangen. Was Mekka zum Leben brauchte, bezog es von auswärts. Wenn man die ‚Goldbäuche‘ zur Ader ließ, hatte das noch eine zweite angenehme Folge: man lenkte den Warenstrom in die eigenen Kanäle. Das war dringend erwünscht. Denn die Taschen und nicht minder die Mägen der Auswanderer waren leer, die gemeinsamen Mittel erschöpft. In Wahrheit: viele litten sogar bittere Not. Das Wort Gottes erquickte wohl den Geist, aber machte nicht satt. Und die Gebefreudigkeit der medizinischen Hilfsgenossen hatte sich merklich abgekühlt. Höchste Zeit, daß etwas geschah, sollte die Gemeinde nicht schließlich an Hunger eingehen.

Erklärten Kriegszustandes bedurfte es nicht. Das Überfallen und Berauben von Karawanen war völkerrechtlich erlaubt, außer in den Monaten des Landfriedens. Jeder wußte das und konnte sich dagegen schützen. Und dem Handel Mekkas hatte das Recht der Straße bisher keinen ernstlichen Eintrag getan.

Für Muhammed war das Anbinden mit seiner einstigen Heimatstadt eine höchst gewagte Sache. Er hatte nur ein paar Handvoll Muhadjir für die aggressiven Unternehmungen

gen; die Mediner waren zur Teilnahme nicht verpflichtet. Mekka dagegen besaß in seinen Bürgern eine starke und gut bewaffnete Wehrmacht und war zudem mit vielen mächtigen Stämmen der Nachbarschaft verbündet. Sobald die Stadt die Absichten des streitbaren Propheten merkte, konnte sie einen weit überlegenen Bund gegen ihn zur Verteidigung der alten Götter (und des Geldbeutels) zustande bringen — konnte!

Und der Segen des Herrn war nicht mit seinem Propheten. Die ausgesandten Streifkorps kamen stets mit leeren Händen zurück. Die Karawanen, denen sie aufgelauert hatten, waren ihnen regelmäßig entwischt. Das ging so vier- oder fünfmal. Schließlich, im Herbst 623, machte sich Muhammed selbst an der Spitze einer Schar auf, um die große nach Syrien gehende Karawane abzufangen. Abu Sufjan, das Haupt der Omaiya, führte sie persönlich. Nördlich Mekka, bei Janbo unweit der Küste, legte sich Muhammed auf die Lauer. Aber der Stammeshäuptling jenes Gebietes, mit den Mekkanern befreundet, griff ein und brachte das Vorhaben zum Scheitern. Immerhin gelang es dem Propheten wenigstens, mit zwei Stämmen, durch deren Gebiet die Hauptkarawanenstraße führte, einen Defensiv- und Offensivvertrag abzuschließen — für zukünftige Fälle. Was diese Banu Damrah und Modlidsch zu dem Bund veranlaßte, wird nicht berichtet. Jedenfalls traten sie nicht zum Islam über.

Das Jahr 623 ging zu Ende, ohne daß der geringste Erfolg erreicht war. Im Gegenteil sogar: Ein Beduinenstamm hatte die etwa eine Stunde von der Stadt weidenden Herden der Mediner überfallen und einen Teil fortgeführt, ohne daß Muhammed etwas dagegen tun konnte. Der heilige Monat el-Redjab war nahe, und damit hatten alle kriegerischen Unternehmungen ein Ende. Muhammed entschloß sich zu einem letzten Versuch. Er entsandte acht Mann unter Führung seines Veters Abdallah ibn Djadsch — mit versiegelter Order, zu öffnen zwei Tage nach Abmarsch. Der Befehl enthielt die Weisung, nach Nachla — jenem bereits erwähnten Ort zwischen Taïf und Medina — zu reiten und Karawanen abzufangen oder nur auszukundschaften; das war nicht ganz klar. Ausdrücklich wurde gesagt, daß die Teilnahme am weiteren Ritt freiwillig sein sollte. Aber keiner blieb zurück.

Bei Nachla trafen sie auf eine kleine Karawane, die Waren

von Taif nach Mekka brachte. Es war gerade am Nachmittag vor Beginn des heiligen Monats; mit dem Abend begann der Landfriede. Abdallah wollte sich den guten Bissen nicht entgehen lassen und begleitete die Karawane von ferne. Mit Nahen der Dunkelheit machte sie für die Nacht halt, nun sich sicher fühlend. Fast im gleichen Augenblick griff Abdallah an. Einer der Begleiter der Karawane wurde getötet, ein zweiter entkam nach Mekka, die beiden andern wurden gefangen genommen. Mit der Beute: Rosinen, Leder, Wein, außer Waffen und Tragtieren, kehrte Abdallah nach Medina zurück.

In Medina gab es ein bißchen moralische Entrüstung, da offenkundig der Landfriede gebrochen war. Namentlich die Juden beeiferten sich, den Propheten in Mißkredit zu bringen; das anfängliche gute Einvernehmen zwischen beiden war bereits ins Wanken gekommen. Muhammed wartete ruhig ab, bis sich der erste Sturm gelegt hatte. Dann verkündete er: Die Mekkaner hätten ihn und seine Genossen nur um des Glaubens willen verfolgt und geächtet und sich damit eines ungesetzlichen Friedensbruchs schuldig gemacht. Also könnten sie auch während der heiligen Monate bekämpft werden, was andern gegenüber nicht statthaft wäre. Eine etwas machiavellistische Logik, wird man zugeben. Aber es genügte, um die bedenklich gewordenen Gemüter auch seiner Anhänger zu beruhigen. Darauf tat er ein zweites: die eingebrachte Beute verteilte er unter denen, die den Streifzug glücklich durchgeführt hatten (nach Abzug eines Fünftels für den Staatsschatz). Der Erfolg war überraschend. Bei der nächsten geplanten Razzia meldeten sich sogar von den Medinern eine ungewöhnlich hohe Zahl zur Teilnahme.

Den Mekkanern war ein casus belli in die Hand gegeben, wie man ihn nicht schöner wünschen konnte. Die Verletzung des heiligen Monats hätte, richtig ausgenützt, die meisten Stämme Mittelarabiens auf ihre Seite gebracht. Sie entsandten Boten mit Geld nach Medina, um die beiden Gefangenen auszulösen — und taten im übrigen nichts.

Die nach Syrien gehende Karawane, die dem Propheten im Herbst entwischt war, mußte im Frühjahr 624 zurückkommen. Muhammed war durch seine geheimen Freunde in Mekka gut unterrichtet. Während der letzten Jahre waren

die Geschäfte der Mekkaner glänzend gegangen; jene Karawane war daher eine der größten, die man je ausgerüstet hatte. Mehrere tausend Kamele mit Waren im Werte von einer Million Mark. Die Familie der Machzum war allein mit einem Kapital von dreihunderttausend Mark beteiligt. Viele Kaufleute hatten ihren Kredit aufs äußerste angespannt, und die Kassen der Bankiers waren leer. Wie sich später herausstellte, hatte man mit Warenumsatz in Syrien fünfzig Prozent Gewinn erzielt. Die zurückkehrende Karawane repräsentierte danach einen Wert von anderthalb Millionen Mark.

Die Sache lohnte sich also. Gelang es, diesen Reichtum abzufangen, dann war dem mekkanischen Handel ein empfindlicher Schlag versetzt. So manches Haus mußte bankrott werden. Derart am Geldbeutel geschädigt und von ihren Göttern im Stich gelassen, mochten die Mekkaner vielleicht zu einer gütlichen Einigung mit dem Propheten geneigt werden.

Als Muhammed seine Absicht mit der syrischen Karawane bekannt gab, meldete man sich so zahlreich im Hinblick auf die zu erwartende Beute, daß er Auswahl treffen konnte. Mit rund dreihundert Mann (darunter etwa zweihundert Mediner) zog er los. Diese Streitkraft mochte reichlich genügen, da nur mit einer Bedeckung des Warenzugs von vierzig bis fünfzig Bewaffneten zu rechnen war. Die Mekkaner brauchten nicht mehr, da ihnen die Stämme an der Karawanenstraße meist wohlgesinnt waren und durch Gebühren für Brunnen- und Weidebenützung ihren guten Verdienst hatten. Der Heerhaufe des Propheten besaß — außer zwei Pferden — nur siebzig Kamele, auf denen man während des Marsches abwechselnd ritt.

Bei Janbo, einem Ort am Roten Meer etwa in der Höhe von Medina, bog die syrische Karawanenstraße von der Küste ab, ging durch ein stark bewegtes Hügelgelände und überschritt bei Badr, einem kleinen Marktflecken, ein breites, zumeist ausgetrocknetes Flußtal, den Wadi al-Safra. Das nachmals berühmt gewordene Badr hatte mehrere Brunnen und war daher Wasserstation. Bei diesem Ort stellte Muhammed sich mit seiner Schar bereit. Der Platz war gut gewählt. Gedeckt durch die Hügel, konnte er den Warenzug überraschend in dem Augenblick anfallen, als

dieser den immerhin schwierigen Übergang über das Flußthal bewerkstelligte. Ausgesandte Kundschafter meldeten auch, daß — nach Aussage von Landesbewohnern — die Karawane bereits Janbo passiert habe. Also mußte sie bald in Badr eintreffen.

Man wartete zwei, drei Tage; aber nichts zeigte sich. Endlich, am vierten Tage, machte man zwei Gefangene, mekkanische Sklaven, die man an einem der Brunnen beim Wasserschöpfen überrascht hatte. Die Gefangenen sagten aus, daß sie zu einer mekkanischen Streitmacht gehörten, die wenige Kilometer entfernt hinter einem Hügel lagerte. Eine mekkanische Streitmacht? Unmöglich! Das konnte nur Lüge, absichtliche Täuschung des Feindes sein. Also verprügelte man die Gefangenen, bis sie zugaben, zu der erwarteten Karawane zu gehören. Dann wurden sie vor Muhammed gebracht. Der aber erkannte, daß ihre erste Aussage stimmen mußte. Wie stark denn die Streitmacht wäre, fragte er. Das könnten sie so genau nicht angeben. „Wieviel Kamele werden bei euch täglich geschlachtet?“ „Den einen Tag neun, den andern zehn“, war die Antwort. Muhammed wußte nun Bescheid. Da immer auf hundert Mann ein Kamel kam, waren es neunhundert bis tausend. Kein Zweifel also: ein Heer war von Mekka angerückt. Was aber hatte sich inzwischen ereignet?

Abu Sufjan, der die syrische Karawane führte, hatte von dem Anmarsch Muhammeds rechtzeitig Nachricht erhalten und schleunigst einen Boten auf einem Rennkamel nach Mekka entsandt, um Hilfe herbeizuholen. Indessen war Abu Sufjan bei Janbo von der großen Straße abgelenkt und zog mit der Karawane trotz erheblicher Wasserschwierigkeiten dicht an der Küste entlang weiter. Die Kundschafter Muhammeds waren durch einen mit Mekka befreundeten Stammesführer getäuscht worden.

Der Bote ritt in Mekka ein, die Kleider zerrissen, die Ohren des Kamels eingeschlitzt, zum Zeichen, daß er schlimme Nachricht brachte — und schlug Alarm. Die Mekkaner waren rasch bereit, galt es doch, den größten Teil ihres Vermögens zu retten. Die kampfgewohnten Bürger bewaffneten sich, die Aristokraten voran; und rund tausend Mann stark (wie Muhammed richtig geschätzt hatte) rückten sie in Eilmärschen auf der Straße nach Norden vor. Das Kom-

mando war Abu Dschal, dem Haupt des Hauses Machzum, übertragen worden.

Unterwegs traf ein zweiter Bote ein, der meldete, daß die Karawane in Sicherheit wäre. Abu Sufjan war es gelungen, unbemerkt an Badr vorbeizukommen. Er ließ Abu Dschal sagen, seine Hilfe wäre nicht mehr nötig. Also umkehren, meinten die Mekkaner, da der Zweck erreicht war.

Abu Dschal aber sah den Augenblick gekommen, mit dem verhaßten Gegner endgültig abzurechnen. Auf diese Stunde hatte er lange gewartet. Die Umstände konnten nicht günstiger sein; und damit hatte er recht. Man wußte, daß Muhammed nur etwa dreihundert Mann bei sich hatte. Stellte er sich zum Kampf, so war der Sieg der Mekkaner so gut wie sicher. Rückte er aus, war er in den Augen aller anständigen Araber als Feigling gebrandmarkt. Dann wollte man in Badr ein dreitägiges Fest feiern, um den Stämmen die Überlegenheit Mekkas recht vor Augen zu führen. Der Feuereifer des Siebzigjährigen riß die Jungen mit fort. Man beschloß, den Marsch gegen Badr fortzusetzen. In den abendlichen Lagern der Mekkaner ging es lustig her. Man hatte Sklavinnen mitgenommen, die die Krieger mit Handtrommeln, Flöten und sonstwie unterhielten. Die Vornehmen geizten nicht mit reichlicher Bewirtung, wartete ihrer doch in Mekka der hohe Verdienst der geretteten Karawane. Man hatte wahrlich Grund zur Freude. So oder so, mit dem Propheten und seinem Gott mußte es bald aus sein.

Unter der kleinen Schar Muhammeds herrschte Bestürzung. Man konnte sich der Wahrheit nicht länger verschließen. Die Karawane war entwischt. Dafür stand, wie aus dem Boden gestampft, ein dreifach überlegenes Heer gegenüber. Mit der erhofften Beute war es vorbei. Allgemein war man dafür, sich aus dem Staube zu machen.

Womit Abu Dschal gerechnet hatte, sagte Muhammed sich selbst. Die Flucht angesichts des Feindes mußte seinem Ansehen einen schweren Stoß versetzen. Ein Ausweichen war technisch noch möglich, moralisch kaum mehr. Eine Zwangslage also, in die er sich überraschend versetzt sah. Anstatt der Karawane: ein Heer. Aber sah das nicht wie eine Fügung aus? Hatte ein anderer Wille in das menschliche Tun eingegriffen? Und blitzartig kam ihm die Erkenntnis, daß in

dieser unerwarteten Wendung ein Plan, eine höhere Absicht vorwaltete.

In gleichem Maße wie Napoleon verstand sich Muhammed auf die erste Kunst des Feldherrn, den Menschen zur Opferbereitschaft zu entflammen. War es dort das ruhmreiche Vaterland, so hier Gott, für den man sich hingab. „Ihr streitet mit mir über die Wahrheit“, sagte er zu seinen Leuten, „obschon sie deutlich kund geworden ist.“ Und die Wahrheit war diese: Gott in seiner unendlich überlegenen Weisheit hatte diese überraschende Lage herbeigeführt, weil es nach seinem Willen zu einem Kampf, einer Entscheidung kommen sollte. Muhammed stellte es nicht nur so dar, er glaubte es auch selbst. Schwäche und Verzagtheit verwandelte er in Mut und Zuversicht durch jenes auch christliche Streiter fortreißende Zauberwort: Gott will es!

Als am Morgen des nächsten Tages die mekkanische Streitmacht heranrückte — nach arabischer Art mehr Schwarm als Truppe — und nur noch durch ein flaches Tal vom Feinde getrennt war, bot sich ihr ein seltsamer und ungewohnter Anblick.

Auf der jenseitigen Höhe stand die Schar Muhammeds wohlgeordnet in Reih und Glied. Über den geschlossenen Abteilungen wehte eine schwarze Fahne, die Standarte des Propheten. Nun hoben alle gleichmäßig die Arme, verneigten sich, knieten nieder, richteten sich wieder auf. Ein leises fernes Murmeln war zu hören. Das Frühgebet. Die Mekkaner waren geneigt, sich über diese drillmäßige Zeremonie lustig zu machen. Als freie Männer erschien ihnen jeder Zwang unwürdig.

Sie irrten. Das gemeinsame Gebet, indes es die Herzen erquickte, weckte zugleich den Gemeinschaftssinn. Die genau vorgeschriebenen Bewegungen des Körpers regelten auch den Willen. Indem man sich gläubig einem Ganzen einfügte, lernte der Araber etwas, was seinem eigenwilligen Individualismus bisher fremd gewesen war: Unterordnung und Gehorsam. Nicht mit Unrecht hat man das Bethaus den Exerzierplatz des Islams genannt. Aber man überschätze das Mechanische nicht. Der Geist ist es, der zusammenbündelt, nicht die formale Disziplin.

Bei allem Gottvertrauen hatte doch Muhammed nicht ver-

säumt, die Kraft des menschlichen Verstandes in den Dienst des himmlischen Plans zu stellen. Wie er bei seinem Auftreten in Medina sich als kluger Staatsmann erwiesen hatte, so zeigte er jetzt, als er mit fünfundfünfzig Jahren zum erstenmal eine Schlacht leitete, überraschende Feldherrngabe. Seine Streitmacht war dem Gegner an Zahl weit unterlegen, zudem schlecht ausgerüstet. Nur ein kleiner Teil besaß Panzerhemden, zumeist gegen entsprechende Gebühr von den Juden entliehen. (Diese wußten Kriegswerkzeuge vortrefflich herzustellen, aber — wie man sehen wird — weniger gut zu gebrauchen.) Beide Nachteile suchte Muhammed durch eine vorteilhafte, auf beiden Flanken gedeckte Stellung am oberen Hang des Tals auszugleichen. Zur Versorgung der Truppen mit Wasser hatte er von einem der Brunnen eine Rinne bis hinter die Front graben lassen; die dem Feinde zugänglichen Wasserstellen dagegen lagen im Schußbereich der Pfeile.

Abu Dschal gedachte den schwachen Gegner im Ansturm zu überrennen. Er ließ daher von seiner Kavallerieabteilung, zweihundert Mann, eine Attacke reiten. Sie wurde von einem Pfeilregen empfangen und abgeschlagen. Ebenso wenig ließ sich Muhammed durch diesen ersten Erfolg aus seiner günstigen Stellung herauslocken, wie Abu Dschal gehofft hatte.

Da Übrumpelung nicht geglückt war, mußte man zur regelrechten Schlacht schreiten. Nach Brauch und Regel wurde sie durch Zweikämpfe eingeleitet. Unter aufmunternden Reden, wie „Du Sohn einer geschändeten Jungfrau“, forderte man sich wechselseitig heraus. Es galt zunächst persönliche Rechnungen zu begleichen. Von den Mekkanern traten drei vor, Angehörige jenes Mannes, der beim Überfall von Nachla getötet worden war. Die Ehre dieses Kampfes behielt Muhammed seinen Verwandten vor. Blutrache war Familienangelegenheit. Onkel Hamza, der muskelstarke Eber, Obeida, ein Vetter, und Ali, der Adoptivsohn, traten zum Duell an. Ali besaß, ein seltener Fall, einen vollständigen Panzer, der auch den Rücken deckte. Er hatte sich durch einen angesteckten Büschel weißer Wolle kenntlich gemacht, Hamza durch eine Straußenfeder. Auch bei geschlossenem Visier wollte man wissen, mit wem man kämpfte. Vetter Obeida wurde tödlich verwundet; aber es gelang Hamza und Ali (eines der wenigen Male, daß sich dieser ‚Siegfried des

Islams<sup>c</sup> auszeichnete) ihre beiden Gegner und dann auch den dritten gemeinsam zu überwältigen.

Frohlocken auf der einen, Rachewut auf der andern Seite. Die Mekkaner stürmten nun in Massen zum Angriff vor, wuchtig, aber ohne rechte Ordnung. Man hielt immer noch die Tapferkeit für den besten Teil der Kriegskunst. Auch Abu Dschal, der Siebzigjährige, stürzte sich in das Getümmel und verlor damit die Zügel der Führung.

Muhammed wußte: wenn überhaupt, konnte er nur mit dem Kopf siegen, nicht mit der bloßen Kraft des Arms. Unter einem Palmdach auf der Höhe, das man ihm zum Schutz gegen die brennende Sonne errichtet hatte, leitete er den Kampf. Es galt zunächst nur abzuwehren und zugleich seine kleine Schar fest in der Hand zu behalten. Ließ sie sich zur Auflösung in Einzelkämpfe verleiten, war sie verloren.

Immer von neuem rannte der Mekkaner gegen die feste Mauer der Moslim an, gerade drauf los wie ein wütender Stier. Das mußte schließlich die Kräfte des Stärksten erschöpfen. Den Gegner von der weniger stacheligen Seite her zu packen, was bei der überlegenen Zahl leicht möglich gewesen wäre, daran dachte man nicht. Abu Dschal kämpfte, aber führte nicht. Die Grundbegriffe der Taktik waren den Arabern unbekannt. Aber Muhammed hatte sie instinktiv erfaßt. Das war seine Überlegenheit.

Mittag. Die Mekkaner kämpften wie verzweifelt, aber hatten sich in nutzlosem Anstürmen verausgabt. Hitze und Durst taten das übrige. Die Angriffe wurden schwächer und schwächer. Die Truppen Mekkas waren nur noch wirr durcheinander gekommene Haufen. Auf diesen Augenblick hatte Muhammed gewartet. Er ergriff, allen sichtbar, eine Handvoll Sand und warf sie nach dem Gegner hin. Das war die rituelle Geste, daß man sich stärker fühlte als der Feind, zugleich das Zeichen zum Vorgehen. Was kommen mußte, kam. Dem mit unverbrauchter Kraft geführten Gegenstoß waren die ausgepumpten Mekkaner nicht gewachsen. Die meisten ihrer Führer waren gefallen, nichts mehr hatten sie einzusetzen. Nach schwachem Widerstand gaben sie nach; das Wanken wurde im Nu zum Weichen, das Weichen zur Panik.

Das kaum Glaubliche war geschehen: dreihundert hatten tausend in die Flucht geschlagen, und zwar so gründlich, daß

die Flichenden, in ihrer Hast davonzukommen, Waffen und alles Gepäck auf der Walstatt ließen. Die Moslim hatten vierzehn Tote zu beklagen, die Mekkaner dagegen siebzig. Nahe Verwandte hatten sich feindlich gegenübergestellt. So kämpften bei den Mekkanern Abderrahman, der Sohn Abu Bekrs; ferner Abu'l-Ass, einer der Schwiegersöhne Muhammeds; und sogar sein Onkel Abu Abbas. Dieser hatte sich der Heerespflicht nicht gut entziehen können, war aber zum Glück, ebenso wie Abu'l-Ass, unter die erkleckliche Zahl der Gefangenen geraten.

Unter den Toten fand man Abu Dschal, den leidenschaftlichsten und gefährlichsten Gegner Muhammeds. Der feindliche Onkel und „Höllensbruder“ Abu Lahab aber soll vor Ärger oder Gram gestorben sein, als er den Ausgang der Schlacht erfuhr.

## XVI

### Die Kibla

Badr war die Schicksalswende des jungen Islams. Der Sieg war für Muhammed, was der Durchzug durch das Schilfmeer für den israelitischen Glauben. Er erschien ihm — und mußte ihm erscheinen — als das Werk Gottes. Ein sichtbares Eingreifen des Weltenherrn: als sie — gegen ihre Absicht — zum Kampf mit einem mächtigen Heer geführt wurden. Ein Wunder auch ihr Selbstvertrauen, das sie — wie berichtet wird — vor einem nach menschlichem Ermessen aussichtslosen Kampf während der Nacht ruhig schlafen ließ. Ein noch viel größeres Wunder der Sieg selbst. Der Prophet, der jüngst noch um sein Leben bangen mußte, hatte nun über seine Verfolger gesiegt. Mit Badr — so sah es Muhammed — hatte sich Gott unzweideutig zu dem Propheten und der Wahrheit seiner Sendung bekannt. Das Zeichen, das die Spötter verlangt hatten, war erschienen. Und auch die Berufung durch das Schwert hatte der Himmelsregent bestätigt.

Und so stellte er es auch seinen Anhängern dar: Nicht seine Feldherrnkunst, noch ihre Tapferkeit, sondern Gott allein hatte den Sieg herbeigeführt. Damit nahm er ihnen die kriegerische Ehre, aber gab ihnen dafür ein Besseres: den unerschütterlichen Glauben an Gottes Beistand, der sie zuletzt unüberwindlich machte.

Als Staatsmann verfuhr er mit kluger Mäßigung und setzte stets die Zukunft in Rechnung. An den siebenzig Gefangenen von Badr hätte er Rache nehmen können für die Verfolgungen und das über ihn verhängte Todesurteil. Der kurzsichtige Omar, der immer in der Gewalt das probateste Mittel sah, riet natürlich dazu, den Gefangenen die Köpfe abzuschlagen. Aber das wäre schlechte Politik gewesen. Muhammed wollte sich Mekka nicht zum unversöhnlichen Feinde machen, sondern die Stadt für sich gewinnen, wenn auch durch Zwang. Daher gab er die Gefangenen gegen das übliche Lösegeld frei. Nur mit zweien machte er eine Ausnahme und ließ sie hinrichten. Anscheinend hatten sich diese persönlich an Mordanschlägen gegen den Propheten beteiligt. Man muß die Strafe als gerecht empfunden haben; denn es wird nichts davon gesagt, daß sich die Mekkaner darüber empörten.

Zainab, die Tochter Muhammeds, sandte aus Mekka eine kostbare Halskette, um ihren Gatten Abu'l-Ass auszulösen. Muhammed erkannte die Kette als ein Erbstück Chadidschas und schickte Abu'l-Ass mitsamt dem Schmuck zurück. Auch einen armen Dichter, Vater fünf unversorgter Töchter, gab Muhammed ohne Lösegeld frei unter der Bedingung, fernerhin nicht mehr gegen ihn zu kämpfen. Der kriegerische Dichter jedoch zog wieder ins Feld gegen den Propheten und büßte den Wortbruch mit dem Leben. Onkel Abu Abbas, der reich gewordene Bankier, mußte tüchtig zahlen. Aber deshalb blieben Onkel und Neffe doch gute Freunde.

Natürlich: wer Erfolg hat, gewinnt auch Gefolgschaft. Im gleichen Maße, wie das Ansehen der Mekkaner nach dem Ausgang der Badr-Schlacht bei den Beduinenstämmen sank, stieg das des Propheten. Im Verlaufe der weiteren Ereignisse setzten übrigens die Stämme diese Schaukelpolitik fort. Sie neigten immer dem zu, der jeweils als der Stärkere erschien. Aber da das meist sehr rasch wechselte, kamen viele aus dem Schaukeln nicht mehr heraus.

Jetzt, nach Badr, gelang es Muhammed, mit fast sämtlichen Stämmen in der Küstengegend freundschaftliche Abkommen zu schließen. Dadurch wurde den Mekkanern die Karawanenstraße nach Syrien völlig verbarrikadiert. Von irgendwelcher Bedingung oder nur Aufforderung, dem neuen Glauben beizutreten, war bei diesen Bündnissen nicht die

Rede. Das hätte zu damaliger Zeit nur Widerstände hervorgerufen; die Bekehrung sollte freiwillig bleiben. Muhammed suchte Religion und Politik auseinanderzuhalten, Papst und Herrscher zu trennen. Man weiß sofort, daß solches nicht durchführbar war. Aber das lag weniger an ihm, als an den Menschen. Die selbstherrlichen Beduinen blieben immer untreue Bundesgenossen, solange sie nicht der Einheit des Islams eingefügt waren. Auch Karl der Große wurde erst Herr der deutschen Stämme, nachdem er ihnen das Christentum aufgezwungen hatte.

Mit den Juden indessen konnte es von Anfang an eine Neutralität in Glaubenssachen nicht geben. Das war von beiden Seiten her unmöglich.

Von den Kindern Israels ist zu rühmen, daß sie mit heroischer Standhaftigkeit an der Religion ihrer Väter festhielten. Das ist aber auch das einzige, wodurch sie sich hervortaten. Ihr mangelnder politischer Sinn, ihre staatsmännische Unklugheit, die sich so oft schon gezeigt hatten, führte sie auch diesmal wieder in die Irre. Und abermals rollte eins jener Dramen ab, denen man in der Geschichte dieses Volkes so häufig begegnet.

Muhammed war in Medina mit einer der geoffenbarten Religionen in unmittelbare Berührung gekommen. Für ihn freilich gab es keine Unterschiede. Es existierte nur e i n Gott, e i n Glaube, e i n e Heilige Schrift, die ebenso in den Büchern der Juden wie der Christen enthalten war. Er selbst sah sich eingeordnet in die Reihe der Propheten, die, wenn die Zeit erfüllt ist, von der Gnade Gottes erwählt, auftreten, um den von den Menschen verwirrten Glauben in seiner ursprünglichen Form wiederherzustellen\*). Also die Mission eines Moses, eines Jesus, und, nach den Zeiten abgewandelt, auch die eines Luther oder Calvin — und wahrscheinlich wer-

---

\*) Noch jüngst konnte ein Gelehrter die Frage aufwerfen, ob Muhammed mit seiner Mission auf die ganze Menschheit zielte. Als ob nicht jede Religion, das Christentum voran, einfach ihrem Wesen nach als Trägerin der alleinigen Wahrheit mit diesem Anspruch aufträte. Wenn Muhammed sagt, daß der Koran in arabischer Sprache offenbart wurde, so bezieht sich das auf die Form der Mitteilung, nicht auf den Inhalt. Gott konnte sich ihm nur in der ihm geläufigen Sprache verständlich machen. So wie Jesus auch in der Sprache der Juden gelehrt hat. Deshalb galt sein Opfertod doch der ganzen Menschheit.

den ihrer in der Geschichte der Menschheit noch weitere folgen.

Als weltlicher Herrscher von Medina — sozusagen als Papst mit einem Kirchenstaat — hatte Muhammed das Zusammenwohnen mit den Juden auf weltliche Art geregelt. Sie wurden, wie erwähnt, in den Staatsvertrag mit aufgenommen, genossen Schutz und freie Religionsübung. Aber als Prophet konnte er dabei nicht stehen bleiben. Ihm mußte alles darauf ankommen, daß seine Sendung gerade von dem einen Volk der Schriftbesitzer, mit dem er jetzt zusammentraf, anerkannt würde. Es wäre die Rechtfertigung seines Prophetentums gewesen in der Richtung des ihm vorschwebenden — oder, wie er glaubte, des ihm von Gott gewiesenen — Ziels.

Daher hatte er zunächst alle äußerlichen und gewiß nicht unwesentlichen Differenzpunkte ausgeschaltet und gleiche Gebetsrichtung wie gleiche Fastenzeit eingeführt. Er erkannte auch ausdrücklich an, daß die Juden als ein auserwähltes Volk zu gelten hätten. Formal blieb eigentlich nur der Unterschied, daß die Araber Kamelfleisch aßen, was dem Volk Israel verboten war. Aber über solche Zwirnsfäden stolpern oft die Überzeugungen. Dann ging Muhammed daran, die Juden durch aktive Propaganda des Worts zu gewinnen oder zu belehren, wie man es nennen will. Ein von vornherein aussichtsloses Bemühen. Die Juden konnten nicht freiwillig auf etwas verzichten, was ihnen als ihr höchstes Gut erschien und worauf sich gerade ihr Anspruch, das auserwählte Volk zu sein, gründete. Ihre Religion beruhte auf dem mosaischen Gesetz, jede Abweichung davon, auch dem Buchstaben nach, galt als Abfall vom Glauben. Vergebens natürlich berief sich Muhammed darauf, daß durch Jesus der größte Teil jenes Gesetzes bereits aufgehoben wäre.

Bei Diskussionen kam, wie gesagt, der Araber schlecht weg. Die jüdischen Gelehrten waren ihm im Schriftwissen und mehr noch in der Dialektik weit überlegen. Sie vermochten ihm mit Leichtigkeit Unkenntnis und Irrtümer nachzuweisen, wenn er sich auf die Schrift berief. Sie taten das mit der beißenden Ironie und dem witzigen Spott, der ihrem geschulten Geist reichlich zur Verfügung stand. Wenn die Anhänger Muhammeds erklärten: „Wir hören und ge-

horden“, so machten sie daraus: „Wir hören und widersprechen“.

Vom Wortstreit zu offener Gegnerschaft war nur ein Schritt. Wie Muhammed sein Prophetentum verstand, durfte er nicht davon ablassen, gerade bei den Juden Anerkennung zu finden. Die Juden wiederum mußten in dieser Forderung ein Aufgeben ihres Volkstums, ihrer nationalen Religion sehen. Ihr Messias durfte nur aus dem Stamm Davids sein. Jeder andere war in ihren Augen ein falscher Prophet, ihr Feind und der Feind ihres Gottes. Daher gingen sie von passiver Abwehr zum Angriff über. Es mußte so kommen. Sie nutzten die Schwäche Muhammeds aus, stellten ihm Fallen, legten ihm — ganz wie einst Jesu von Nazareth — verwickelte Fragen vor und amüsierten sich köstlich, wenn er in seinen Antworten Unkenntnis der Schrift verriet.

Muhammed wurde immer schärfer. Er machte den Widerstand gegen Gott zu einem feststehenden Charakterzug der Juden, wies ihnen das aus ihrer Vergangenheit nach, benutzte die Vorwürfe des Moses gegen sein Volk und erklärte: „So oft euch aber ein Gesandter brachte, was euch nicht gefiel, wurdet ihr da nicht hoffärtig, beschuldigtet die einen der Lüge und erschluget andere?“

Aber die Juden begnügten sich nicht mit dem geistigen Kampf. Sie wollten den unbequem gewordenen Propheten aus Medina wieder los werden. Indes sie ihn in der Öffentlichkeit lächerlich machten, begannen sie im geheimen sein Ansehen zu untergraben, verbündeten sich im stillen mit der Opposition unter Abdallah ibn Ubajja und suchten die Parteien gegeneinander aufzuhetzen. Fast wäre es ihnen gelungen, die alte Blutfreundschaft zwischen den Auss und den Chasradsch, von Muhammed eben mühsam erstickt, wieder aufflammen zu lassen. Über seine Mißerfolge der ersten Zeit gegen Mekka frohlockten sie und benutzten das, um die öffentliche Meinung (durch Verbreitung von Schmähdichten) gegen ihn einzunehmen. Sie schadeten ihm wo sie konnten. Als Muhammed sie auffordern ließ, zu den Rüstungen mit Geldmitteln beizutragen, gaben sie die höhnisch ablehnende Antwort: „Dein Gott ist arm, aber wir sind reich.“ Begreiflich das alles vom Standpunkt der Juden aus, denn es ging um ihr Höchstes, ihre Religion. Hinzu kam das stolze Gefühl, ein den Arabern geistig und kulturell weit überlegenes Volk zu sein.

Muhammed sah ein, daß ein Zusammengehen mit den Juden unmöglich war. Er hatte große Hoffnungen darauf gesetzt, war soweit als irgend möglich entgegengekommen. Um so schmerzlicher jetzt seine Enttäuschung. Das ließ eine Verbitterung zurück, die sich in allen seinen Äußerungen über die Juden findet. Gegenüber den Christen bewahrte sein Urteil immer Maß und Milde; vielleicht weil der entscheidende Zusammenstoß mit diesen erst nach seinem Tode erfolgte.

Aber der unüberwindliche Widerstand des einen Volkes der Schriftbesitzer — also Gläubigen der offenbarten und daher wahren Religion — lehrte ihn noch mehr. Eine Vereinigung der Bekenntnisse, indem man sie auf den allen gemeinsamen und ursprünglichen Gehalt zurückführte, konnte es nicht geben. Das war schon an den Juden gescheitert. Und mit den Christen war es nicht viel anders. Bei diesen stand — immer mit Augen Muhammeds gesehen — die Vergöttlichung ihres Propheten Jesus oder die Anbetung der Jungfrau Maria im Wege. Diese Kluft war nicht zu überbrücken. Von seinen Erfahrungen mit Christen wissen wir nicht viel, sehen jedoch den Ausgang.

Und in der Erkenntnis, daß sein anfänglicher Plan unausführbar war, tat Muhammed den für alle Zeiten entscheidenden Schritt. Er zog bewußt einen Trennungsstrich zu den übrigen Bekenntnissen. Das kam in Formalien zum Ausdruck. Er führte eine von den Juden unabhängige Fastenzeit ein und — was bei weitem bedeutsamer war — er verlegte die Gebetsrichtung, die Kibla, von Jerusalem nach Mekka.

Man hat diese folgenschwere Wendung verkannt, glaubte darin eine Nationalisierung des Islams zu sehen. Aber national ist der Islam nie gewesen; er umfaßt auch heute die verschiedensten Völker (ist übrigens noch ständig im Wachsen). Muhammed hielt an seinem Ziel fest — darin sah er die einzige Rechtfertigung seines Prophetentums — änderte nur die Marschroute sozusagen. Indem er Jerusalem aufgab, gedachte er einen neuen Vereinigungspunkt zu schaffen, unabhängig von den Bekenntnissen. Seine Aufgabe blieb, was sie bisher gewesen war: die unverdunkelte Wiederaufrichtung der einen und wahren Religion, befreit von den abirrenden Sonderentwicklungen späterer Zeit. Die älteste und reinste Religion fand er in der Abrahams; von ihr

hatten alle anderen ihren Ausgang genommen. Abraham war älter als Gesetz und Evangelium; wurde von den Juden wie Christen anerkannt. Er, der „sich Gott hingibt“, war der Prototyp des Glaubens. Griff man bis auf ihn zurück, dann war man an den Quell gelangt, von dem aus sich die Strömungen abzweigt hatten.

„Wir (Gott) machen keinen Unterschied zwischen Moses und Jesus“, heißt es im Koran. Aber Jerusalem war gerade der Ausgangspunkt jener Spaltung in Juden und Christen. Also mußte ein neuer, beide Bekenntnisse überhöhender und vereinigender Mittelpunkt geschaffen werden. Muhammed fand ihn in der Ka'ba, deren Ursprung sich in mystisches Dunkel der Vorzeit verlor. Und er brachte nun das Heiligtum mit Abraham in Verbindung, vielleicht auf alte Sagen zurückgreifend, machte die Ka'ba zum „Nabel der Welt“. Dort hatte einst Adam das erste Gotteshaus errichtet. Während der Sintflut war es in den Himmel entrückt und dann von Abraham und seinem Sohn Ismael als Anbetungsstätte des wahren Gottes wiederhergestellt worden. Damit hatte er Abraham in seinen ursprünglichen Rang als Begründer der einigen und einzigen Religion wieder eingesetzt. Eine etwas künstliche Konstruktion, wird man sagen; und das war es in der Tat.

Taktisch ein genialer Griff, denn er verbürgte Muhammed den äußeren Erfolg. Aber zugleich ein tragischer Irrtum. Mit dieser Wendung hatte der Prophet das Ziel unweigerlich verfehlt. Die ihm — nach seinem Glauben — von Gott auferlegte Aufgabe mußte scheitern. Vielleicht hat er Unmögliches gewollt, was wissen wir! Soviel aber steht fest: Anstatt Vereinigung brachte Muhammed nur weitere Spaltung. Er endete da, wo so mancher Glaubensreformer, wie auch Luther, geendet ist: bei einer neuen Religion. Die Verlegung der Kibla nach Mekka war die eigentliche Geburtsstunde des Islams.

Das alles war bereits vor der Schlacht bei Badr geschehen, was nicht ohne Bedeutung ist. Denn damals bestand für Muhammed nur sehr geringe Aussicht, die Stadt Mekka zu bezwingen. Trotzdem wählte er sie bereits zum religiösen Mittelpunkt.

Badr war die Quittung. Ein Sieg gegen alle menschliche

Berechnung. Gott war mit ihm, so mußte es Muhammed auffassen. Der himmlische Auftraggeber billigte seine Maßnahme und unterstützte sie. Übrigens gar nicht so unzeitgemäß. Auch bei modernen Schlachtentscheidungen wird der liebe Gott in Anspruch genommen, und er scheint stets auf Seite der Sieger zu stehen.

Als ein vom Weltenherrn dem irdischen Auge bestätigter Prophet kehrte Muhammed nach Medina zurück. Die Juden mochten höhnen; sie waren im Unrecht, das hatte sich offenkundig gezeigt. Wenn sie sich von nun an wenigstens ruhig verhalten hätten! Ein Glaubenszwang wurde nie auf sie ausgeübt. Aber wo Religion in Frage kam, war ihre Leidenschaft größer als ihre Vernunft. Sie konspirierten weiter gegen den nach ihrer Meinung falschen Propheten.

Der eine der drei jüdischen Stämme, die Kainuka, hatte sein abgeschlossenes Quartier inmitten der Stadt. Sie waren Handwerker, berühmt als Waffen- und Goldschmiede, während die beiden anderen Stämme große Plantagenbesitzungen hatten und daher mehr außerhalb der eigentlichen Stadt wohnten. Diese Kainuka nun waren alte Freunde der Charsch, zu denen bekanntlich auch der Führer der Opposition, Abdallah ibn Ubaija, gehörte. Dieser sah in den Kainuka eine wirksame Unterstützung und scheint sie in ihrer Feindschaft gegen Muhammed insgeheim aufgestachelt zu haben. Ob es zwischen den Kainuka und Ubaija bis zu einem wirklichen Komplott gediehen war, läßt sich aus der islamischen Geschichtsschreibung nicht ersehen.

Möglich auch, wie die Tradition berichtet, daß es zwischen Kainuka und Moslim zu einer Schlägerei kam, wegen einer Frau natürlich, wobei einer der Gläubigen das Leben einbüßte. Muhammed war sicher jeder Anlaß willkommen. Er konnte auf die Dauer inmitten von Medina nicht ein feindliches Element dulden, das ständig, aber mehr heimlich als offen, gegen ihn arbeitete. Die Kainuka wurden in ihrem Stadtteil umzingelt und belagert. Mit den festen, burgartigen Häusern, dicht nebeneinanderstehend und nach außen abgeschlossen, konnte das Quartier schon als kleine Festung gelten. Die Kainuka blieben im Schutz ihrer Mauern und rührten sich nicht. Abdallah ibn Ubaija, der sie zu ihrem Widerstand ermuntert hatte und noch immerhin ansehnlichen Anhang besaß, beteiligte sich lediglich als Zuschauer

bei der Zernierung. Nach zwei Wochen etwa mußten sich die Kainuka, durch Hunger gezwungen, bedingungslos ergeben. Die Aufforderung, den Islam anzunehmen, lehnten sie ab, was zu ihrer Ehre festzustellen ist. In seiner Erbitterung gegen die Juden gedachte Muhammed die Männer des Stammes hinrichten zu lassen. Die damalige Kriegführung war nicht zaghaft (heute ist sie es noch weniger, nur in noch barbarischerer Form). Ubaija ermannte sich nun endlich und sprach zugunsten der Kainuka. Muhammed wollte diesen Opponenten nicht verstimmen, vermied auch gern Härten, wo es ohne Schaden für die Sache angängig war. Aber die Kainuka mußten die Stadt räumen. Mit Frauen, Kindern und einem Teil ihrer Habe zogen sie davon und siedelten sich fernab im Ostjordanland an. Was sie an Besitz zurückließen, fiel dem Staatsschatz zu oder wurde als rechtmäßige Beute verteilt.

Erstaunlich bleibt, warum die beiden anderen jüdischen Stämme ihren Glaubensgenossen nicht zur Hilfe gekommen waren. Die Gründe sind schwer ersichtlich, da nur islamische Geschichtsquellen zur Verfügung stehen. Wahrscheinlich fühlten sie sich doch zu schwach.

## XVII

### Ein Reitergeneral und ein Graben

Die Nadhir und Kuraisa, die zwei noch übrigen jüdischen Stämme, mußten erkennen, daß über kurz oder lang die Reihe an sie kommen würde, falls es nicht gelang, den falschen Propheten aus der Stadt zu vertreiben. Sie sahen sich daher nach Hilfe von außen um, und die konnte am ersten von den Mekkanern kommen. Einer unter ihnen, vom Stamm der Nadhir, Ka'b ibn Al-Aschraf mit Namen, wurde nach Mekka entsandt. Dieser Ka'b war ein Gelehrter und großer Dichter. Ein arabischer Kritiker erklärt einzelne Verse des Ka'b für Muster im klassischen Stil. (Die Juden sprachen ein Idiom, das sich vom Arabischen nur soweit unterschied wie etwa das Jiddische vom Deutschen. Die Gelehrten beherrschten natürlich die arabische Schriftsprache.)

Ka'b sollte mit seiner zündenden Beredsamkeit die Mekkaner zu einem schleunigen Kriegszug gegen Medina auf-

rufen, wobei die Mitwirkung der Juden in Aussicht gestellt wurde. Aber er fand keine Gegenliebe. Den Mekkanern wurde der übereifrige Propagandist unbequem; er mußte die Stadt verlassen und kehrte nach Medina zurück.

Muhammed hatte von dem Treiben Ka'b's natürlich Kenntnis erhalten. In Medina setzte Ka'b seine politische Tätigkeit fort und suchte seine Glaubensgenossen wie auch die Unzufriedenen um Abdallah ibn Ubaija zu einer Aktion gegen den Propheten anzutreiben. Man kann es Muhammed schließlich nicht verdenken, wenn er unmutig ausrief: „Wer befreit mich endlich von diesem Menschen!“

Es fanden sich bald getreue Anhänger, um dem Wunsch des Gebieters zu willfahren. Aber es war schwer, an Ka'b heranzukommen. Er bewohnte eins jener burgartigen Schlösser der reichen Juden, die von arabischen Dichtern mit den Palästen von Byzanz verglichen wurden. Eines Abends nun erhielt Ka'b den Besuch seines Milchbruders Abu Naïla, eines bekehrten Auss. Nach längerer Unterhaltung kam Naïla auf den Zweck seines Besuches. Er hätte sich, so sagte er, mit Muhammed verfeindet. Der Prophet wäre ein Unglück für Medina, und man müßte die Stadt von dem Verderber befreien. Einige andere wären mit im Bunde, und in der kommenden Nacht wollten sie in einer heimlichen Zusammenkunft alles Nähere besprechen. Ka'b erklärte sich sofort bereit, mitzumachen. In der Verblendung seines Hasses merkte er nicht die ziemlich plumpe Falle.

In der folgenden Nacht wurde Ka'b von draußen gerufen. Er ließ sich gerade von seiner jungen Frau die Haare salben. Diese, Unheil ahnend, warnte ihn. Aber Ka'b ließ sich nicht zurückhalten. Unten traf er fünf Verschworene. Sie gingen zusammen durch die einsamen Straßen, um an den Ort der heimlichen Zusammenkunft, den ‚Hügel der alten Frau‘, zu gelangen. Unterwegs rühmte Ka'b die Schönheit seiner jungen Gattin und daß sie wie keine andere Wohlgerüche zu bereiten verstünde. „Laß mich dein Haar riechen“, meinte Naïla und trat dicht an ihn heran. Auch die andern wollten sich den Genuß nicht entgehen lassen, drängten sich um ihn und einer faßte ihn an den Haaren. Im gleichen Augenblick zogen sie ihre Säbel und hieben auf Ka'b ein. Dieser wehrte sich tapfer, verwundete einen der Angreifer, aber sank sehr bald tödlich getroffen zu Boden.

Muhammed war mit dem Ausgang zufrieden. Politischen Mord hat es zu allen Zeiten in der Geschichte gegeben. Wir Heutigen haben keinen Grund, uns über solche primitiven Methoden zu entrüsten.

Nach der islamischen Überlieferung verfiel auch eine Frau dem gleichen Schicksal. Sie gehörte zu einem kleinen arabischen Stamm in einem Vorort Medinas und hatte öffentlich zur Ermordung des Propheten aufgefordert. Da sie nicht zum Schweigen zu bringen war, sondern beharrlich weiter agitierte, wurde ihr von einigen Gläubigen der Mund für immer geschlossen. Das war die damalige Justiz; ein regelrechtes Gerichtsverfahren gab es nicht. Nun aber geschah das Überraschende. Anstatt nach dem alten Recht der Blutrache die Gewalttat mit gleichem zu vergelten, trat der Stamm der erschlagenen Frau einmütig zum Islam über.

Die Mekkaner waren nicht allzu erpicht darauf, die Scharie von Badr wieder auszuwetzen. Sie hatten wohl Menschenleben verloren — wie stets die Besten unter ihnen — aber an ihren Gütern keinen ernstlichen Schaden genommen. Die unentwegte Kriegspartei, das stolze Haus der Machzum, war durch die Schlacht stark dezimiert und so geschwächt, daß es fortan keine Rolle mehr spielte. Abu Sufjan, das Haupt der Omaijs, hatte nun die unbestrittene Führung. Aber es fehlte ihm die leidenschaftliche Entschlossenheit eines Abu Dschal. Seine politische Taktik war, Entscheidungen möglichst auszuweichen. Sah er sich zur Tat gezwungen, dann erlahmte sehr bald der Anlauf, und nur Halbheiten kamen zustande. Fast, als wäre er innerlich überzeugt gewesen, so könnte man meinen, daß sein Gegner Muhammed die bessere Sache verfocht. Und das hemmte seinen Willen.

Ernstlich bekümmert waren die Handelsherren nur dadurch, daß ihnen die direkte Straße nach Syrien verlegt war, da Muhammed die umwohnenden Stämme für sich gewonnen hatte. Also entsandte man, da die Geschäfte nicht ins Stocken kommen durften, die nächste größere Karawane auf einem Umweg; und zwar quer durch das innere Hochland nach Nordosten an den Euphrat, von wo eine alte Karawanenstraße nach Syrien führte. Abu Sufjan begleitete sie selbst, aber nahm — eine unbegreifliche Sorglosigkeit — nur

geringe Bedeckung mit. Muhammed schickte hundert Reiter aus, die die Karawane schlankweg abfingen. Die Bedeckung machte sich davon. Abu Sufjan konnte mit knapper Not entkommen. Die reiche Ladung von Gold und Silber gelangte nach Medina.

Das ging den Mekkanern denn doch zu weit. Trotz ihrer Abneigung gegen kriegerische Unternehmungen mußten sie sich entschließen, mit dem immer dreister auftretenden Muhammed ein tatkräftiges Wort zu reden, wenn der Handel ihrer Stadt nicht gänzlich lahmgelegt werden sollte. Bankiers und Kaufleute griffen tief in den Beutel und brachten namhafte Opfer, um ein starkes und gut ausgerüstetes Heer aufzustellen. Abu Sufjan bekam das Oberkommando; die Kavallerie befehligte Chalid ibn Al-Walid, ein genialer Reiterführer.

Man hatte bei Badr etwas gelernt. Um es Muhammed in der Begeisterung der Truppen gleichzutun, nahm man eine Anzahl Frauen, hauptsächlich Damen der mekkanischen Gesellschaft, auf den Kriegszug mit. Sie sollten den Mut der Kämpfer durch ihre aufstachelnde Gegenwart entflammen. Wer wird vor weiblichen Augen flüchten!

An der Spitze der Frauen marschierte die kleine dickliche Hind, die Gattin Abu Sufjans, die aber zehnmal mehr Energie besaß als ihr Mann. Wie das Sitte war, improvisierte Hind unterwegs auf den bevorstehenden Anlaß Verse, worin den Siegern alle Wonnen zärtlicher Frauenarme auf weichgepolstertem Lager verheißen wurden. Der Refrain lautete etwa: Wenn ihr aber davonlauft, so werden wir euch für immer die Gemeinschaft des Bettes verweigern.

Das mekkanische Heer, dreitausend Mann stark, rückte an Medina vorbei und kampierte nördlich der Stadt, wo die besten Weiden waren.

Muhammed gedachte anfangs, sich innerhalb der Stadt zu verteidigen, da er nur etwa tausend Mann aufbringen konnte. Aber die Jüngeren verlangten an den Feind geführt zu werden. Sie erschienen in Massen vor ihm, „schwangen die Schwerter und tobten wie Hengste“. Wohl mehr die Besorgnis, daß die Mekkaner die Dattelplantagen zerstören könnten, wenn er sich in der Stadt verschanzte, bewog Muhammed die offene Schlacht zu wagen. Abdallah ibn Ubaija, der kraftlose Opponent, erklärte daraufhin, nicht mitmachen

zu können und blieb mit seinen dreihundert Chasradsch zu Hause.

Muhammed nahm, dem feindlichen Lager gegenüber, am Fuß des Berges Ochod Aufstellung, nach dem die Schlacht benannt ist. Auf seine ungedeckte linke Flanke postierte er eine Abteilung von fünfzig Bogenschützen unter Abdallah ibn Dschubair mit der strikten Weisung, den Platz unter keinen Umständen zu verlassen. Dann ermahnte er seine Truppen zu unbedingtem Gehorsam, was bei den Arabern immer sehr notwendig war.

Der Kampf begann. Zunächst beschoß man sich mit Pfeilen und Wurfspeeren. Eine medinische Frau, die mit geschürzten Röcken durch die Reihen der Moslim ging, um ihnen Wasser zu bringen, wurde von einem Pfeil gestreift. Der Schock warf sie um. Dabei gerieten ihre Beine etwas zu hoch in die Luft, die Röcke rutschten zurück, und die Männer erblickten, was sie eigentlich nicht sehen durften. Sie wendeten schamhaft die Augen ab. Muhammed brach von einem Pfeil die Spitze ab, gab ihn einem seiner besten Bogenschützen. Dieser traf damit einen mekkanischen Unterführer vor die Brust, der mit Vehemenz auf den Rücken fiel und nun seinerseits, zum Gaudium Muhammeds und seiner Schar, den Schmuck der Männlichkeit dem Feinde präsentierte.

Die Mekkaner, hitzig bestrebt sich vor ihren Damen auszuzeichnen, waren bereits in Unordnung geraten. Taktische Führung und Disziplin waren ihnen unbekannt. Muhammed ging in geschlossenen Reihen vor, und nach kurzem heftigem Kampf wurde der Gegner überrannt. Eine der Mekkanerinnen hatte die Fahne ergriffen und war mit ins Getümmel geraten. Aber die Moslim taten ihr nichts zu leide; sie wollten ihr Schwert nicht entehren durch Töten einer Frau. Die Mediner waren schon bis ins feindliche Lager gelangt; und sofort begann die Plünderung.

Da geschah plötzlich etwas, was den Gang der Schlacht im Handumdrehen wendete. Die am linken Flügel aufgestellten Schützen stürmten, ohne auf ihre Führer zu hören, nach dem eroberten Lager vor, um sich ihren Beuteanteil zu sichern. Chalid ibn Al-Walid hatte seine Kavallerie noch beisammen. Er erkannte sofort die Entblößung der feindlichen Flanke und setzte zur Attacke an. Und da er keinen Widerstand fand, stieß er bis in den Rücken des Gegners vor.

Die eben noch siegreichen Mediner wandten sich zur Flucht. Vergebens suchte Muhammed die Weichenden aufzuhalten. Er war schon mehrfach getroffen; ein Pfeilschuß hatte ihm einige Ringe seiner Panzerhaube tief in die Backe hineingetrieben und mehrere Zähne ausgeschlagen; ein Säbelhieb streckte ihn jetzt zu Boden, und er stürzte in einen Graben. Das Gerücht verbreitete sich, der Prophet wäre tot. Nun wurde die Panik allgemein. Abu Bekr, Omar und Othman, die drei späteren Kalifen, rannten gleich bis in die Sicherheit der Stadt, dort Entsetzen verbreitend. Muhammed hatte sich wieder aufgerafft. Nur noch von zwölf Getreuen umgeben, zog er sich fechtend in eine Schlucht am Berge Ochoh zurück, unterwegs einige Reste seiner Armee aufsammlend.

Abu Sufjan stand mit seinem Heer zwischen dem geschlagenen Feind und der Stadt. Er hätte Medina ohne Schwierigkeit erobern können; namentlich wenn auch die beiden jüdischen Stämme, die heimlich zu den Mekkanern hielten, jetzt offen auf seine Seite getreten wären. Aber sie rührten sich nicht.

Und als Abu Sufjan hörte, daß Muhammed, entgegen dem Gerücht, noch am Leben war, blieb er — anscheinend vor Schreck — einfach stehen und tat gar nichts. Die Sieger begnügten sich damit, die gefallenen Feinde schmähschlich zu verstümmeln. Auch Onkel Hamza, der wackere Kämpfer, war unter den Toten. Frau Hind stürzte sich über den Leichnam, riß aus dem geöffneten Leib die Leber heraus und zerfetzte sie — eine zweite Penthesilea — in einem Delirium von Wut und Haß mit den Zähnen. Danach zogen die Mekkaner befriedigt wieder nach Hause.

Aber der liebe Gott war sichtlich mit seinem Abgesandten. Der empfindliche Rückschlag tat Muhammeds Ansehen und Machtstellung in Medina nicht den geringsten Abbruch. Mit Recht konnte er die Schuld an der Niederlage der Disziplinlosigkeit der Truppe zuschreiben und daraus ableiten, daß nur unbedingter Gehorsam ihm gegenüber dem jungen Gottesstaat Heil brächte.

Ungeachtet der schmerzhaften Verletzungen, dem geschundenen Knie und der lahmen Schulter, ließ er sich am folgenden Morgen aufs Pferd heben und setzte mit einem Teil seiner Mannschaft dem abgezogenen Sieger nach. Es war

nur der Schein einer Verfolgung; er hütete sich, mit den Mekkanern gleich wieder anzubinden. Aber die Demonstration brachte ihm moralischen Erfolg. Und mehr war nicht beabsichtigt.

Sodann rechnete er mit dem jüdischen Stamm der Nadhir ab für ihr heimliches Einverständnis mit dem Feind. Es wurde eine unglückselige Geschichte. Muhammed ließ den Nadhir kundtun, sie hätten mit Sack und Pack auszuwandern. Das war recht schmerzlich; zumal man der schönen Dattelpflanzungen, Quells erheblichen Reichtums, verlustig gehen würde. Die Nadhir wandten sich daher um Hilfe an ihre Genossen vom anderen Stamm, die Kuraisa. Aber diese lehnten jeden Beistand ab. Im Koran heißt es von den Juden Arabiens: „Du hältst sie für eine Einheit; aber ihre Herzen sind geteilt, dieweil sie ein Volk ohne Einsicht sind.“

Dagegen erbot sich Abdallah ibn Ubaija, den Nadhir mit zweitausend Mann zu Hilfe zu kommen, wenn sie Widerstand leisteten. Daraufhin entschlossen sich die Nadhir dazu. In ihrem Viertel, etwa eine halbe Stunde außerhalb, hatten sie gut befestigte Burgen, schwer zu nehmen, und waren mit Kriegswerkzeug wohlversehen.

Der Prophet schloß die Festung mit seinen Truppen nach außen ab. Und nach acht Tagen, ohne daß ein Pfeilschuß gefallen war, ergaben sich die Nadhir. Abdallah ibn Ubaija hatte sich nicht gerührt. Sein eigener Sohn stand in den Reihen der Moslim. Muhammed nahm den kraftlosen Widerstand nicht übel. Er blieb bei der ersten Anordnung. Die Nadhir mußten mit Weib und Kind und dem, was sie auf Kamelen mitführen konnten, auswandern. Sie siedelten sich in dem unfernen Chaibar an. Von diesem wird gleich noch die Rede sein.

Die Ländereien der Vertriebenen wurden unter die mekkanischen Flüchtlinge verteilt. Die Armut und Dürftigkeit der ersten Zeit machte allmählich einem wachsenden Wohlstand Platz. Aber das durch Beute oder Beschlagnahme leicht Gewonnene verführte — wie stets — dazu, sich den Freuden des Irdischen zuzuwenden. Man wollte die jahrelangen Entbehrungen wettmachen und die nun zugänglichen Genüsse in beschleunigtem Tempo nachholen. Das zeigte sich in der mehr und mehr aufkommenden Neigung zu ausgiebigen

Trinkgelagen und eifrig betriebem Glücksspiel. Bei der beweglichen Gemütsart des Arabers führte das leicht zu schweren Exzessen und blutigen Schlägereien. Als weitere Folge konnte das die mühsam unterdrückte Blutrache wieder aufleben lassen und die Gemeinde in feindliche Lager spalten. Muhammed erkannte die Gefahr und verstopfte kurzerhand die Quellen. Ihre überschüssige Kraft mochten die Gläubigen bei ihren Frauen austoben; da schadete es nichts und konnte der Vermehrung im Gottesreich nur nützlich sein. In dieser Beziehung hielt er seine Religion frei von dem Armsünderbewußtsein der bösen Fleischeslust und der sozialen Heuchelei in seinem Gefolge. Er ließ der Natur ihr Recht, wie es — nach seiner Anschauung — Gott gewollt hatte. Hingegen führte er die Prohibition ein. In einer Verordnung wurde den Gläubigen der Genuß von Wein und jede Art von Glücksspiel untersagt. Und so stark war seine persönliche Autorität, daß das Gebot auch ohne Aufbieten einer ganzen Polizeiarmerie im allgemeinen befolgt wurde, jedenfalls nicht zu so unerquicklichen Erscheinungen führte, wie in einem Hochkulturlande der Gegenwart.

Da nach der Schlacht bei Ochod der Stern Mekkas von neuem im Aufsteigen schien, begannen die Beduinenstämme draußen im Lande wieder nach dieser, nun mehr Vorteil versprechenden Seite zu pendeln. Sie benahmen sich sogar recht tückisch. So hatte Muhammed auf die Aufforderung der Amiriten hin etwa sechzig seiner Anhänger zur Verbreitung des Islams zu ihnen geschickt. Aber der Scheik der Amiriten lockte die Moslim in einen Hinterhalt und ließ sie sämtlich niedermachen. Ebenso erging es einer Anzahl Missionaren, die nach einem anderen Stamm entsandt worden waren. Zwei Überlebende des Massakers wurden als Gefangene nach Mekka verkauft. Dort wurde über sie das Todesurteil gesprochen, da sie sich weigerten, ihren Glauben abzuschwören. Auf dem Hinrichtungsplatz wurde der eine der Gläubigen gefragt, ob er nicht lieber wünschte, daß Muhammed an seiner Stelle und er in Sicherheit wäre. „Ich wünschte nicht einmal, daß sich Muhammed um meinetwillen an einem Dorn ritzte“, war die Antwort. Diese Standhaftigkeit und Hingabe an den Propheten machte tiefen Eindruck in Mekka. (Man wird sich erinnern, daß die Jünger Jesu, als ihnen

Gefahr drohte, sich in Sicherheit brachten und jede Verbindung mit dem Verhafteten ableugneten.)

Abgesehen von jener billigen Rachebefriedigung, ruhten die Mekkaner sich auf den fragwürdigen Lorbeeren von Ochod aus, zufrieden und stolz, ihre Waffenehre wiederhergestellt zu haben. Sie würden von sich aus wohl kaum den Mut gefunden haben, mit dem wehrhaften Herrn von Medina wieder anzubinden, wenn nicht von anderer Seite Anstoß und Hilfe gekommen wäre.

Chaibar — es liegt etwa vier Tagereisen nördlich von Medina — war eine große jüdische Kolonie, eine Kette blühender Siedlungen in einem fruchtbaren Tal. Die vertriebenen Nadhir hatten dort Zuflucht gefunden. Sie wünschten natürlich ihren alten Besitz wiederzugewinnen; und in dieser Hoffnung wußten sie ihre Glaubensgenossen zu überzeugen, daß mit dem falschen Messias ein Ende gemacht werden mußte. So wurde Chaibar zu einem Agitationszentrum gegen Medina. Die Juden gedachten, einen großen Bund der arabischen Heiden zur Vernichtung des Propheten zusammenzubringen. Die Sache wurde in ebenso beharrlicher wie großzügiger Weise betrieben. Da mit Geld nicht gespart wurde, das man in genügender Menge besaß, so war dank dieses sich stets bewährenden Agitationsmittels nach etwa Jahresfrist eine ganze Reihe von Stämmen für den Plan gewonnen.

Auch in Mekka wurde von Chaibar aus eifrig gearbeitet. Dort wollte man erst nicht recht heran. Aber nachdem man die Erfolge draußen im Lande sah, schloß sich die Stadt dem Offensivbund an. Es kam gegen das kleine Medina eine große Koalition zustande, der die stärksten und mächtigsten Stämme Mittelarabiens, die Gatafan, die Asad und die Suleim angehörten. Diesmal wollte man ganz sicher gehen; und so wurde ein Heer von zehntausend Mann zusammengebracht, für damalige Zeit eine gewaltige Streitmacht. Abu Sufjan erhielt wieder die Oberleitung. Was ihm an Feldherrngabe abging, sollte die schlechthin überwältigende Zahl ersetzen.

Die Vorbereitungen zum neuen Kriegszug waren mit großer Heimlichkeit betrieben worden. In Medina erfuhr man davon erst, als das Heer der Verbündeten bereits im Anmarsch war. Die Stadt war von Schrecken gelähmt. „Die Herzen stiegen ihnen in die Kehle, und sie wurden von

mächtigem Zittern ergriffen“, sagt der Koran. Muhammed behielt klaren Kopf. Natürlich war nur an Verteidigung innerhalb der ummauerten Stadt zu denken. Aber er tat noch ein übriges. Auf den Rat eines Persers, der als Sklave nach Medina gekommen war, ließ er unmittelbar vor der Stadt, da wo der Weg von Mekka durch das sich öffnende Tal heranzführt, eine geschlossene Verteidigungsstellung mit Wall und Graben anlegen. Ganz, wie man das heute macht, steckte er die Linie ab, teilte jedem Trupp ein Stück zu und half selbst unter improvisierten Gesängen eifrig beim Schanzen mit. Ein solcher Schützengraben war etwas so gänzlich Neues für die Araber, daß sich eine förmliche Legende darum gesponnen hat.

Als Abu Sufjan mit seiner gewaltigen Heerschar heranrückte und den „Graben“ entdeckte, blieb er wie hypnotisiert davor stehen. Dieses Ungewohnte störte derartig das Konzept seiner Kriegführung, daß er gänzlich ratlos wurde. Einige Tage lang wurden Pfeile über den Graben hin und her gewechselt und ein wenig scharmüzzelt; die Mekkaner schimpften weidlich; sich hinter Schanzen zu verstecken wäre keine ritterliche Kampfweise. Dann gab Abu Sufjan weitere Versuche auf und zernierte die Stadt. Zu dieser Jahreszeit war die Ernte bereits eingebracht, und in Medina hatte man genügend Vorräte. Dagegen fanden die Verbündeten Schwierigkeiten mit der Verpflegung von Mann und Tier.

Schon deshalb konnte man nicht Wochen hindurch untätig vor der Stadt liegen bleiben. Abu Sufjan raffte sich zu dem Entschluß eines Generalsturms auf. Aber er fühlte sich dazu immer noch nicht stark genug und wünschte die Mitwirkung des letzten der drei jüdischen Stämme von Medina, der Kuraisa, die außerhalb der Stadt wohnten. Die hatten auch Unterstützung zugesagt. Als aber der Tag festgesetzt wurde, erklärten sie, morgen wäre Sabbat und sie könnten zu ihrem Bedauern nicht mitmachen. Abu Sufjan ließ das mit halbem Herzen Geplante gänzlich fallen, vielleicht ganz froh, einen Vorwand zu haben.

Denn mit der Einigkeit der Verbündeten wackelte es bereits. Muhammed war nicht müßig geblieben; er wußte, wo eine Koalition ihre schwache Stelle hat, namentlich wenn Erfolge ausblieben. Er hatte unter der Hand einen der geg-

nerischen Scheiks für sich zu gewinnen gewußt. Und dieser verstand mit großem Geschick, die Verbündeten wechselseitig aufzuhetzen, so daß zuletzt keiner dem andern mehr traute. Schlechte Witterung und unerwartete Regenfälle förderten die allgemeine Mißstimmung. Das Ende vom Liede war, daß die Allianz auseinanderbrach, die Stämme einer nach dem andern abzogen und Abu Sufjan das mit aller erdenkbaren Sicherheit und viel Geld ins Werk gesetzte Unternehmen aufgeben mußte, ohne daß ein ernstlicher Kampf überhaupt versucht worden war.

Diese sogenannte „Grabenschlacht“ war die letzte der Heldentaten Mekkas.

## XVIII

### Das Halsbandabenteuer

Die Komödie des Grabenfeldzuges aber hatte noch ein tragisches Nachspiel. Die Kuraisa, der letzte der drei jüdischen Stämme, hatten den noch gültigen Vertrag mit dem Herrscher Medinas gebrochen und zu seinen Feinden gehalten. Aber sie hatten im entscheidenden Augenblick auch die Mekkaner im Stich gelassen. Anscheinend waren diese arabischen Juden schon recht entartete Nachkommen ihrer heroischen Stammväter in Palästina. Halbheit und Untreue sollten ihnen zum Verderben gereichen.

Gleich nach dem Abzug der Mekkaner rechnete Muhammed mit den Kuraisa ab. Ihr Quartier wurde eingeschlossen und belagert. Das übliche Schauspiel wiederholte sich: die Kuraisa blieben in ihren Burgen und wagten weder Kampf noch Durchbruch. Nur eine tapfere jüdische Frau warf einen Mahlstein auf den Kopf eines Belagerers und tötete ihn dadurch. Nach etwa drei Wochen erklärten sich die Eingeschlossenen zur Übergabe bereit unter der Bedingung, daß die Auss, ihre früheren Verbündeten, über ihr Schicksal entscheiden sollten.

Muhammed willigte ein und bestimmte das Stammeshaupt der Auss, Sa'd ibn Mu'ads, zum Schiedsrichter. Die Kuraisa begrüßten das mit Freuden; hofften sie doch, daß ihr alter Freund Sa'd ihnen freien Abzug unter gleichen Be-

dingungen zugestehen würde, wie man sie ihren Glaubensgenossen, den Nadhir und den Kainuka, gewährt hatte.

Sa'd war in der Grabenschlacht am Arm verwundet worden; anscheinend war Blutvergiftung hinzugetreten, und es bestand kaum Aussicht, daß er mit dem Leben davon käme. Er war also keineswegs in gnädiger Laune. Zudem schrieb er den letzten Feldzug der Propaganda der Juden zu, was im wesentlichen auch stimmte. Er sah in seinen einstigen Freunden jetzt Verräter.

Auf einem Esel sitzend, durch ein ledernes Kissen gestützt und auf beiden Seiten gehalten, erschien der dicke, vollblütige, fiebernde Mann auf dem Gerichtsplatz und wurde in den Richterstuhl gehoben. Zuvor ließ er von beiden Parteien den Eid ablegen, sich seiner Entscheidung unbedingt zu fügen. Dann verkündete er die Hand ausstreckend: Die Männer der Kuraisa sind hinzurichten, ihre Güter einzuziehen, ihre Frauen und Kinder sind der Sklaverei verfallen.

Ob das Ganze ein abgekartetes Spiel war, läßt sich nicht mehr ermitteln. Jedenfalls billigte Muhammed das Urteil. Er verfuhr hier mit einer sonst nie geübten Härte. Mag sein, daß ihn die schlechten Erfahrungen mit seiner Milde gegenüber den Nadhir dazu bestimmten. Vielleicht wollte er auch dem Agitationszentrum in Chaibar eine nicht mißzuverstehende Warnung zukommen lassen. Auch Karl der Große ließ mehrere Tausend Sachsen um des Glaubens willen über die Klinge springen.

Muhammed bot den Verurteilten noch einen Ausweg an: wenn sie den Islam annahmen, bewahrten sie ihr Leben und ihre Güter und wurden als Gleichberechtigte in die Gemeinde aufgenommen. Bis auf einen lehnten das die Juden ab. Sie wählten lieber den Tod als Abfall von ihrem Glauben. Ein schöner Zug, der vollauf mit ihrer politischen Schwäche versöhnt.

Auf einem freien Platz wurde ein breiter Graben aufgeworfen und die Verurteilten einzeln hinuntergeführt. Die Hinrichtung dauerte einen ganzen Tag und wurde abends bei Fackelschein fortgesetzt. Alle sechshundert starben ungebugt und würdig.

Eine kleine Anzahl wurde auf Fürsprache ihrer Freunde unter den Auss freigegeben. Tsabit, ein Auss, hatte für einen der Kuraisa die Begnadigung erlangt und teilte ihm das mit.

Dieser aber fragte, was aus dem und dem seiner Verwandten geworden wäre, und stets hieß es: er ist tot. „Dann“, sagte der Jude zu Tsabit, „gewähre mir eine letzte Gnade und führe mich auf den Richtplatz.“ Auf seinen Wunsch schlug ihm Tsabit eigenhändig den Kopf ab.

Wenige Tage danach starb auch Sa'd ibn Mu'ads an seiner Verwundung.

Nach der verregneten Offensive war von Mekka Ernstliches nicht mehr zu befürchten. Muhammed konnte nun daran gehen, sich bei den Beduinen wieder in respektvolle Erinnerung zu bringen. Diese waren stets geneigt, jede Schwäche seiner Lage zu ihrem Vorteil (nämlich Beutemachen) auszunutzen.

Einer dieser zahlreichen Züge führte Muhammed in das Gebiet der Banu Mustalik, eines Zweigs der Kusa'ah nahe der Küste. Sie planten, wie seine Agenten ihm meldeten, einen Raubüberfall auf Medina. Muhammed kam ihnen zuvor. Der Anblick seiner wohldisziplinierten Truppe, die auf den Wink des Führers ihre Bewegungen ausführte, machte auf die Mustalik so starken Eindruck, daß sie nach schwachem Widerstand die Waffen streckten. Die Beute, gewissermaßen die zu zahlende Kriegsentschädigung, war beträchtlich. Unter den zweihundert gefangenen Frauen befand sich auch die Tochter des gefallenen Scheiks, Djuwairija, eine sehr anziehende junge Dame.

Auf den Kriegszügen pflegte Muhammed meist eine oder zwei seiner Frauen mitzunehmen. Diesmal begleitete ihn sein Liebling Aïscha. Unterwegs im Lager belustigte man sich mit allerlei Sport. Auch Aïscha machte, die Röcke geschürzt, einen Wettlauf mit dem Propheten. Und der Sechzigjährige war sehr stolz, über das junge Ding gesiegt zu haben.

Als nun Aïscha die schöne Djuwairija erblickte, bekam sie Herzbeklemmung, denn sie war sehr eifersüchtig. Und richtig. Djuwairija erschien vor Muhammed und bat, das für sie geforderte Lösegeld herabzusetzen. Der Prophet schlug ihr etwas Besseres vor, nämlich ihn zu heiraten. Djuwairija gab ohne Zögern das Jawort und erbat sich nur als Morgengabe die unentgeltliche Freilassung sämtlicher Gefangener,

was auch gern gewährt wurde. Damit war der ganze Stamm gewonnen und trat zum Islam über. Die Heirat befestigte den Bund.

Auf dem Rückweg waren aus irgendeinem nichtigen Grund die medinischen mit den mekkanischen Moslim in Streit geraten. Abdallah ibn Ubaija — er begleitete den Zug und war längst zum Islam übergetreten — goß Öl ins Feuer, hetzte die Parteien gegeneinander auf und nahm den Mund voll mit bedrohlichen Reden. Fast wäre es zu einer blutigen Auseinandersetzung gekommen. Trotz der Mittagshitze ließ Muhammed das Lager sofort abbrechen und marschierte vierundzwanzig Stunden ohne Unterbrechung. Das tat die erhoffte Wirkung. Den bis zur Erschöpfung Ermüdeten verging jede Lust am Streit.

Muhammed ist nie gegen Abdallah ibn Ubaija mit Energie eingeschritten, wie man zu sagen pflegt. Das zeigt die Klugheit seiner Menschenbehandlung. Er räumte jeden Vorwand, der Ubaija eine Handhabe bieten konnte, rechtzeitig aus dem Wege, sodaß jener ewige Opponent ständig in die Luft stieß.

Die auch weiter fortgesetzte Beschleunigung des Rückmarsches war wohl mit der Anlaß zu der folgenschweren Irrung, die sich dabei ereignete.

Eines Tages war das Heer mit seinen langen Kolonnen erbeuteter Herden schon vor Morgengrauen im Aufbruch. Vor dem Zelt der Aïscha stand die verhüllte Sänfte, in der sie reiste. Die Träger entfernten sich stets, bis sie im Innern Platz genommen hatte, und hoben dann die Sänfte auf ein Kamel. Vor dem Abmarsch nun, so erzählt Aïscha selbst, hatte sie noch ein Bedürfnis zu erledigen und war dazu abseits gegangen. Dabei hatte sie sich länger aufgehalten, weil sie nochmals umkehren mußte; denn sie vermißte ihr Halsband aus jeminitischem Achat, das sie nach einigem Suchen auch an der vermuteten Stelle im Sande fand. Als sie zurückkehrte, war das Lager leer und auch ihre Sänfte fort. Die Führer hatten, in dem Glauben, sie wäre bereits eingestiegen, die Sänfte auf das Kamel geladen und waren mit den andern abgerückt. Das leichte Gewicht des Reisehäuschens mochte den Trägern nicht aufgefallen sein, da Aïscha eine schwächliche kleine Person und zudem durch die spärliche Kost während des Feldzugs abgemagert war.

Aïscha ließ sich an dem verlassenen Platz nieder, dachte, Gott wird schon helfen, und war bald eingeschlafen.

Und der liebe Gott half auch. Als sie von einem Geräusch geweckt, die Augen aufschlug, stand ein junger Krieger vor ihr, Safwan ibn Mu'attal, ein Nachzügler des Heeres. Er hatte die Frau in der einsamen Steppe gesehen und war höchlich erstaunt, bei Näherkommen die Gattin des Propheten zu finden, die er von früher her kannte.

Aïscha verhüllte rasch ihr Gesicht und erzählte ihr Mißgeschick. Safwan ließ sein Kamel niedergehen, half ihr in den Sattel und machte sich, das Tier am Zügel haltend, auf den Weg. Nach langem ermüdenden Marsch erreichten sie das Heer gegen Mittag kurz vor Medina.

So berichtet Aïscha. Das Erscheinen der beiden erregte natürlich allgemeine Sensation. Ihre Erzählung fand keinen rechten Glauben; man hielt sich mehr an einen naheliegenden Verdacht. Die Geschichte sprach sich in Medina rasch herum, und bald begann das Gemunkle und Geraune. Abdallah ibn Ubaija griff die Geschichte mit Freuden auf und erzählte überall: „Safwan ist jung und hübsch; kein Wunder, daß ihn Aïscha dem alten Muhammed vorzieht.“ Ein regelrechter Skandal entstand.

Ob Muhammed berechtigten Anlaß haben mochte, die Harmlosigkeit jenes Abenteuers zu bezweifeln, weiß man nicht. Jedenfalls stellte er bald nach der Rückkehr die nächtlichen Besuche bei Aïscha ein. Diese erfuhr den Grund der Vernachlässigung und was über ihre Tugend in der Stadt geredet wurde. Sie zog sofort die Konsequenzen, ob aus Diplomatie oder dem Gefühl ihr angetanen Unrechts, mag dahingestellt bleiben. Sie erklärte, krank zu sein, und bat zu besserer Pflege in das Haus ihrer Eltern — bekanntlich war sie eine Tochter Abu Bekrs — zurückkehren zu dürfen. Muhammed ließ sie gehen. Das galt eigentlich schon als erster Schritt zur Scheidung.

Natürlich steckte weit mehr als nur ein Familienzweist dahinter. Im Lauf der Jahre hatte Muhammed seinen Harem ständig vermehrt. Wenn sich die Juden über die Erweiterung seines erotischen Tätigkeitsfelds aufhielten, verwies er sie auf die Ehefreudigkeit ihres Propheten Abraham. Seine Heiraten hatten oft politische Gründe; so die mit Hafza,

Tochter Omars, einer der Säulen des Islams; oder später die mit Umm Habiba, der nicht mehr ganz jungen Tochter seines Gegners Abu Sufjan in Mekka; und noch manche andere (auch zwei Jüdinnen waren darunter). Diese Heiratspolitik ist ein bei östlichen Herrschern allgemein geübter Brauch; man findet ihn beispielsweise auch bei Dschingis Khan.

Eine Ehe Muhammeds freilich hatte mit Vernunftgründen nichts zu tun. Eines Tages betrat er die Wohnung seines Adoptivsohnes Saïd, um mit ihm zu sprechen, traf aber nur dessen Frau Zainab an, deren vielgerühmte Schönheit (durch das häusliche Negligé nur oberflächlich verhüllt) sich nun in ihrem vollen Glanz den Augen des Propheten offenbarte. Muhammed blieb wie verzaubert stehen, äußerte etwas von „Gott lenkt die Herzen nach seinem Willen“, und zog sich diskret zurück.

Frau Zainab war natürlich nicht im Zweifel, wohin Gott das Herz seines Propheten gelenkt hatte. Was dann im stillen Kämmerlein zwischen den Eheleuten vorgegangen ist, entzieht sich der Beurteilung. Bald nach dem Besuch erschien Saïd vor Muhammed und erklärte, sich von seiner Frau scheiden zu wollen. Grund: plötzlich hervorgetretene Abneigung. Muhammed befahl ihm, Zainab gefälligst zu behalten.

Handelte Saïd nun rein aus Liebe und Anhänglichkeit zu seinem Adoptivvater, dem er viel verdankte; hegte er ehrgeizige Pläne und gedachte sich Muhammed zu verpflichten; oder aber ging der Anstoß von Zainab aus, der es nach Ehre und Stellung einer Gattin des Propheten und ‚Mutter der Gläubigen‘ verlangte, das läßt sich jetzt nicht mehr herausfinden. Aus gewissen Vorgängen gewinnt man den Eindruck, daß Zainab schon früher die Aufmerksamkeit des Propheten auf sich zu ziehen suchte. Saïd ließ sich von seinem Entschluß nicht abbringen und vollzog die Scheidung. Nach Ablauf der gesetzlichen Wartezeit wurde die schöne Zainab Muhammeds Frau. Die Hochzeit wurde prunkvoller gestaltet, als es sonst üblich war. Die Türe stand allen Gläubigen offen, und den ganzen Tag taten sie sich — in Schichten sich ablösend — gütlich an gebratenen Hammeln, Gerstenkuchen, Früchten, Honig und einer festlichen ‚Haïsa‘, aus Butter, Käse und Datteln bereitet. Nachdem sich die

Gäste bis in die späte Nacht gründlich satt gegessen hatten, heißt es in der Tradition, gingen sie fort und entrüsteten sich über die skandalöse Heirat.

In der Tat galten Adoptivsöhne den leiblichen Söhnen gleich; die Ehe mit einer Schwiegertochter aber war verboten. Muhammed war anfangs erschrocken über den sichtlichen Unwillen seiner Genossen. Später aber machte er sich Vorwürfe wegen seiner Schwäche gegenüber dem Urteil der Menschen. Denn Gott hatte doch sein Herz gelenkt und folglich diese Ehe gewollt; und also verkündete er es als eine Offenbarung. In seiner Stellung zum himmlischen Herrn, der mit väterlichem Wohlwollen die Wünsche seines Propheten erfüllt, lag eine großartige Naivität, aber zugleich eine unerschütterliche Stärke. Nachdem er die ihm gewordene Offenbarung verkündet hatte, verflog die Mißstimmung so rasch, wie sie gekommen war.

Muhammed tat noch ein übriges und erließ ein Gesetz, wonach fortan angenommene Söhne nicht mehr den leiblichen Söhnen gleichzustellen waren und ein grundsätzlicher Unterschied zwischen Adoption und Blutsverwandtschaft gemacht wurde. Höchstwahrscheinlich sprachen noch andere und gewichtigere Gründe bei dieser entscheidenden Maßregel mit, als nur die nachträgliche Sanktion einer nichterlaubten Ehe; aber sie entziehen sich unserer Kenntnis. So viel jedoch steht fest: diese kleine Extratour ins Bereich der Herzenstriebte tat weder seinem Ansehen, noch seiner geheimnisvollen Macht über die Menschen, noch der schlechthin begeisterten Liebe und opferfreudigen Hingabe an seine überwältigende Persönlichkeit auch nur den geringsten Abbruch. So haben auch wir keinen Anlaß, von unserer westlichen Anschauung aus hier ein moralisches Werturteil zu fällen.

Aber noch eine stille Hoffnung mag bei diesen zahlreichen Heiraten mitgesprochen haben. Muhammed hatte keinen Sohn. Und trotz vielfältigen Bemühungen an den verschiedensten Objekten blieb in dieser Beziehung der Segen Gottes aus. Erst ganz zum Schluß gebar ihm eine Nebenfrau, die christliche Koptin Mirjam, einen Stammhalter, der aber bald nach der Geburt starb.

Keinen Erben zu haben, der sein Werk fortsetzen konnte,

quälte den Propheten bis zum Ende. „Er hat keinen Sohn und keinen Bruder; nach seinem Tode wird sein Gedächtnis verlöschen“, sagten die Mekkaner. Muhammed brachte es nicht über sich, unter diese Hoffnung einen endgültigen Schlußstrich zu setzen. Das mag das Rätsel lösen, warum er über seine Nachfolge niemals Bestimmungen getroffen hat. Noch ein anderer Umstand verwickelte diese Frage.

Sein nächster Blutsverwandter war Ali, sein Neffe und Schwiegersohn. Ali hatte eine der Töchter Muhammeds geheiratet, die unschöne und kränkliche Fatima, Mutter eines unglückseligen Geschlechts. Sie hatten zwei Söhne, Hassan und Hussein, die späteren Heiligen der Schiiten, Schwächlinge wie ihr Vater. In der Ehe gab es ewig Zank. Ali bekam den Spitznamen „der Bestaubte“; denn seine Gattin setzte ihm oft so hart zu, daß er die Nacht draußen vor dem Hause im Staub der Straße verbringen mußte.

Ali, zumal er zwei Söhne hatte, Enkel des Propheten, wäre der natürliche Erbe gewesen. Aber Muhammed wollte ihn nicht zu seinem Nachfolger bestimmen, einfach weil er ihn als unfähig dazu erkannte. Und darin hat er sich nicht getäuscht. Ali konnte tapfer den Säbel schwingen, das war auch alles. Sein Verstand war so kurz, wie sein Charakter weich und unentschlossen. Er vermochte sich nicht einmal bei seiner Frau in Respekt zu setzen, wie hätte er ein kaum erst gegründetes Reich regieren können! Seine Hauptleidenschaft war Schlafen, wie er selbst von sich sagte. Schon in seinem Äußeren war er alles andere als imponierend: kurzer Oberkörper mit vorstehendem Bauch; lange lächerlich dünne Arme und Beine; ein großer Schädel mit matten Augen und platter Stumpfnase. Muhammed schob ihn offensichtlich beiseite.

Nach Eigenschaften und Fähigkeiten waren Abu Bekr und besonders Omar die wirklich berechtigten Nachfolger. Sie wollten es werden und wurden es auch. Sie bedienten sich Aïschas und Hafzas, der Tochter Omars, um in der Umgebung des Propheten den Einfluß seiner Verwandtschaft zurückzudrängen. Aïscha und Hafza hielten fest zusammen. Auf der anderen Seite standen Fatima mit Ali und einigen Frauen des Harems, die mehr aus Eifersucht gegen Aïscha beteiligt waren. So bildeten sich zwei Parteien,

die sich heimlich, aber um so erbitterter bekämpften. Aïscha war klug, wie geschaffen zum Intrigenspiel, und besaß zudem ein Mundwerk, gegen das keiner so leicht aufkommen konnte. Ali und Fatima waren ihr gegenüber hilflos; sie konnten sich immer nur über Vernachlässigung und Zurücksetzung beklagen, aber sahen, daß sie mehr und mehr an Einfluß verloren.

Da kam die Halsbandirrung und die Ungnade Aïschas. Ali konnte nichts willkommener sein. Er gedachte, nun den großen Schlag gegen Aïscha und ihre Partei zu führen; machte das aber so täppisch und ungeschickt wie alles. Er ließ keinen Zweifel, daß er den Verdacht für begründet hielt, und übereifrig lag er Muhammed in den Ohren, sich von der ungetreuen Aïscha endgültig zu scheiden. Muhammed durchschaute natürlich die Hintergedanken Alis.

Aber es stand noch mehr auf dem Spiel. Die ganze Stadt hatte sich in zwei Parteien gespalten, für oder wider Aïscha. Abdallah ibn Ubaija hetzte, was er konnte. Schon drohte die alte Feindschaft zwischen Auss und Chasradsch wieder auszubrechen. Auch das Lager der Gläubigen war geteilt. Hier Abu Bekr, Omar und ihr Anhang; dort die Verwandtschaft des Propheten, die Haschim, die sich durch Ali die Nachfolge sichern wollten. Auch einer der Pressechefs und Hofdichter Muhammeds, die mit ihren Gedichten die öffentliche Meinung zu bearbeiten hatten, Hassan ibn Thabit, stellte sich auf Seite der Haschim und verbreitete Satiren, in denen es hieß, die begehrenswerte Aïscha habe mit ihrem Halsband wohl noch etwas Wertvolleres verloren.

Muhammed erkannte, daß die Scheidung von Aïscha sehr leicht den Bruch mit Abu Bekr und in seiner Folge eine Spaltung unter den Gläubigen herbeiführen konnte. Die Gegner warteten nur darauf und wünschten sich nichts Besseres. Also kam hier allein die Staatsräson in Betracht. Mochte er vielleicht begründete Zweifel an der Treue seiner Lieblingsfrau haben, persönliche Gefühle hatten zu schweigen. Aber es wurde ihm nicht leicht; es dauerte vier Wochen, bis er mit sich im reinen war.

Nach einer jener Entrücktheiten, die immer schweren Entscheidungen vorangingen, erklärte er, Gott habe ihn erleuchtet: Aïscha wäre unschuldig. Und wie mit einem Schlage verstummte der Streit. Die Tochter Abu Bekrs

wurde wieder in ihre Rechte eingesetzt und hatte sich bald ihre alte Vorzugsstellung zurückerobert.

Aber der Prophet tat noch mehr. Um zukünftigen Fällen vorzubeugen, erließ er ein Gesetz, in dem es hieß: Wer eine achtbare Frau des Ehebruchs beschuldigt und nicht vier Zeugen dafür beibringen kann, der soll achtzig Rutenstrieche dafür erhalten, und des Zeugnis soll verworfen werden.

Das Gesetz hatte rückwirkende Kraft. Die Hauptverleumder mußten büßen. Nur Abdallah ibn Ubaija blieb in Rücksicht auf seine hohe Stellung verschont, klugerweise. Auch der Hofdichter Hassan ibn Thabit bekam seine Tracht Prügel. Er verfaßte schleunigst ein herrliches Preislied auf die unantastbare Tugend der Aïscha, setzte sich damit wieder in die Gunst seines Herrn und bekam zum Lohn ein kleines Landgut bei Medina geschenkt.

Die Halsbandgeschichte hatte den unter der Oberfläche schwelenden Kampf plötzlich auflodern lassen. Der tiefere Grund dazu war der, daß Muhammed keinen Sohn hatte und also die Nachfolge zweifelhaft war. Die Autorität des Propheten erstickte den Streit, wenigstens nach außen hin. Aber nach seinem Tode brach er unter schwächeren Kalifen mit voller Gewalt aus und führte schließlich nach vielen Irrungen und Kämpfen zu einer religiösen Spaltung im Islam, ähnlich wie in der Christenheit zwischen der römisch-katholischen und der griechischen Kirche.

## XIX

### Ein diplomatischer Meisterzug

Frühling 628; ein Jahr nach der Schlacht am Graben. In Mekka rüstete man zu dem großen Fest. Noch lebten die alten Götter und hielten ihre schützende Hand über die Stadt. Freilich, mit dem Handel ging es nicht mehr so glänzend wie früher; so manche Karawanenladung hatte man eingebüßt. Aber noch fehlte es nicht an Waren; der Markt war reichlich beschickt und das Geschäft versprach gut zu werden. Die Aussichten für die Zukunft hatten sich sogar merklich verbessert. Rings in den Landen herrschte endlich wieder Friede; der nahezu fünfzigjährige Krieg zwischen den beiden Großmächten war beendet. Kaiser Heraklius

von Ostrom und der Schah von Persien hatten sich verständigt und ihre Interessensphären gegeneinander abgegrenzt. Die beiden Mächte hielten sich gegenseitig in Schach. Das konnte dem glücklichen Mekka und seinem ost-westlichen Handel nur zugute kommen. Die Straßen nach Kleinasien waren wieder offen, und eine Bedrohung war von keinem der Großen dieser Erde zu befürchten. Unbehaglich für den Augenblick war allein der Phantast und Rebell in Medina, der nicht klein zu kriegen war. Wenn es seinen Ehrgeiz gelüstete, den Regenten einer Stadt zu spielen, meinetwegen, man hätte sich damit abgefunden. Aber der Mann hielt keine Ruhe. Bald da, bald dort erschien er mit seinen Räuberbanden und brachte das ganze Land in Aufruhr. Das Tollste aber war, daß sich in Mekka selbst sein heimlicher oder offener Anhang bedenklich vergrößerte. Nun, jetzt waren die heiligen Monate, und wenigstens in dieser Zeit war man vor ihm sicher.

Da gelangte, als schon die Wallfahrer rings um die Stadt ihre Zelte aufgeschlagen hatten und der Markt im Gange war, die bestürzende Nachricht nach Mekka, daß Muhammed mit einer gewaltigen Heeresmacht heranrückte.

Die Nachricht war übertrieben. Der Prophet hatte nur etwa tausend bis zwölfhundert Mann bei sich, und es war auch kein Heer, sondern ein Pilgerzug.

Muhammed war über die Stimmung in Mekka im Bilde. Er wußte, daß dort die Angriffslust gründlich vergangen war und weite Kreise dazu neigten, die unnütze und schädigende Feindschaft aufzugeben und lieber zu einem Einverständnis zu kommen. Daher faßte er den Plan, durch eine großartige Demonstration der Gesamtheit seiner Anhänger den Mekkanern seine Macht vor Augen zu führen und so den letzten noch nötigen Anstoß zum Umschwung zu seinen Gunsten zu geben. Er hoffte, Mekka werde sich freiwillig fügen, wenn er mit Tausenden von Gläubigen erschien und Stadt wie Heiligtum gleichsam überschwemmte. Allzu sicher dieses überzeugenden Mittels hatte er bereits den Seinen verkündet, daß im Traum der Erzengel Gabriel ihm die Schlüssel zum Heiligtum feierlich übergeben habe.

Aber die dem Islam angehörenden Beduinenstämme rings um Medina versagten ihre Mitwirkung; wahrscheinlich er-

schien ihnen das Unternehmen zu gefährlich. Damit war der Plan in der gedachten Form eigentlich schon ins Wasser gefallen. Muhammed hätte am liebsten ganz davon Abstand genommen, aber konnte in Rücksicht auf die Verkündigung des Erzengels nicht gut mehr zurück. Daher gab er dem Zug — hauptsächlich aus Medinern und ehemaligen Mekkanern bestehend — den ostentativ friedlichen Charakter einer Wallfahrt, nahm siebzig Kamele als Opfertiere mit und gebot den Teilnehmern, als Waffe nur den Säbel zu führen, wie er bei Pilgern zur persönlichen Verteidigung üblich war.

Mekka geriet in helle Aufregung. Die Furcht verhinderte eine genauere Prüfung der eingehenden Nachrichten. Man glaubte, was man besorgte, und hielt für ausgemacht, daß der Rebell von Medina auf dem Kriegspfade wäre. Und vor dem Schwert des Propheten hatte man nur zu begründeten Respekt. In aller Eile wurde eine ansehnliche Streitmacht auf die Beine gebracht. Sie nahm an der nach Medina führenden Straße Aufstellung. Eine Kavallerieabteilung unter dem bewährten Reiterführer Chalid wurde vorausgesandt, um die Bewegungen der anrückenden Mediner im Auge zu behalten.

Muhammed sah sich genötigt auszuweichen. Er machte eine Schwenkung nach Westen, führte seine Schar bis an die Grenze des heiligen Gebiets und lagerte bei dem Ort Hudai-bija an der großen Karawanenstraße nach Syrien, etwa zehn Kilometer von Mekka entfernt.

Er saß in einer bedenklichen Klemme fest, konnte weder vor noch zurück. Der Weg nach Mekka war ihm versperrt, erzwingen konnte er ihn nicht; und sich schmähdlich wieder davonmachen, das war ebenso unmöglich. Er tat das einzige, was ihm zu tun übrigblieb: er knüpfte Verhandlungen mit Mekka an.

Es kostete einige Mühe, die Mekkaner zu beruhigen und sie zu überzeugen, daß er nicht Krieg im Schilde führte. Erst als ihre Abgesandten im medinischen Lager erschienen und mit eigenen Augen die friedliche Pilgerschar sahen, schwand die Besorgnis. Einer von diesen erzählte nach seiner Rückkehr: „Ich war als Gesandter an den Höfen des Kaisers, des Chosru und des Negus. Aber niemals bin ich einem Souverän begegnet, dem solche Verehrung entgegengebracht wurde wie diesem Muhammed.“

Aber noch immer saß das „Hannibal ante portas“ den

Burgen, nachdem man ein wenig gekämpft hatte. Nur zwei Mekkanern in den Gliedern. Sie brachten nicht den Mut auf, Muhammed in seiner mißlichen Lage sitzen zu lassen und ihm so eine moralische Niederlage beizubringen. Verständigung mit dem gefährlichen Mann schien ihnen ratsamer. Als erfahrene Diplomaten und schlaue Händler gedachten sie, dabei alle erdenklichen Vorteile herauszuschlagen, vergaßen aber, daß sie es mit einem der Ihrigen, also einem mindestens ebenso gerissenen Geschäftsmann zu tun hatten.

Die Verhandlungen kamen nicht vom Fleck. Muhammed bot an: er wollte in Zukunft den Handelskrieg einstellen und die mekkanischen Karawanen unbelästigt lassen; dafür sollte ihm fortan der Zutritt zum Heiligtum gestattet werden. Aber gerade vor diesem Zugeständnis scheuten die Mekkaner im richtigen Instinkt zurück.

Schließlich wurde Othman der Omaisade als Unterhändler in die Stadt entsandt. Das war nicht unbedenklich in Hinsicht auf die Blutrache, zu der sich die Verwandten der in früheren Kämpfen Gefallenen berechtigt glauben konnten.

Drei Tage hörte man nichts von Othman, und die befürchtete Nachricht verbreitete sich, er wäre samt seinen Begleitern getötet worden. Nun wurde Muhammeds Lage nahezu verzweifelt. Gesandtenmord war damals wie heute ein unsühnbarer Bruch des Völkerrechts. Zudem war es zwischen den Vorposten bereits zu Scharmützeln gekommen. Standen die Dinge so, dann blieb nichts übrig als auf Leben und Tod zu kämpfen. Muhammed versammelte seine Anhänger unter einem Baum und ließ sie schwören, die Fahne des Glaubens bis zum äußersten zu verteidigen. Alle legten diesen Eid ab. Die Teilnahme an dieser „gottgefälligen Weihung“, wie sie in der Tradition genannt wird, galt später als Ruhmestitel.

Das Gerücht erwies sich als falsch. Othman kehrte zurück, begleitet von mekkanischen Bevollmächtigten. An ihrer Spitze: Suhail ibn Amr, ausgesprochener Gegner des Islams, gewandter und entschiedener als Abu Sufjan; aber auch er Muhammed nicht gewachsen. Nach langem Feilschen, bei dem jedes Wort genau abgewogen wurde, kam ein Vertrag zustande. Die Hauptbedingungen waren:

Einstellung aller Feindseligkeiten und ein zehnjähriger Waffenstillstand.

Muhammed und seine Anhänger durften regelmäßig die Wallfahrt vollziehen; nur in diesem Jahr blieb ihnen der Besuch des Heiligtums verwehrt. Ein sehr bezeichnender Kompromiß. Die Mekkaner gaben das Grundsätzliche ihres Verhaltens auf; aber sie wahrten das Gesicht, indem das Betreten der Stadt von ihrer Erlaubnis abhängig gemacht wurde.

Auslieferungsverpflichtung ohne Gegenseitigkeit: Muhammed mußte alle Überläufer auf Verlangen zurücksenden; die Mekkaner brauchten das nicht. Auf diese Klausel war Suhail besonders stolz, aber er sollte sich täuschen.

Die Gläubigen waren über diesen Vertrag schlechthin niedergeschmettert. Nicht nur über die Bedingungen; mehr vielleicht noch darüber, daß der Prophet auf Verlangen Suhails nicht als Gesandter Gottes unterzeichnet hatte, sondern einfach mit seinem Namen: Muhammed, Sohn des Abdallah.

Der Glauben an den Propheten war bei seinen Anhängern zum erstenmal ernstlich ins Wanken gebracht. Sie wurden an ihm irre, sahen in dem Vertrag nichts als Schmach und Erniedrigung. Omar erklärte später: „Hätte ich damals nur eine kleine Anzahl gefunden, die dachten wie ich, so hätte ich den Propheten verlassen.“

Muhammed ordnete an, daß die Gläubigen nach dem Ritus der Pilgerfahrt sich die Köpfe scheren und an Ort und Stelle die mitgeführten Opfertiere schlachten sollten. Er mußte den Befehl dreimal wiederholen, bis man ihm widerwillig nachkam. Dann zog man heimwärts.

Wohl kaum eine Begebenheit in Muhammeds Leben gab einen so schlagenden Beweis von der unbezwinglichen Macht über seine Anhänger, wie diese Affäre von Hudaibija. Trotz Unmut und Empörung fügte man sich seinem Willen. Und Omar, der den Propheten nicht mehr begriff, war auf dem Heimweg ganz verzweifelt, nur weil ihn Muhammed eine Zeitlang unbeachtet gelassen hatte. Allein Abu Bekr blieb unerschütterlich in seinem Glauben. „Die Menschen wollen in ihrer Unvernunft immer die Dinge beschleunigen, aber Gott läßt sie reifen“, sagte er.

Es dauerte nicht lange, bis den Mißvergnügten ein Licht aufging. Und sie mußten wiederum erkennen, wie ihnen

allen der Prophet an Weisheit und Voraussicht weit überlegen war.

Eine hoffnungslos festgefahrene Lage hatte Muhammed durch einen meisterlichen diplomatischen Schachzug zu entscheidendem Vorteil für sich umgewandelt. Mit überlegter Selbstbeherrschung hatte er sich über alle Formalitäten und Ehrenfragen hinweggesetzt um des sachlichen Gewinnes willen. Und es zeigte sich, daß er mit staatsmännischer Genialität eine Übereinkunft getroffen hatte, die seine Pläne in überraschender Weise förderte.

Eins, und zwar das Wichtigste, hatten die sich schlau dünkenden Mekkaner übersehen: indem sie mit dem Gesetzlosen und Rebellen einen Vertrag auf gleich und gleich schlossen, hatten sie ihn als legale Macht anerkannt. Es war das von ähnlicher Bedeutung, wie etwa in Europa die Anerkennung einer revolutionären Regierung durch die übrigen Großmächte. Mekka hatte moralisch vor dem Propheten kapituliert. Muhammeds Stellung war dadurch mit einem Schlage gänzlich verändert.

Bisher hatte ihm als einem Ausgestoßenen aus seinem Stamm in den Augen der Araber ein Makel angehaftet. Die Beduinen sympathisierten teilweise mit ihm, wo es ihnen Vorteil brachte, aber scheuten noch immer die offene Gemeinschaft. Nun war dieser Makel getilgt. Auch brauchte man keine Furcht mehr vor Mekka zu haben. Jedem stand es nun frei, sich der aufsteigenden und gesetzlich anerkannten Macht anzuschließen. Eine große Anzahl Stämme, darunter die mächtigsten Mittelarabiens, gingen nun aus eigenem Antrieb zu Muhammed über und nahmen die neue Religion an. In den Wochen nach Hudaibija gewann der Islam mehr Anhänger als in den ganzen Jahren vorher. Moslim zu sein, galt nun nicht mehr als etwas Böses oder Anrüchiges; ähnlich etwa — man gestatte den Vergleich — wie zu gewissen Zeiten im kaiserlichen Deutschland Sozialdemokrat zu sein. Im Gegenteil, der Islam wurde jetzt geradezu modern, und man war stolz, ihm anzugehören.

In einer Ansprache nach der Rückkehr bezeichnet Muhammed den Vertrag von Hudaibija als einen Sieg. Das war er in der Tat. Aber den Erfolg, so betonte er, verdanke er nur der Gnade des Allerhöchsten. Das war nicht bloße Redewendung, wie sie auch im Christentum später üblich wurde,

sondern innerste Überzeugung. Und er fügte hinzu: „Der Sieg ist dir als ein Zeichen gegeben, daß Gott dir deine Sünde vergibt und seine Barmherzigkeit an dir erfüllt.“ Will heißen: Trotz der Schwächen und Gebrechlichkeiten des menschlichen Botschafters hat Gott an ihm festgehalten. Daß er in dem Augenblick, da seine Machtstellung ungeahnt gewachsen ist, seiner Sünden gedenkt, zeigt, daß ihn der Erfolg demütig macht. Er wird hier zu einem der wahrhaft großen Menschen, die auf dem Höhepunkt ihres Lebens die Begrenzung ihres Könnens und Wollens fühlen. Das hat ihn davor bewahrt, daß er je der gefährlichsten aller Verführerinnen unterlag und Macht ihm Selbstzweck wurde. Weniger im Bewußtsein als im Instinkt blieb er immer der Diener seiner Idee und hat daher nie das ihm gesetzte Maß überschritten.

Die Mekkaner versprachen sich viel von dem Auslieferungsparagraphen ohne Gegenseitigkeit. Da sie Abtrünnige nicht zurücksenden brauchten, erhofften sie eine Schwächung der Anhängerschaft Muhammeds. Aber ihr Vorrecht behielt nur papierne Bedeutung. Kein Gläubiger dachte daran, den Propheten zu verlassen; jetzt weniger als je. Die Bedingung gereichte Mekka im Gegenteil zum Schaden.

Einem gewissen Abu Bassir, einem Klienten, der von seinem Schutzherrn wegen Hinneigung zum Islam eingesperrt worden war, gelang es auszubrechen und nach Medina zu entkommen. Mekka entsandte zwei Boten. Den Abmachungen getreu überlieferte Muhammed ihnen den Ausreißer. Unterwegs aber benutzte Abu Bassir eine günstige Gelegenheit, um einen der Begleiter zu erschlagen und zu entweichen. Er verbarg sich in dem zerklüfteten Bergland der Küste, einer Art Macchia Arabiens. Andere Glaubensflüchtlinge aus Mekka stießen zu ihm, so an die siebzig, und schlossen sich unter Führung des Abu Bassir zu einer Räuberbande zusammen. Sie überfielen die mekkanischen Karawanen und hatten damit recht hübsche Erfolge. Warum sich die Mekkaner nicht ihrer erwehren konnten, bleibt rätselhaft. Sie vermochten sich nicht anders zu helfen, als Muhammed himmelhoch zu bitten, Abu Bassir und seine Gesellen bei sich aufzunehmen. Damit war die vielversprechende Klausel aufgehoben, und eine ‚Revision‘ des Vertrages zugunsten Muhammeds herbeigeführt.

Ein neuer eklatanter Beweis von der Machtlosigkeit Mekkas. Muhammed war der Stärkere. Dem Islam gehörte die Zukunft. Das erkannten gerade die besten Elemente der Stadt; und so mancher seiner einst heftigsten Gegner ging nun zu ihm über. Darunter besonders jener Reitergeneral Chalid ibn Al-Walid, der bei Ochod den Sieg entschieden hatte, und Amr, der uneheliche Sohn des Al-Ass, fraglos einer der geriebensten Politiker seiner Zeit.

Von den Arabern war kaum noch ernstlicher Widerstand gegen den Islam zu erwarten. Mit den Juden stand es anders. Sie waren Feinde des neuen Glaubens und würden es immer bleiben. Konnte der Prophet sie nicht bekehren, wollte er sie wenigstens politisch unterwerfen. Er hatte die von Chaibar aus gesponnenen Ränke nicht vergessen. Nach dem Übereinkommen mit Mekka konnte er gegen diese Oppositionszentrale vorgehen und war auch dazu genötigt.

Chaibar war ein langes Tal mit kleinen Landstädten, Dattelpflanzungen, Kornfeldern und Gemüsegärten. Auf den Basaltkegeln der Ränder waren feste Burgen erbaut, die für uneinnehmbar galten. Die Bewohner von Chaibar hatten durch Abdallah ibn Ubaija unter der Hand Nachricht darüber erhalten, was ihnen drohte. Sie konnten sich also vorbereiten. Mekka, durch den Vertrag gebunden, mußte sie im Stich lassen. Einige befreundete Gatafanstämme erklärten sich zur Hilfe bereit. Als aber Muhammed mit stattlichem Heer angerückt kam, zogen es die Gatafan vor, in die Weite der Steppe zu verduften.

Die Juden von Chaibar verließen sich auf die Festigkeit ihrer Burgen. Sie waren mit Verpflegung reichlich versehen, auch die Wasserzufuhr war gesichert. Muhammed stand ziemlich ratlos davor. Seine Armee war im Festungskrieg nicht geübt und besaß auch kein Sturmgerät. Er mußte es auf langwierige Belagerung ankommen lassen; und wer weiß, wer es schließlich länger ausgehalten hätte.

Aber zum Glück oder Unglück, wie man will, meldeten sich Verräter unter den Juden von Chaibar; wahrscheinlich waren es arabische Proselyten. Sie gaben an, wo die schwache Stelle der Festungen war oder zeigten die unterirdischen Gänge, durch die von der Besatzung Wasser geholt wurde. So fielen der Reihe nach sämtliche der kleinen

Burgen, nachdem man ein wenig gekämpft hatte. Nur zwei der größten blieben noch übrig. Mit Hilfe der Verräter entdeckte man, wo die Wurfmaschinen verborgen waren. Die Juden verwendeten sie bei Kämpfen untereinander. Als Muhammed die bedrohlichen Apparate in Stellung bringen ließ, hielten auch die Besatzungen der beiden letzten Burgen weiteres Ausharren für zwecklos und ergaben sich.

Bei der Übergabe hatten die Juden sich verpflichtet müssen, alle Schätze an Edelmetallen auszuliefern. Wer etwas verbarg, sollte mit dem Tode bestraft werden. Kinana, einer der Oberen der Juden, hatte eine hübsche Menge Gold, Silber und Edelsteine an einem sicheren Ort versteckt und den Schatz verschwiegen in der Hoffnung, man werde ihn nicht finden. Aber ein arabischer Diener hatte ihn dabei beobachtet und meldete die Sache. Kinana mußte mit dem Leben büßen. Seine Witwe, die siebzehnjährige Ssafija, wurde als Gefangene vor Muhammed geführt. Dieser fragte sie, ob sie seine Frau werden wollte. Ssafija willigte ein und nahm den Islam an.

Das weitere Verfahren mit den Juden war neu: sie blieben an ihren Wohnsitzen, behielten ihre Ländereien und mußten die Hälfte der Einnahmen daraus als Staatssteuern entrichten. Dafür waren sie von jeder Verpflichtung zu Kriegsdiensten befreit. Nach diesem Vorbild wurden später die Beziehungen der Nichtgläubigen zum islamischen Weltreich geregelt. Und so blieb es, von einer Ermäßigung der Steuer abgesehen, bis zum zwanzigsten Jahrhundert.

Auch die noch übrigen jüdischen Kolonien, die von Wadi'l-Kora, Fadak und dem entfernteren Taima unterwarfen sich nun und erhielten die gleichen Bedingungen. Fortan hörte jeder offene oder heimliche Widerstand der Juden auf.

Die islamischen Chronisten berichten noch von einem Anschlag gegen den Propheten. Eine jüdische Dame, Zainab, eine Häuptlingstochter, stellte sich freundlich zu dem Propheten, bewirtete ihn und setzte ihm unter anderem einen gebratenen Hammel vor, den sie jedoch vorher mit Gift eingegeben hatte, am kräftigsten das Vorderblatt, das Lieblingsstück Muhammeds. Aber dieser spürte einen verdächtigen Geschmack und spie den ersten Bissen rasch wieder aus. Einer seiner Begleiter hatte bereits ein Stück hinuntergeschluckt und starb daran.

Zainab wurde vorgeführt und verhört. Sie erklärte, sie habe nur die Probe machen wollen, ob er wirklich ein Prophet wäre. Wenn ja, würde ihm das Gift nichts schaden; wenn nein, hätte er verdient zu sterben. Da sich nun sein Prophetentum offenbart hätte, wollte sie zum Islam übertreten. Dieser kluge Einfall rettete ihr und den Ihrigen das Leben. Muhammed kam mit einigen Stunden Leibschmerzen davon.

Weitere Folgen zeigten sich nicht, im Gegenteil. Noch während des Rückmarsches wurde mit Ssafija Hochzeit gehalten. In Ermangelung eines Zeltes hing man Kleider zwischen drei Bäumen auf und breitete auf den Boden ein Stück Leder als Brautbett. Aus respektvoller Entfernung hörte man den Propheten die ganze Nacht hindurch scherzen und plaudern. Als er dann am nächsten Morgen, sichtlich befriedigt über die Neuerwerbung, vor das improvisierte Hochzeitsgemach trat, sah er einen seiner Getreuen mit gezogenem Säbel davor Wache stehen. Erstaunt fragte er, was das zu bedeuten hätte. Der Wackere antwortete: „Ich war besorgt um dich. Jene Frau hat ihren Gatten und ihren Stamm verraten. Sie konnte auch an dir zur Verräterin werden.“

Unbegründete Besorgnis. Ssafija war keine Judith.

## XX

### Das neue Jerusalem

Ein Jahr nach dem Waffenstillstand von Hudaibija vollzog Muhammed mit großem Gefolge die Wallfahrt nach Mekka, wie im Vertrag abgemacht worden war. Aristokraten und sonstige Gegner hatten für die drei Tage des ihm zugebilligten Aufenthalts die Stadt verlassen. Muhammed umritt dreimal die Ka'ba und berührte mit seinem Stab den heiligen Stein, damit symbolisch von ihm Besitz ergreifend. Noch standen die uralten Idole, behängt mit Flitterkram und Zauberkram. Aber bald sollte die Götterdämmerung kommen. Das Erscheinen des Propheten, der von seinen Anhängern wie ein König geehrt wurde, bereitete dem Islam den Weg in die Herzen der Mekkaner.

Der Zustand der Halbheit konnte nicht von Dauer sein.

Zwischen dem Alten und dem Neuen gab es keinen Kompromiß. Aber Muhammed wartete ruhig ab. Die Zeit arbeitete für ihn. Und zu Hilfe kamen ihm auch die ewig rückwärts Gerichteten.

In Mekka gab es noch eine Kriegspartei der Unentwegten. Sie wollten vom Frieden mit dem Zerstörer des alten Arabertums nichts wissen. An ihrer Spitze stand Ikrema, der Sohn Abu Dschals. Er hatte von seinem Vater den Haß gegen Muhammed geerbt. Auch Suhail, der Unterhändler von Hudaibija, schloß sich ihm an. Ikrema gehörte zum Haus der Machzum, den Rivalen der Omaiya. Die Machzum waren mehr und mehr in den Hintergrund geraten; der Kampf bei Badr hatte sie dezimiert. Ikrema gedachte nun, durch Krieg und Sieg über Muhammed den alten Glanz seines Hauses wiederherzustellen und die Omaiya aus ihrer Vorherrschaft zu verdrängen. Eine Gelegenheit, wieder Händel mit Medina anzufangen und so die Schmach eines zehnjährigen Waffenstillstandes abzuschütteln, fand sich bald.

In der Umgebung waren zwei Stämme, die Chusa'a und die Bakr, ein Zweig der Kinana, in Streit geraten; natürlich infolge einer schon seit Jahrzehnten laufenden Blutfehde. Die Sache wurde nun dadurch verwickelt, daß die Chusa'a mit Muhammed verbündet waren, die Bakr aber zu Mekka hielten. Nach dem Vertrag von Hudaibija stand jedem Stamme frei, sich einer der beiden Machtgruppen anzuschließen. Die Kriegspartei unter Ikrema griff nun in den Streit ein, aus eigenem Antrieb und ohne Genehmigung des Rats der Stadt. Gemeinsam mit den Bakr fiel man über die Chusa'a her und tötete ihrer mehrere. Das war offener Vertragsbruch. Die Chusa'a wandten sich um Hilfe an ihren Schutzherrn in Medina.

Den Mekkanern war die Geschichte höchst unangenehm. Sie hatten große Furcht vor dem Propheten, und außerdem wollten sie in Ruhe ihre Geschäfte betreiben. Der Handel nämlich blühte wieder auf, jetzt wo ihre Karawanen vor Überfällen sicher waren. Also wurde Abu Sufjan, das Haupt der Omaiya, nach Medina entsandt, um sich im Namen der Stadt zu entschuldigen und den Zwischenfall aus der Welt zu schaffen. Bei dem offiziellen Empfang gab Muhammed dem Gesandten ausweichende Antwort und ließ sich jedenfalls nicht darauf ein, den Vertrag erneut zu bestätigen. Der Pro-

phet wollte und durfte sich nicht die Gelegenheit entgehen lassen, eine Entscheidung, die doch über kurz oder lang kommen mußte, herbeizuführen. Im geheimen aber traf er mit Abu Sufjan, seit kurzem sein Schwiegervater, Abmachungen über das Bevorstehende.

Nach Mekka zurückgekehrt, teilte Abu Sufjan mit, daß er bestimmte Zusagen nicht erreicht, aber auch von kriegerischer Stimmung nichts bemerkt habe. Die Mekkaner scheinen sich dabei beruhigt zu haben. Als Abu Sufjan, so wird berichtet, spät abends nach Hause kam, erzählte er seiner Frau von der Erfolglosigkeit seiner Sendung und näherte sich ihr dann, ‚wie der Mann dem Weibe tut‘. Aber die patriotische Hind stieß ihn mit beiden Beinen gegen die Brust und erklärte, mit einem so schlechten Unterhändler wolle sie nichts zu tun haben.

Muhammed betrieb die Rüstungen in aller Heimlichkeit. Er zog von allen Seiten die islamischen Beduinen heran, ohne ihnen Zweck und Ziel des Unternehmens zu verraten.

Anfang 630, zwei Jahre nach dem Vertragsschluß von Hudaibija, rückte er mit zehntausend Mann aus. Die Truppen marschierten abseits der großen Straße nach Mekka auf Pfaden durch das Bergland. Unterwegs durfte kein Spiel gerührt werden, Trompeten und Attabals mußten schweigen; auch war verboten, nachts Lagerfeuer anzuzünden. Eine vorgeschobene Abteilung marschierte — unter kriegerischem Lärm — weiter östlich in Richtung auf die Stadt Taïf und das Gebiet des mit ihr verbündeten Stammes der Hawâsin. Die Mekkaner wurden so in die Meinung versetzt, der Zug gälte jenen. Sie glaubten, was sie wünschten, und unterließen alle Vorsichtsmaßregeln.

Nur Onkel Abbas ließ sich nicht täuschen. Als Bankier hatte er eine gute Witterung für die politische Windrichtung, vielleicht auch seine geheimen Verbindungen. Er wanderte mit seiner Familie aus Mekka aus, zog dem moslimischen Heer entgegen und, dort angekommen, legte er — seinem ehrlichen Herzen keinen Zwang mehr antuend — öffentlich das neue Glaubensbekenntnis ab.

Muhammed sagte zu ihm, nicht ohne Ironie: „Du bist der letzte der Auswanderer, wie ich der letzte der Propheten.“

Einer der Nachkommen dieses Abbas war, wie erwähnt,

Harun al-Raschid; und das Haus der Abbasiden hatte fünfhundert Jahre das Kalifat inne.

Muhammed war bis etwa auf einen halben Tagesmarsch unbemerkt an Mekka herangekommen. Die Truppen lagerten zur Nacht; und zum erstenmal wurde ihnen gestattet, sich eine warme Mahlzeit zu bereiten. Die Mekkaner sahen rings auf den Höhen Tausende von Lagerfeuern aufleuchten. Nun ging ihnen im wahrsten Sinne des Wortes ein Licht auf, daß der Zug gegen sie gemeint war. Muhammed hatte seine Absicht erreicht; er wollte einen unblutigen Sieg. Mekka war nicht mehr in der Lage zu rüsten und Verbündete heranzuziehen. Damit schwand auch der Wille zum Widerstand. Nur die Kriegspartei unter Ikrema und Suhail machte die größten Anstrengungen, um die Bürger in Harnisch und Waffen zu bringen.

Indessen hatte sich Abu Sufjan als Repräsentant der Friedenspartei nach dem moslimischen Lager aufgemacht. Er verhandelte mit Muhammed; und worüber man in Medina vielleicht schon übereingekommen war, wurde jetzt genauer festgesetzt: alle Einwohner, die nicht zu den Waffen griffen und beim Einmarsch in ihren Häusern blieben, erhielten Leben und Besitz zugesichert. Nach dem Abschluß des Abkommens trat Abu Sufjan zum Islam über.

Am nächsten Morgen wurde ihm die islamische Armee in Parade vorgeführt. Er sollte seine Eindrücke den Mekkanern übermitteln. Die Truppen zogen vorüber, jede Abteilung mit ihrer Fahne, wohlgeordnet und in straffer Disziplin. Abbas, neben ihm auf dem Hügel stehend, nannte die Namen der zahllosen Stämme. Zuletzt kam Muhammed inmitten einer berittenen Leibgarde in schimmernden Panzern, voran die Standarte des Propheten. Überwältigt wandte sich Abu Sufjan an Abbas und sagte: „Wahrlich, die Königsmacht deines Brudersohnes ist in glanzvoller Verfassung.“ „Sag nicht Königsmacht, sondern Prophetentum“, erwiderte der andere Neubekehrte.

Abu Sufjan eilte nach Mekka zurück. Die Botschaft, die er brachte, war willkommen. Die meisten gehorchten seiner Aufforderung und verfügten sich in ihre Häuser. Frau Hind, die Stammutter der Dynastie der Omaidjen, raste wie eine Furie über solche Schmach. Sie packte ihren Gatten beim Bart und rief den Umstehenden zu: „Tötet diesen schmutzigen,

nichtsnutzigen Butterschlauch. Er hat sich betören lassen!“ Aber keiner hörte auf sie. Nur die Kriegspartei wollte sich nicht fügen. Ikrema und Suhail sammelten ihre freilich schon zusammengeschmolzenen Anhänger und waren entschlossen, lieber zu sterben, als sich dem neuen Gott oder vielmehr seinem Boten zu unterwerfen.

Muhammed umstellte mit seinen Truppen die Stadt von allen Seiten. Vorher hatte er die Unterführer zusammengerufen und strikten Befehl gegeben, auf keinen Fall unnötig die Waffe zu gebrauchen und Leben wie Besitz der Einwohner, die keinen Widerstand leisteten, unbedingt zu schonen. Als einer der Befehlshaber sich dagegen auflehnte und solche Art Kriegsführung für Schwäche erklärte, wurde er auf der Stelle abgesetzt und ein anderer für ihn ernannt.

Am Südausgang der Stadt, auf einem beherrschenden Hügel, hatte Ikrema mit den Seinen Aufstellung genommen. Sie empfingen die vorrückende islamische Armee mit einem Pfeilregen. Chalid mit seiner Reiterei griff ein. Nach kurzem Gefecht und einigen Verlusten entfloh Ikrema mitsamt seinen sterbensbereiten Helden. Ohne weiteren Schwertstreich besetzten die moslimischen Truppen die Stadt. Fast ohne Blutvergießen war Mekka erobert.

Gewonnen wurde es durch kluge Milde. Muhammed ritt nicht mit dem Abzeichen des Herrschers in die Stadt ein, sondern im Gewand eines Pilgers, als demütiger Diener seines Gottes. Im Hof der Ka'ba angekommen, ließ er als erstes die Statuen und Bilder der altarabischen Götter zerstören, wie Moses das goldene Kalb. Kein Priester stellte sich schützend vor seine Gottheit; sie hatten sich vorher in Sicherheit gebracht. Eine Legende weiß zu erzählen, daß allein das Bild der Madonna mit dem Jesuskindlein auf Befehl des Propheten vor der Zerstörung bewahrt blieb.

Einen Zwang, den neuen Glauben anzunehmen, übte Muhammed nicht aus. Vor Betreten der Stadt hatte er ausdrücklich allen Bewohnern, ohne Rücksicht auf die Religion, Leben und Eigentum zugesichert und eine allgemeine Amnestie erlassen. Nur zehn, darunter Ikrema und Suhail blieben davon ausgeschlossen. Alle seine einstigen Widersacher, die vor ihn gebracht wurden, ließ er bedingungslos frei. Seine Schonung ging so weit, daß er auch die Häuser und Anwesen der mit ihm nach Medina Geflüchteten, die

beschlagnahmt und öffentlich versteigert worden waren, den neuen Besitzern beließ. Die darüber Enttäuschten vertröstete er damit, ihnen würden schönere Häuser im Paradies zuteil werden. Er selbst betrat auch nicht das Haus, das ihm als Erbschaft Chadidschas zugefallen war und nun einem anderen gehörte, sondern wohnte während seines vierzehntägigen Aufenthalts draußen in einem Zelt.

Nachdem das Heiligtum dem alleinigen Gott geweiht war, stieg Bilâl auf das Dach der Ka'ba und rief mit seiner hallenden Stimme die Gläubigen zum Gebet. Manchem guten alten Heiden klang dieser Ruf mißtönend ins Ohr. Einer unter ihnen bemerkte: „Beim Himmel, eine schöne Neuerung, daß so ein schwarzer Sklave von unserm Tempel wie ein Esel herunterschreit.“

Die Mekkaner standen in Massen versammelt und sahen dem Schauspiel zu. Das Gebet der Gläubigen schloß mit dem tausendstimmigen Ruf: „Gott ist groß!“ Muhammed hielt eine Ansprache und hob das Kernstück seiner Religion hervor: vor Gott sind alle gleich. Es gibt keine Unterschiede höherer oder niederer Herkunft, auch keine zwischen Stämmen oder Völkern. Alle Menschen stammen von Adam ab, und Adam war von Staub. Höher als die Blutsverwandtschaft steht die Brudergemeinde des gemeinsamen Glaubens. Unter ihnen gibt es keinen Ahnenstolz; und Blutrache zwischen Brüdern ist unmöglich.

Die Mekkaner begannen nun, aus freien Stücken zum Islam überzutreten. Täglich zogen sie in Scharen an Muhammed vorüber und legten das Bekenntnis ab. Es ist nicht gesagt, daß auch nur ein einziger sich davon ausnahm.

Schließlich konnte sich Frau Hind dem Zug der Zeit nicht mehr verschließen. An der Spitze einer Gruppe mekkanischer Damen erschien sie vor dem Propheten und fragte, was der neue Glaube von ihr verlange.

Keine Götter zu haben neben Gott, hieß es.

„Meinetwegen“, sagte sie.

Nicht zu stehlen.

„Ich habe höchstens meinen Mann, Abu Sufjan, bestohlen, weil er geizig ist und mir nicht genug gibt für mich und meine Kinder. Aber er hat nie etwas davon bemerkt.“

„Das ist kein Diebstahl“, entschied Muhammed.

Dann: keinen Ehebruch zu begehen.

„Eine freie Mekkanerin bricht nicht die Ehe“, entgegnete sie voll Stolz.

Alle Welt wußte, daß in Frau Hinds Leben die Praxis nicht ganz diesem schönen Grundsatz entsprach. Omar, der einst ihre Gunst genossen, konnte sich nicht eines Lächelns enthalten. Muhammed ging rasch darüber hinweg, um nicht das Mißtrauen Abu Sufjans zu wecken.

Dem Propheten in allem Guten zu gehorchen, hieß es dann.

„Wollten wir das verweigern, ständen wir nicht hier.“

Nachdem Frau Hind dem Vater im Himmel Treue geschworen hatte, ging sie heim und zertrümmerte ihr Hausidol. Und mit den Schlägen zugleich hagelten wütende Schimpfworte auf den hölzernen Gott herab, weil er sie schmählich enttäuscht hatte.

Von den zehn Proskribierten wurden die meisten begnadigt; selbst Ikrema und Suhail, die sich nun auch bekehrten. Nur an zweien wurde das Todesurteil vollstreckt, und zwar weil sie vom Islam wieder abgefallen waren und zudem beide schmählichen Mord auf dem Gewissen hatten.

Die Mediner befürchteten, der Prophet werde zu ihrem Schaden von nun ab seinen Sitz nach Mekka verlegen, „die herrlichste der Städte und die geliebteste Allahs“, wie er sie in zärtlichem Heimatgefühl nannte. Der Gedanke lag nahe, das Zentralheiligtum des neuen Gottesreichs zugleich zum Sitz seines Regenten zu machen. Aber Muhammed beruhigte die Mediner und erklärte: „Ich lebe, wo ihr lebt, und sterbe, wo ihr sterbt.“ Das war eine wohlüberlegte Entscheidung. Mekka blieb ausschließlich religiöser Mittelpunkt des islamischen Gottesstaates, wurde nie zur politischen Hauptstadt. Anders wie Rom, wurde diese Stadt daher niemals in die Wirren weltlicher Macht hineingezogen. Bei allem Wechsel der Dynastien und Schwankungen des politischen Schweregewichts blieb Mekka das aus dem Irdischen herausgehobene Symbol des Glaubens, die Heilige Stadt und nichts als das, das ‚Neue Jerusalem‘, gedacht als Einigungspunkt der ganzen Menschheit.

Noch einmal erhob sich das arabische Heidentum zu einem letzten Widerstand. Fast wäre er der neuen Religion verhängnisvoll geworden. Wie immer waren es Bergvölker, die

sich in starrem Partikularismus am hartnäckigsten der Einheitsidee verschlossen.

Die Hawâsin, ein zahlreicher, weitverzweigter und mächtiger Nomadenstamm, bewohnte das zerklüftete Gebirgsland rings um die Stadt Taïf. Vor Jahresfrist etwa waren in ihr Gebiet entsandte Glaubensboten des Islams kurzerhand erschlagen worden.

Als Muhammed von Medina heranrückte, glaubten die Hawâsin, der Zug gelte ihnen. Sie riefen daher ihre Völker zusammen und rüsteten zum Krieg. Die Takif, die Bewohner von Taïf und Umgebung, waren sofort bereit, sich ihnen anzuschließen.

Nach der Besitznahme Mekkas durch Muhammed hätte ihnen eigentlich die Lust vergehen sollen, sich dem Siegreichen zu widersetzen. Aber sie glaubten sich berufen zur Verteidigung der Freiheit der Wüste, besser gesagt des Rechts auf Raub, und der heiligen Überlieferung des Kriegs aller gegen alle.

Die vereinigten Hawâsin und Takif lagerten an der Straße nach Mekka in einem breiten Tal, El-Antas, auf deutsch der Ofen. Es waren ihrer etwa dreitausend, mehr ein Gewimmel von Bewaffneten als ein Heer. Zum Oberbefehlshaber hatten sie einen der Scheiks, Malik, Sohn des Auss, erwählt, wie die Germanen für den Kriegsfall einen Herzog bestimmten. Malik hatte angeordnet, das ganze Besitztum der Stämme sollte mitgeführt werden: Frauen, Kinder und sämtliche Herden, Tausende von Schafen und Kamelen. In der Verteidigung ihrer Habe und Familien würde den wackeren Kriegern jede Lust an Flucht vergehen. Denn es sollte ein Kampf auf Leben und Tod werden, erklärte er. Aber ganz so schlimm wurde es nicht.

Auch ein uralter Schlachtenheld, der nahezu hundertjährige Duraïd ibn Simmah, hatte es sich nicht nehmen lassen, das Aufgebot zu begleiten. Er war eine jener typischen Gestalten, wie sie mannigfach die altarabische Poesie verherrlicht hat. Kampf und Liebe hatten sein schon legendär gewordenes Dasein erfüllt; und auch in der Dichtkunst hatte er Ruhm erlangt. Seine sämtlichen Brüder und näheren Verwandten waren der Blutfehde zum Opfer gefallen; er hatte reichlich zu tun gehabt, eine entsprechende Anzahl von Leben dafür einzukassieren. Kaum minder groß als die

Summe der von seiner Hand Getöteten soll die Zahl der Frauen gewesen sein, deren Huld er genossen hatte. Seine Heldentaten und Raubzüge hatten ihm ein großes Vermögen eingebracht; aber durch die noble Gastfreundschaft dieses arabischen Grandseigneurs war es ebenso rasch wieder zerronnen. Nun war er arm, alt, fast erblindet und gelähmt, ein schon mumienhaftes Skelett, in einer Sänfte getragen; um das knöcherne Handgelenk hatte er sich den Säbel binden lassen. Und ihm wurde zuteil, was er erhoffte: er fand den Tod auf dem Schlachtfeld und was ihn am meisten erfreute: durch sein eigenes vielgeliebtes Schwert, das er dem Moslim, der ihn töten wollte, vorher zu diesem Zweck überreicht hatte.

Aus dem Tal El-Antas führte der Weg nach Mekka durch einen schluchtartigen Hohlweg. Diesen ließ Malik durch eine auserlesene Schar besetzen, die sich in den Seitentälern verbarg.

Muhammed rückte mit seinem Heer heran, verstärkt durch Mekkaner und einzelne Beduinenstämme der Umgebung. Die vornehmsten Adelsgeschlechter der Stadt dienten jetzt der Fahne jenes Kaufmanns von niederer Herkunft; darunter Ikrema, der Machzum, der noch vor kurzem dem Propheten den Tod geschworen hatte. Auch Abu Sufjans Sohn Moawija, der Begründer der Omaiaden-Dynastie, war dabei.

Ihre dreifach überlegene Zahl machte die Moslim sorglos. Die Aufklärung war schlecht. Und als die Spitze der Marschkolonne in der Mitte des Engpasses war, wurde sie von der vorgeschobenen Abteilung des Gegners überfallen. Die Beduinen und Mekkaner, die an der Spitze waren, wandten sich prompt zur Flucht, nach ihrer gewohnten Kampfweise einem überraschenden Angriff ausweichend. Muhammed blieb allein mit kleiner Bedeckung und war hoch in Gefahr, abgeschnitten zu werden. Wiederum bewährte sich die militärische Disziplin, die Muhammed als ein ganz Neues eingeführt hatte. Die alte schlachterprobte Garde von Medina ließ sich von dem zurückflutenden Strom nicht mitreißen; sie rückte eiligst heran, stellte die Lage wieder her und ging dann mit ihrer geschlossenen Taktik zum Angriff gegen die Schwärme der feindlichen Hauptmacht vor.

Muhammed hob sich in den Steigbügel, um den Kampf

zu überblicken und rief, in Anspielung auf das Wort El-Antas: „Nun ist der Ofen gehörig in Glut gekommen.“ Den Hawâsin wurde sehr bald zu heiß darin. Sie nahmen Reißaus, Frauen, Kinder, Herden im Stich lassend. Obergeneral Malik enteilte bis nach Taïf. Er erklärte später zu seiner Rechtfertigung, nur das Eingreifen des Erzengels Gabriel an der Spitze himmlischer Heerscharen hätte die Niederlage der Hawâsin verschuldet.

Muhammed ließ die riesige Beute unter guter Bedeckung an Ort und Stelle und rückte in Eilmärschen gegen die Stadt Taïf, gedachte sie durch Handstreich zu nehmen. Dort war man bereits durch Malik unterrichtet. Die Moslim fanden geschlossene Tore und gut besetzte Festungsmauern. Muhammed ließ durch südarabische Techniker Belagerungswerkzeug herstellen, Wurfmaschinen und Schutzdächer zur Annäherung. Aber die Takif waren bessere Verteidiger als die Männer von Chaibar; sie schossen die hölzernen Maschinen in Brand. Der Prophet gab das ergebnislose Bemühen auf und zog wieder ab. „Fuchs im Loch“, sagte ihm einer, „wenn du Zeit hast, auf ihn zu warten, faßt du ihn, wenn du ihn läßt, schadet er dir nichts.“

Der Fuchs kam auch bald von allein aus seinem Bau. Etwa ein halbes Jahr danach erklärte sich Taïf ohne weiteren Zwang zur Annahme des Islams bereit. Nur wollten sie nicht selbst Hand anlegen an die Beseitigung ihrer verehrten Stadtgöttin Al-Lât. Abu Sufjan, nun ein eifervoller Moslim, kam von Mekka und zerstörte die Bildsäule. Dafür durfte er die ihr gewidmeten Weihgeschenke aus Silber und Gold behalten.

Für das mekkanisch-medinische Heer kam noch der angenehme Teil des Feldzugs, die Verteilung der Beute: viertausend Unzen Silber, vierundzwanzigtausend Kamele, zahllose Schafe, Frauen und Kinder. Das meiste davon gab Muhammed den Mekkanern und den neubekehrten Beduinen. Namentlich seine alten Gegner, die Aristokraten, erhielten schwere Mengen Silber und reiche Geschenke, um „ihre Herzen zu gewinnen“, wie Muhammed sagte. Die Mediner waren über die Benachteiligung ergrimmt und erschienen Beschwerde führend vor dem Propheten. Er hielt ihnen eine schöne Ansprache, darin es hieß: „Jene andern treiben Schafe und Kamele davon. Ihr aber habt den besseren Teil

erwählt, ihr führt den Boten Gottes in eure Heimat zurück.“ Der Zorn der Mediner wandelte sich in Begeisterung; und sie waren so beschämt, daß ihre Bärte von Tränen naß wurden‘.

Im allgemeinen erhielt jeder Krieger sechs bis acht Kamele; eine Frau wurde gleich sechs Kamelen gerechnet. Als bereits die Gefangenen verteilt waren, erschienen Vertreter der Hawâsin und erklärten im Namen ihres ganzen Stammes den Übertritt zum Islam. Da sie nun Moslim wären, wollten sie auch ihre Familie und ihre Habe zurückhaben. Beides konnten sie nicht gut verlangen; vor die Wahl gestellt, entschieden sie sich für die Familien. So erhielten sie denn mit ihren Kindern auch ihre Frauen wieder, bei denen allerdings die Neuerwerber bereits ihre Besitzrechte geltend gemacht hatten. Aber das störte die stolzen Beduinen weiter nicht. Anscheinend gönnten sie ihren Damen die kleine Abwechslung. Zum Trost schenkte Muhammed jeder Frau ein Gewand aus koptischer Leinwand.

## XXI

### Die Republik Gottes

Mit der Besitznahme Mekkas und der Weihung der Stadt zum geistigen Zentrum des neuen Glaubens war — wenigstens für Arabien — die Republik Gottes begründet.

Von allen Seiten des Landes kamen Boten und Vertreter der zahllosen Stämme und Gemeinwesen, um ihre freiwillige Unterwerfung anzukünden. Es war ein Jahr der Huldigung, wie es in der Überlieferung genannt wurde. Der Statthalter des Herrn empfing die Gesandtschaften in einem Zelt aus rotem Leder. Als einziges Abzeichen seiner Würde führte er einen Stab, ähnliches Sinnbild wie der Hirtenstab der Bischöfe. Im Äußeren und Auftreten vermied er alles, was ihn als Herrscher über die Menschen erheben konnte. Wollte man ihm königliche Ehren entgegenbringen, rief er unwillig: „Ich bin kein König, sondern der Sohn einer Frau aus dem Stamm der Koreïsch.“ König und Herrscher in diesem Reich war Gott, von ihm allein ging alle Souveränität aus. Freilich, damit eine weltliche Ordnung überhaupt möglich war, mußte man dem Beauftragten und

Stellvertreter des Weltenherrn Gehorsam entgegenbringen. Aber auch dieser war an das von Gott gegebene Gesetz gebunden.

In den seltenen Fällen, wo sich noch Widerstand zeigte, entsandte der Prophet einen seiner Generäle. Diese machten rasch mit dem Heidentum ein Ende und führten die Institutionen des neuen Gottesreichs ein. So wurde auch ganz Südarabien dem jungen Gottesstaat einverleibt. Jenes Gebiet stand noch unter der Oberhoheit Persiens. Aber es wird merkwürdigerweise nicht berichtet, daß Persien auch nur den geringsten Versuch unternahm, seine Hoheitsrechte geltend zu machen.

Muhammad gab sich über das Motiv der Bekehrung bei vielen Arabern keiner Täuschung hin. Sie unterwarfen sich ihm, weil er sich als der Stärkere erwiesen hatte. Es wiederholte sich die schmerzliche Erfahrung, die er bei seiner Vertreibung als ein Geächteter aus Mekka gemacht hatte: nicht Überzeugung, sondern Macht gewinnt die Menschen. Dem Erfolgreichen beugten sie sich. Oftmals hörte man von ihm bittere Klage über die Frömmigkeit des Mundes, die nicht in den Herzen war. Er hoffte, die nur äußerlich Bekehrten würden allmählich in den Gedanken des Gottesstaates hineinwachsen. Darin irrte er nicht. Abgesehen von einzelnen nachträglichen Zuckungen blieb in Arabien der Bau des Islams unerschüttert.

Das neue Einheitsreich erhielt eine einheitliche Verfassung. Der Koran wurde nicht nur Lehre, sondern auch Gesetz, wie die Bücher Mosis. Die zehn Gebote des Alten Testaments, von Gott den Menschen gesandt, bildeten die Grundlage. Das kanonische Recht, das der Prophet geschaffen hat, erwies sich so brauchbar, daß es Jahrhunderte unverändert beibehalten wurde. Von dem alten Gewohnheitsrecht übernahm er, was den Sinn des Ganzen nicht störte. So die Beschneidung, eine bei allen orientalischen Völkern geübte Sitte. Auch die Vielehe; nur daß er die Zahl der Frauen auf vier beschränkte (für sich selbst nahm er bekanntlich eine Ausnahme in Anspruch) und Ordnung in die Eheverhältnisse brachte. Das gesamte Straf- und Zivilrecht wurde durch eingehende Bestimmungen geregelt.

Aber der junge Staat mußte auch leben. Daher wurde das Gebot des Almosengebens zu einer allgemeinen Steuer

erweitert, im allgemeinen ein Zehntel der Einnahmen, ähnlich wie der Zehnte der Kirche. Den Beduinen, die sich nur Vorteile vom Übertritt zum Islam erwartet hatten, war die Abgabe höchst peinlich, und es kostete Mühe, ihnen auch die Pflichten dem neuen Staat gegenüber beizubringen. Die Steuereinnehmer wurden keineswegs mit offenen Armen empfangen.

Charakteristisch nun, wie einer der Stämme, die Banu Temīn, sich schließlich dieser Neuerung fügte. Sie hatten die Steuerbeamten mit bewaffneter Hand verjagt. Dafür wurde eine Strafexpedition gegen sie entsandt, die einige Gefangene machte und als Geiseln mitnahm. Vertreter der Temīn erschienen nun in Medina, um die Gefangenen zurückzufordern. Das wurde ihnen natürlich verweigert, solange sie keine Steuern bezahlen wollten. Die Temīn waren berühmt als Redner und Dichter. Einer der Begabtesten unter ihnen, Akra, sagte von sich: „Meine Lobgedichte ehren; meine Satiren verheeren.“ Die Temīn schlugen nun einen dichterischen Wettkampf zwischen ihnen und den Moslim vor, der die Sache entscheiden sollte. Aber auch Muhammed hatte vortreffliche Hofpoeten. Und diese wußten den Islam in so formvollendeten Versen zu verherrlichen, daß sich die Temīn für besiegt erklärten und von nun an bereit waren, dem Propheten zu gehorchen.

Im Norden Arabiens saßen eine Anzahl Stämme, die vor Zeiten das Christentum angenommen hatten. Auch sie traten zum Islam über. Anders die christlichen Bewohner von Nedjran, einem fruchtbaren Tal im Süden. Unter den jüdischen Königen des Jemen hatten sie die schwersten Glaubensverfolgungen zu erdulden gehabt und waren standhaft geblieben. Ihr Bischof Abu'l-Harith und ihr Fürst Abd-el-Messich, wörtlich ‚Knecht des Messias‘, erschienen in Medina. Muhammed gab sich die größte Mühe, sie zu überzeugen; sie lehnten den Glaubenswechsel ab. Der Prophet übte keinen Zwang. Der kleine Staat mußte sich unterwerfen, behielt aber das Recht freier Religionsübung, gleich den Juden Arabiens. Wie diese, mußten sie einen bestimmten Tribut zahlen und waren dafür von Kriegsdiensten befreit.

Das Heidentum gedachte Muhammed zum Verschwinden zu bringen. In einer ausdrücklichen Botschaft, genannt ‚die Lossagung‘, wurde die Ausrottung des Götzendienstes zur

Pflicht gemacht. Gegenüber den beiden Schwesterreligionen, dem Christentum und dem Judentum, blieb der Prophet immer duldsam. „Wer einem Juden oder Christen Unrecht antut, hat mich selbst zum Ankläger“, verkündete er. Diese Toleranz wurde vom Islam im allgemeinen immer geübt. Als Omar, der sonst gewiß vor keiner Gewaltmaßregel zurückschreckte, Jerusalem eroberte, ließ er die Heiligtümer der andern Konfessionen unangetastet, befahl keinen Andersgläubigen an Leben oder Besitz zu schädigen und überhäufte den christlichen Patriarchen mit Ehren. Als die Kreuzritter in Jerusalem einritten, bis zum Steigbügel in Blut watend, wurde beschlossen, alle Moslim, die dem ersten Gemetzel entronnen waren, ohne Ausnahme zu vertilgen. Und als in Spanien das Christentum wieder siegreich war, rötete sich der Himmel von den Autodafés über Mauren wie Juden; was übrigblieb, wurde aus dem Lande gejagt.

Ganz Mittel- und Südarabien und Teile des Nordens waren dem Islam gewonnen. Ein verheißungsvoller Anfang, aber eben nur das. Viel für einen, der seinem Volk etwa die nationale Einheit bringen wollte. Wenig, herzlich wenig für den, dessen Ziel die Welt war. Dem aus leidenschaftlich bewegtem Gefühl einer hochbeschwingten Phantasie sich die Vision eines Gottesstaats vor Augen gestellt hatte, das verheißene dritte Reich, „das von den Dichtern besungene goldene Zeitalter, die von den Philosophen gepriesene beste aller Republiken, regiert von dem Statthalter des Weltenherrn“, wie es zuletzt noch zur Zeit der Gegenreformation von den Jesuiten als Mission des Amtes Petri formuliert wurde, und wie es große Päpste des Mittelalters, ein Innozenz VII. oder Pius V., zu verwirklichen erstrebten.

Muhammed sah die Dinge ausschließlich in der Perspektive dieses Ziels. Alles, was er bisher erreicht hatte, waren nur Vorbereitungen dazu, erste Schritte höchstens auf einem unendlich langen Wege. Aber jeder Erfolg auch — und oft kamen sie wie ein Wunder, gegen jede menschliche Berechnung — mußte ihn im Glauben an seine Sendung bestärken. Was Jesus versagt geblieben war und — nach Meinung Muhammeds — seine kostbarste Hinterlassenschaft bedeutete: die Idee des Gottesreichs, schien ihm, dem letzten der Propheten, zur Erfüllung zu bringen bestimmt.

Nach dem Vertrag von Hudaibija hatte Muhammed richtig erkannt, daß sein Sieg im eigenen Lande gewiß war. Sofort richtete sich sein Blick über Arabien hinaus. Schon damals sandte er Botschaften an Kaiser Heraklius von Ostrom wie an den Großschah Chosru von Persien und forderte sie auf, der Einheitsreligion, Islam genannt, beizutreten. Der Ausgang jener Gesandtschaften wurde im ersten Kapitel erzählt. Bald danach wurde Chosru, da seine Weltmachtpläne gescheitert waren, von gegnerischen Thronkandidaten ermordet; innere Wirren trieben das Land raschem Verfall entgegen. Was Muhammed gewünscht und vorausgesagt hatte, war eingetroffen. Er sah in Persien die letzte Hochburg des Heidentums. Sie brach wie von selbst in sich zusammen. War das nicht wiederum ein Zeichen Gottes, daß sein Reich auf Erden kommen werde?

Auch Ägypten erhielt Einladung, der neuen Religionsgemeinschaft beizutreten. Es wurde damals von dem oströmischen Vizekönig Mukaukis, einem Christen, regiert. Die Schwäche des kaiserlichen Oberhauptes während des Konflikts mit Persien hatte der Vasall benutzt, um sich nahezu unabhängig zu machen. Die Gesandtschaft empfing er mit Ehren und ließ sich über den Reformator des jüdisch-christlichen Glaubens unterrichten. Von der Unterhaltung ist eine kleine Probe aufbewahrt. „Wenn Muhammed ein Prophet ist“, fragte Mukaukis, „warum hat er das Volk von Mekka nicht verflucht, als man ihn davonjagte?“ Er dachte dabei an Vorbilder im Alten Testament. Der kluge Moslim stellte als Antwort die Gegenfrage: „Wenn Jesus ein Prophet war, warum hat er sein Volk nicht verflucht, als es ihn zum Kreuzestod verurteilte?“

Über die Annahme des Islams äußerte sich Mukaukis unbestimmt, die Sache bedürfte ernstlicher Überlegung. Aber er gab der Gesandtschaft reiche Geschenke an den arabischen Propheten mit: Juwelen; Seidenstoffe; Gewänder aus der berühmten ägyptischen Leinwand; ein schneeweißes Maultier, Doldol genannt; ein Rassepferd, ‚der Springer‘; last not least zwei schöne koptische Sklavinnen, Mirjam und Schirine.

Muhammed nahm Mirjam zur Nebenfrau und zeugte mit ihr einen Sohn Ibrahim (Abraham); dieser starb — wie bereits erwähnt — etwa ein Jahr nach der Geburt. Schirine

schenkte er seinem Hofpoeten Hassan ibn Thabit, den er bereits mit einem Landgut beglückt hatte.

Mukaukis wünschte, Ägypten zu einem selbständigen Königreich auszubauen, und hielt es daher seinen Plänen förderlich, sich die Gunst des aufgehenden Sterns im benachbarten Arabien zu sichern. Muhammed, im Banne seiner Idee, mußte andere Schlüsse ziehen. Ein christlicher Regent hatte die Gesandtschaft des Propheten mit allen diplomatischen Ehren empfangen, ihn daher als solchen anerkannt, was durch Übersendung von Geschenken sichtlich zum Ausdruck kam. Das nährte die immer gehegte Hoffnung, christliche Staaten würden sich der Religionsreform nicht verschließen und sich dem Reich einheitlichen Glaubens ohne ernstesten Widerstand einfügen. Muhammed übersah dabei, oder konnte nicht sehen, daß dem ein unüberwindliches Hindernis entgegenstand: die weltliche Macht. Ein Kaiser von Ostrom würde sich nie einem Statthalter Gottes unterordnen; so wenig wie das — als Endresultat — vom deutschen Universalkaisertum gegenüber dem Papst geschehen ist. Sehr bald sollte sich das zeigen.

Die friedlichen Anknüpfungen führten — schon vor der Besitznahme Mekkas — gegen den Willen Muhammeds zu einem ersten Zusammenstoß mit der byzantinischen Großmacht. Ein an den kaiserlichen Residenten in Bosra, der Hauptstadt des östlichen Syriens, entsandter diplomatischer Unterhändler war von einem christlichen Emir der Ghassaniden aufgegriffen und hingerichtet worden, ob im Auftrag oder Einverständnis des Residenten von Bosra, bleibt zweifelhaft. Die ghassanidischen Fürsten, die über die Stämme im syrischen Grenzgebiet herrschten, standen zu Ostrom in ähnlichem Verhältnis wie die Radschas Indiens zum Britischen Reich.

Der Prophet von Arabien konnte den Bruch des Völkerrechts nicht ungesühnt hingehen lassen und mußte sich zum Eingreifen entschließen. Aber der militärische Druck sollte auf das äußerst notwendige Maß beschränkt bleiben. Muhammed lag vor allem daran, sein Glaubensreich nun auch nach den nordwestlichen Grenzdistrikten, die vorwiegend christlich waren, vorzutragen. Daher seine Instruktion an den Adoptivsohn Saïd, der das Kommando über die zur Expedition bestimmten dreitausend Mann erhielt: durch

rasches Vorgehen Widerstände im Keim zu ersticken; die Bewohner für den Islam zu gewinnen, oder Verträge mit den Christen in seinem Namen abzuschließen. Unnötige Härten waren unbedingt zu vermeiden. „Auf jeden Fall sollten Frauen, Kinder, Mönche und Blinde verschont, weder Häuser zerstört, noch Fruchtbäume umgehauen werden.“ Seine besten Offiziere gab er dem Expeditionskorps mit, darunter den Reitergeneral Chalid.

Saïd stieß bis Muta vor, etwa zwei Tagereisen östlich des Toten Meers. Dort traf er auf ein starkes byzantinisches Heer, wahrscheinlich die kaiserlichen Garnisonen der Grenzorte, eine wohlgeschulte Truppe, versehen mit allem modernen Kriegswerkzeug, vereint mit zahlreichen arabischen Hilfsvölkern der Ghassanidenfürsten. Ob Saïd nicht mehr auszuweichen vermochte, oder entgegen seiner besseren Einsicht auf das stürmische Verlangen der Glaubensstreiter, denen es nach der Märtyrerkrone verlangte, sich zum Angriff gegen die Übermacht entschloß, geht aus den Berichten nicht klar hervor. Jedenfalls kam es zum Kampf, und die Moslim wurden geschlagen. Saïd fiel und mit ihm so mancher der Offiziere. Chalid übernahm das Kommando. Unter dem Schutz der einbrechenden Dunkelheit löste er sich vom Feinde los. Am nächsten Morgen manövrierte er so geschickt mit Hin- und Hermärschen, daß der Gegner glaubte, er habe Verstärkungen erhalten, und nicht wagte vorzurücken. Dadurch konnte Chalid eine Katastrophe vermeiden und sich mit seinen schlimm gerupften Truppen unbehelligt davonmachen.

Der Rückzug hatte keine nachteiligen Folgen. Ostrom hielt anscheinend den arabischen Sektierer für zu unbedeutend, um ernstlich von ihm Notiz zu nehmen. Grenzfälle räuberischer Beduinen waren keine Seltenheit. Man klopfte ihnen gehörig auf die Finger und damit gut. Die Erkenntnis hinkt der tatsächlichen Entwicklung stets um einige Pferdelängen hinterdrein, das lehrt die Geschichte aller Zeiten. Aber dem Kaiser Heraklius sollte der Sinn jener elektrischen Ballungen in der Wüste noch schmerzlich aufgehen. Und er mußte erleben, daß ihm mißachtete Barbarenhorden Arabiens sein Reich zerschlugen; ganz ähnlich

wie Westrom unter dem Ansturm nordischer Barbaren in Trümmer sank.

Sobald dann der Prophet seinen innerarabischen Gottesstaat durch Einbeziehung Mekkas und Huldigung der Stämme fest begründet sah, unternahm er nun einen regelrechten Kriegszug gegen Ostrom. David ging gegen einen Goliath los. Aber was hatte ein Riese schon zu bedeuten, wenn der Weltenherr so offensichtlich mit seinem Abgesandten war? Immerhin mußte man auch die irdische Waffe so stark als möglich machen, das hatte der Mißerfolg von Muta gelehrt. Also wurden dreißigtausend Mann aufgebracht. Zum erstenmal betrat ein moslimisches Glaubensheer großen Ausmaßes die Bühne der Geschichte. Muhammed, jetzt einundsechzigjährig, übernahm selbst das Kommando. Entgegen sonstiger Gewohnheit gab er das Ziel des Unternehmens bekannt.

Die Mediner waren nicht eben begeistert über diese weite Kriegsfahrt, deren Zweck sie nicht einsahen und bei der gewiß viel Ehre und vielleicht sogar das Paradies zu gewinnen war, aber wahrscheinlich nur magere Beute. So manche, darunter angesehene Gläubige, drückten sich von der Teilnahme unter dem Vorwand, die hochsommerliche Jahreszeit wäre ihnen zu beschwerlich. „Wenn die Sommerhitze groß ist, so mögen sie bedenken, daß das Feuer der Hölle weit heißer brennt“, erklärte Muhammed. Abdallah ibn Ubaija, genannt der Erzheuchler, rückte an der Spitze eines Aufgebots der medinischen Chasradsch eine Tagereise weit mit und drehte dann, wie er das gern tat, wieder um.

Muhammed rückte bis nach Tabuk an der byzantinischen Grenze, etwa halbwegs zwischen Damaskus und Medina gelegen, jetzt Station der Hedschasbahn. Dort blieb er stehen. Seine Truppen hatten durch Hitze, Durst und Sandstürme in der Tat schwer gelitten. Von Tabuk aus begann Muhammed in aller Ruhe, die kleinen arabischen Fürstentümer im byzantinischen Hoheitsgebiet seinem Reich einzugliedern. Auch der christliche Emir Johannes von Aila, dem heutigen Akaba an der Spitze des gleichnamigen Golfs, unterwarf sich. Mit Akaba war der Weg zur späteren Eroberung Ägyptens gebahnt. Ein byzantinisches Heer zeigte sich nicht.

Muhammed hielt es nicht für ratsam, bis nach Syrien hinein vorzustoßen. Der Zustand seiner Truppen war nicht danach. Auch schien eine allzu lange Abwesenheit von seiner Hauptstadt im Hinblick auf die zweifelhafte Haltung des Abdallah ibn Ubaija bedenklich. Dem römischen Kaiser waren einige seiner Gebiete abgenommen und der Herrschbereich des Propheten bis ins Ostjordanland vorgezogen. Das mochte für diesmal genügen. Nach etwa zwei-monatlichem Aufenthalt in der Gegend von Tabuk kehrte das moslimische Heer nach Medina zurück. Nichts hört man davon, daß Ostrom in der Folge auch nur einen Finger rührte, den Einfall in seine Grenzen zu vergelten oder die verlorengegangenen Vasallenstaaten zurückzugewinnen.

Anscheinend war es Abdallah ibn Ubaija nicht gelungen, unter den Unzufriedenen in Medina eine Empörung in Gang zu bringen, wie er es im stillen gehofft hatte. Nach Muhammeds Rückkehr wurden die Gläubigen, die sich der Teilnahme an der Kriegsfahrt entzogen hatten, in eine Art Bann getan. Das Betreten der Moschee war ihnen verboten. Sie enthielten sich freiwillig des Essens und Trinkens und sogar ihrer Frauen oder ließen sich an die Mauer der Moschee anketten, bis der Prophet ihnen verziehen hatte.

Bald darauf starb Abdallah ibn Ubaija, der ‚Erzheuchler‘. Muhammed ließ ihm ein feierliches Begräbnis herrichten, ohne auf den Einspruch des darüber moralisch empörten Omar zu hören. Diese Ehrung eines toten Gegners gewann dem Propheten die Sympathien auch der letzten, die sich mit seinem Regiment noch nicht abgefunden hatten.

## XXII

### Ein schwerer Tod

Anfang des Jahres 632 ließ Muhammed im Lande verkünden, daß er die Wallfahrt nach der heiligen Stätte vollziehen werde. (Das Jahr zuvor war nur Abu Bekr entsandt worden.)

„Das Volk strömte nach Medina, begierig dem Beispiel des Propheten zu folgen und zu tun wie er. Als er dann am zwanzigsten des Monats Dhu'l-Ka'dah (17. Febr. 632) aufbrach und wir mit ihm zogen — da blickte ich um mich,

und soweit meine Augen reichten, sah ich Scharen von Reitern und Fußgängern, vor dem Propheten, hinter ihm, zu seiner Rechten wie zu seiner Linken“, erzählt ein Teilnehmer.

In Dsul Hulaifa, kurz vor Mekka, verbrachte Muhammed die Nacht. Seine neun Frauen waren mit ihm gekommen, und jeder stattete er in ihrem Zelt einen Besuch ab. Aischa weinte, weil sie ‚unrein‘ war und daher die Prozession um das Heiligum nicht mitmachen durfte.

Am Morgen legte der Prophet das Pilgergewand an, er wie alle anderen: ein weißes Tuch, um den Körper geschlungen, nichts weiter, der Kopf unbedeckt, die Füße nackt. Anders wie bei den hohen Festen westlicher Kirchen war jede Prunkentfaltung verpönt. Bar alles Irdischen, gleichsam als nackter, armer Mensch sollte man sich Gott nahen. Auch er, der Statthalter des Herrn, war ohne jedes Abzeichen seiner Würde: keine dreifache Krone schmückte sein Haupt, noch thronte er in goldenem Sessel hoch erhaben über der Menge. Er wanderte als ein demütiger Pilger unter Pilgern. Und als sich die Scharen dem Heiligum näherten, stieg der rhythmisch wiederholte Ruf tausendstimmig zum Himmel auf: „Allahumma Labik! Allahumma Labik!“ „Dein sind wir, o Herr. Dein sind wir!“ In dieser Formel sprach sich der ganze Sinn und Inhalt des Islams aus: die Hingabe an Gott.

Tags darauf, nach Vollbringung des Opfers, stieg Muhammed auf den Berg Arafat und redete zu den Gläubigen. Ihre Massen bedeckten die Hänge und füllten das weite Tal. Viel war in diesen zwanzig Jahren erreicht worden, seit der Prophet zum erstenmal predigend aufgetreten war. Aber konnte dieser sichtbare Erfolg nicht täuschen? Indes er die Hauptgrundsätze seiner Lehre zusammenfassend darlegte, flocht er wiederholt die Frage ein: „Hab ich meiner Sendung Genüge getan?“ Fast klang es wie eine dumpfe Ahnung, daß er sie in Wahrheit verfehlt hatte.

Der Kalender wurde abgeändert und eine andere Zeitrechnung eingeführt, wie es noch nach jeder Götterdämmerung und auch beim Sieg des Christentums geschehen ist. Symbol, daß eine neue Weltordnung angebrochen war. „Die Planeten sind in ihre Stellungen zurückgekehrt, die sie innehatten, als die Welt erschaffen wurde“, so begründete er

die Änderung. Also auch hier wieder leuchtet der Grundgedanke durch: Die von ihm verkündete Religion sollte nichts Neues sein, sondern die Rückkehr zu der von Gott gesetzten ewigen Ordnung.

Und dann sagte er das schöne Wort: „Ich bin nur ein Mensch wie ihr. Der Engel des Todes kann zu jeder Stunde erscheinen, und ich muß seiner Ladung gehorchen.“ Er fühlte, die Ladung war nahe.

Wenn auch seine Körperkräfte nachließen (es wurde ihm schon schwer, zu Fuß zu gehen), der Geist blieb frisch, der Wille ungebrochen, das Planen behielt den jugendlichen Schwung.

Der einstige Kaufmann von Mekka hatte nun ein weites Reich zu regieren, war geistliches und weltliches Oberhaupt, Gesetzgeber, oberster Richter, Kanzler und Generalissimus zugleich. Den Tag über saß er, meist in baumwollener Jacke, auf der hölzernen Veranda bei der Moschee (das rotlederne Zelt wurde nur bei außerordentlichen Staatshandlungen benutzt), neben ihm zwei oder drei Sekretäre. Dort empfing er Gesandtschaften, fertigte Boten ab, gab Gesetze, sprach Recht, spendete Gnaden, verfügte über Gold- und Silbergaben, verteilte Würden und Ämter, zwang Feinde zur Huldigung, entschied über Krieg und Frieden und schlichtete Streitigkeiten (was oft die meiste Zeit in Anspruch nahm). Die Berichte sprechen von seiner gewinnenden Güte und dem heiteren Lächeln, das oft auf seinem Gesicht stand. Er führte die Zügel mit weicher Hand, wie geborene Herrscher. Seine Entscheidungen waren von zwingender Klugheit und einer Billigkeit, die jeden überzeugte. Auch zu Scherz und Spaß war er geneigt. Einstmals, so wird erzählt, behelligte ihn ein altes verhutzelttes Weiblein hartnäckig mit der Bitte, bei Allah Fürsprache für sie einzulegen, auf daß sie ins Paradies käme. Ungeduldig sagte er: „Alte Weiber kommen überhaupt nicht ins Paradies.“ Als die Greisin darauf in Schluchzen ausbrach, fügte er rasch hinzu: „Allerdings kommt keine Alte ins Paradies. Denn an der Schwelle werden alte Weiblein durch Allahs Gnade in schöne Jungfrauen verwandelt.“

Wo er es für die Staatsräson notwendig hielt, konnte er mit erbarmungsloser Strenge vorgehen. Wie auch seine

Gegner keine Rücksicht kannten. Aber er suchte zu vermeiden, sich durch erste Zornesaufwallung hinreißen zu lassen. Als einmal seine Feinde moslimische Gefangene in ein brennendes Haus geworfen hatten, gab er Befehl, sie einzufangen und ebenfalls zu verbrennen. Aber er besann sich sehr bald, widerrief den Befehl und erklärte, die Bestrafung durch Feuer wäre ausschließlich ein Privilegium Gottes. In christlichen Ländern ist man erst im neunzehnten Jahrhundert zu dieser Erkenntnis gelangt. Die vielfach noch barbarischen Sitten seiner Zeit suchte er zu mildern: Er verbot aufs strengste, Gefangene zu verstümmeln oder zu foltern, um Aussagen zu erzwingen, ebenso das Mißhandeln von Sklaven. Seine Menschlichkeit dehnte er auf alle Geschöpfe Gottes aus und untersagte jede Art Tierquälerei. Nicht mehr durfte das Kamel am Grabe des verstorbenen Besitzers festgebunden werden, um elend vor Durst und Hunger umzukommen. Nicht mehr wurde der Furcht vor dem bösen Blick dadurch begegnet, daß man eine bestimmte Anzahl der Herde blendete. Und nicht mehr wurde Regen beschworen, indem man Ochsen brennende Fackeln an die Schwänze band und sie in die Steppe hinausjagte. Tat eine Frau das Gelübde, ihr Kamel zu töten, wenn es sie sicher an das Reiseziel gebracht hatte, so machte Muhammed diese Art, die guten Dienste eines Tieres zu belohnen, lächerlich und löste die Frau von dem Gelübde\*). Nur Trunkenheit mochte der Prophet durchaus nicht leiden. Wer in solchem Zustand betroffen wurde, war's auch ein alter Kampfgenosse von Badr, der kam selten ohne eine Tracht Prügel davon.

Muhammed fand natürlich Nachahmer, wie das zu erwarten war. Sein außerordentlicher Erfolg stachelte Ehrgeizige an, es ihm gleich zu tun. Was der Mekkaner fertiggebracht hatte, glaubten sie auch zu können. Prophetentum wurde gleichsam Mode oder vielmehr Mittel, sich eine Macht zu begründen. An mehreren Stellen Arabiens zugleich traten Männer auf mit der Behauptung, eine göttliche Sendung erhalten zu haben und suchten dies durch allerhand Kunststücke und Wundertaten zu beweisen. Zumeist waren es Scharlatane, wie jener Toleichas. Als seine

---

\*) Hauptquelle für diese Einzelheiten ist der „Musnad“ des Ahmed ibn Hanbal, eine sechsbändige Sammlung von Überlieferungen.

Leute in der Wüste Wassermangel litten, hatte er das Glück, eine Quelle zu entdecken, infolge einer göttlichen Erleuchtung, wie er behauptete. Darauf fand er Anhang in seinem Stamm und ließ Offenbarungen los im Stil des Korans. Die waren aber so kläglich, daß er sich später selbst darüber lustig machte.

Ernster zu nehmen als Gegenprophet war Musailima, der Scheik in Jemama, der Kornkammer Arabiens, einem Landstrich etwa in der Mitte zwischen Persischem Golf und Rotem Meer. Was islamische Quellen von ihm zu erzählen wissen, ist ebensowenig glaubwürdig, wie das, was christliche Schriftsteller in polemischer Absicht über Muhammed aufgebracht haben. So soll Musailima sich einer Konkurrentin im Prophetentum dadurch entledigt haben, daß er die Dame zu seiner Geliebten machte. Die diese glückliche Eroberung besingenden Verse, die ihm zugeschrieben wurden, sind die laszivsten der ganzen arabischen Literatur. Es scheint jedenfalls, daß Musailima sich als von Gott inspiriert ausgab und eine mehr asketische Abart des Islams zu begründen suchte. Beispielsweise verbot er den ehelichen Umgang auch zwischen Gatten, ausgenommen, wenn ernste Absicht und vernünftige Hoffnung bestand, Söhne zu zeugen. Es gelang ihm, sich bei dem eigenen Stamm und einer Anzahl Nachbarn Anerkennung zu verschaffen. Darauf sandte er ein Schreiben an Muhammed und schlug ihm vor, sie beide wollten die Erde untereinander teilen. Muhammed — es war in seinem letzten Lebensjahr — antwortete ihm: „Die Erde gehört Gott.“ Später schloß sich Musailima dem Aufstand der arabischen Stämme an und kam dabei um.

In Jemen (Südarabien) tat sich ein gewisser Al-Aswad als Prophet auf. Er war heidnischer Priester gewesen, dann Moslim geworden und wieder abgefallen. Daher erhielt er den Ehrentitel ‚Alihala‘, der Wetterhahn. Bewandert in der schwarzen Magie, inszenierte er Geistererscheinungen, fiel in Verzückungen oder horchte, das Ohr auf den Boden gedrückt, den Offenbarungen des ihm gesandten göttlichen Engels. Dadurch gewann er sich ziemlich bedeutende Anhängererschaft.

Inzwischen war Badsam, der zum Islam übergetretene persische Statthalter, gestorben. Nach seinem Tode wurden von Muhammed sämtliche kleinen Stammesfürsten Südara-

biens mediatisiert (im Gottesreich konnte es keine irdischen Könige geben); das Land erhielt eine neue Einteilung in Provinzen unter islamischen Verwaltungsbeamten. Al-Aswad benutzte die Wirren der Übergangszeit, um sich mit Hilfe der ihm ergebenen Sekte zur Macht aufzuschwingen. Den Sohn des Badsam, Regenten einer der Provinzen, ließ er ermorden, heiratete dessen Witwe, bemächtigte sich der alten Hauptstadt Südarabiens, Sana und begann, sich einen Gottesstaat en miniature zu schaffen. Aber die Herrlichkeit dauerte nicht lange. Islamische Verschwörer beschlossen, den Usurpator zu beseitigen. Unter Beihilfe jener Witwe und neu angetrauten Gattin Al-Aswads schlichen sie sich in dessen Schlafzimmer. Einer stieß ihm den Dolch in den Hals. Al-Aswad begann gewaltig zu brüllen. Dadurch wurden die Wachen alarmiert. Die Gattin trat zu ihnen hinaus und sagte: „Es ist weiter nichts. Der Prophet hat nur eine seiner Offenbarungen.“ Sehr bald verstummte das Geschrei. Am nächsten Morgen prunkte der Kopf Al-Aswads auf den Zinnen von Sana.

Sofort nach seiner Rückkehr von der Wallfahrt nach Mekka hatte Muhammed mit neuen Rüstungen begonnen. Es galt wiederum einen Kriegszug gegen Ostrom. Von allen Seiten wurden Truppen nach Medina zusammengezogen. Der Prophet betrieb die Vorbereitungen mit unermüdlicher Rastlosigkeit, trotzdem er seit einiger Zeit von ständigem leichten Fieber heimgesucht wurde. Es konnte ihm nicht schnell genug gehen. Manchen schien es, als wäre eine kaum bezwingbare Unruhe über ihn gekommen. Zum Oberbefehlshaber ernannte er den Osema, Sohn des bei Muta gefallenen Saïd. Die älteren Generäle murrten. Muhammed legte ihnen seine Gründe dar, und sie fügten sich.

Die Vorbereitungen waren beendet. Das Heer stand bei Medina zum Abmarsch bereit. Muhammed erschien im Lager, auf zwei Diener gestützt, denn er war vom Fieber geschwächt. Die Truppen zogen in Parade an ihm vorbei. Dann heftete er die Liwa, die schwarze Fahne, an eine Lanze und übergab sie Osema als Zeichen des Oberbefehls. Es war die letzte Handlung des Propheten. Man könnte sie als sein symbolisches Vermächtnis bezeichnen.

Am nächsten Morgen sollte das Heer abrücken. Aber in

der Nacht brach die Krankheit, gegen die sich Muhammed verzweifelt gewehrt hatte, mit voller Gewalt aus. Er vermochte sich nicht mehr vom Lager zu erheben. Es war in der Wohnung seiner Frau Maimuna, einer Verwandten des Onkels Abbas. Dort blieb er zunächst. Die schon im Aufbruch begriffene Armee wurde angehalten.

Die Getreusten der Umgebung erkannten, daß mit schlechtem Ausgang zu rechnen war. Und nun entspann sich ein stiller, aber erbitterter Kampf um den zu Tode Erkrankten. Wie erwähnt, stritten sich zwei Parteien um die Nachfolge. Auf der einen Seite die Haschim, die Familie des Propheten; an ihrer Spitze Ali, unterstützt von Abu Abbas. Als nächste Verwandte hielten sie sich allein für das Erbe berechtigt. Auf der andern Seite Abu Bekr und Omar. Diese hatten miteinander verabredet, die Haschim und namentlich den unfähigen Ali auszuschalten und selbst die Nachfolge anzutreten; erst Abu Bekr, der schon alt war, dann Omar. Jede der beiden Parteien hatte sozusagen ihre Agentinnen im Harem, die in ihrem Interesse arbeiteten. Solange der Kranke bei Maimuna lag, waren die Haschim im Vorteil und konnten eine letztwillige Verfügung zugunsten der Familie herbeiführen. Gerade das wollte die Gegenpartei verhindern. Aïscha erhielt Weisung von ihrem Vater Abu Bekr, den Kranken um jeden Preis in ihre Gewalt zu bringen. Und das gelang der ebenso klugen wie energischen Frau. Wie sie das fertig gebracht hat, darüber schweigen die Berichte. In der Tradition steht nur, daß der Prophet auf seinen Wunsch in das Haus der Aïscha gebracht wurde, nachdem sich die übrigen Frauen damit einverstanden erklärt und auf die ihnen zustehende Nacht in regelmäßigem Turnus verzichtet hatten. Aber von solcher Zustimmung kann wenigstens bei dem zu den Haschim haltenden Teil des Harems keine Rede sein.

Es wurde ein schwerer Tod. Nicht nur, daß Muhammed auch körperlich außerordentlich zu leiden hatte. Oft, wie es heißt, konnte er die Schmerzen nicht unterdrücken und schrie laut auf. Um das Fieber herabzumindern, ließ er sich mit Güssen kalten Wassers überschütten, was meist eine Ohnmacht zur Folge hatte.

Mit letzter Energie suchte er der Krankheit Herr zu werden. Denn mehr als körperlicher Schmerz quälte und beunruhigte ihn der Gedanke, daß sein Werk noch nicht voll-

endet, ja kaum erst begonnen war. Was bedeutete das bißchen Arabien! Einen Anfang nur, einen Ausgangspunkt. Das Reich Gottes auf Erden zu errichten, das war seine Sendung gewesen.

Keinen Augenblick, auch in den letzten Stunden nicht, kamen ihm Zweifel an seiner Berufung. Wohl aber, so scheint es, an der Möglichkeit der Erfüllung. Als er bei den ersten Anzeichen der beginnenden Krankheit von quälenden Träumen aufgeschreckt sich des Nachts von einem Diener auf den Friedhof von Medina führen ließ, beklagte er nicht die Toten, die vielen im Kampf um seine Idee Gefallenen, sondern die Lebenden. Ahnte er, daß jenes Reich auf Erden nie kommen werde? Daß auch sein Versuch scheitern würde, wie alle ähnlichen, die vor und nach ihm unternommen wurden? Was mit dem Schwert begonnen war, mußte mit dem Schwert fortgesetzt werden. Darin lag die tragische Verkettung.

Am Freitag rief Bilâl die Gläubigen zur Andacht. Seine tönende Stimme drang bis in das Krankenzimmer. Muhammed schien nicht darauf acht zu haben. Ihn beschäftigte ausschließlich ein Gedanke: der Feldzug gegen Ostrom. Auch in den Fieberphantasien sprach er immer wieder davon. Das bedrängte ihn wie eine quälende Vorstellung: das Eine, was ihm zu tun noch oblag, das Entscheidende. Denn die Gewinnung des Christentums bedeutete den Sieg seiner Sendung, die einheitliche Religion auf der Welt.

Aïscha und Hafza, Tochter Omars, waren bei ihm. Die beiden Verbündeten sorgten dafür, daß Ali oder Fatima, die einzige noch lebende Tochter des Propheten, oder sonst einer von der Verwandtschaft den Kranken nur in ihrer Gegenwart besuchen konnten. Aïscha suchte ihn zu bestimmen, ihren oder Hafzas Vater mit dem Vorsprechen des Gebets in der Moschee zu beauftragen. Abu Bekr möge ihn vertreten, erklärte Muhammed.

Bald darauf schien der Kranke von Unruhe ergriffen. Er ließ sich kaltes Wasser überschütten. Da er die Prozedur ohne Ohnmacht überstand, erhob er sich und ging auf Ali und den Sohn des Abu Abbas gestützt (ob er die beiden Haschimiten gerufen hatte oder ob sie von selbst herbeigeeilt waren, um dem Einfluß der Abu Bekr-Partei entgegenzutreten, ist nicht ersichtlich), nach der unmittelbar

angrenzenden Moschee. Bei seinem Eintritt hielt Abu Bekr im Gebet inne und wollte sich von der Kanzel zurückziehen. Muhammed winkte ihm fortzufahren. Auf diesen Auftrag zur Stellvertretung stützte Abu Bekr hauptsächlich seinen Anspruch auf Nachfolgeschaft.

Danach verschlimmerte sich der Zustand des Kranken sehr rasch. Muhammed war nicht mehr im Zweifel über den Ausgang. Als er aus einer der langen Bewußtlosigkeiten erwachte, verlangte er, daß man ihm Papier und Schreibgerät bringe. „Damit ich schriftlich festlege, was nach mir vor Irrtum bewahren wird.“ Omar war anwesend, und er verhinderte, daß ihm das Gewünschte gebracht wurde. „Das Fieber hat den Sinn des Gottesboten verwirrt“, erklärte er, „wir haben den Koran, und das genügt, uns vor Irrtum zu bewahren.“ Muhammed verfiel wieder in Delirien.

Der Todeskampf war lang und schwer. Nach drei Tagen schien endlich eine Besserung einzutreten. Abu Bekr und Omar hatten sich entfernt. So war Aïscha bei ihm, und den Kopf in ihrem Schoß ruhend, starb der Prophet am 8. Juni 632 in seinem zweiundsechzigsten Lebensjahr.

Der Tod war das Signal zu einer grenzenlosen Verwirrung in der Stadt. Ein Nachfolger war nicht bestimmt. Wer sollte es werden? Im Nu waren die alten Gegensätze wach. Die Auss und die Chasradsch, die alten medinischen Stämme, versammelten sich bewaffnet im Hof eines ihrer Führer. Sie waren numerisch die stärksten und gedachten einen der ihren zum Kalifen auszurufen. Die mekkanischen Auswanderer, die Muhadjir, verbarrikadierten sich daraufhin in ihren Quartieren. Ali suchte Schutz im Gemach seiner Gattin Fatima. Die Haschim besetzten die Umgebung der Moschee und verschanzten sich in den Häusern der Frauen. Niemand kümmerte sich um den Toten; nach dem Brauch hätte die Bestattung noch am gleichen Tage erfolgen müssen. Ein allgemeiner Kampf drohte auszubrechen.

Abu Bekr, von Aïscha benachrichtigt, kam von seinem Landgut außerhalb Medinas herbeigeeilt. In der Nähe der Moschee traf er Omar, der, seinen Säbel schwingend, jeden niederzuschlagen drohte, der behauptete, daß Muhammed tot wäre.

Abu Bekr war klüger. Er in der Tat rettete durch seine

rasche Entschlossenheit den jungen Gottesstaat. Zusammen mit Omar und ihrem dritten Verbündeten Abu Obayda ging er zu der Versammlung der Auss und Chasradsch. Nach einer geschickten Ansprache forderte er sie auf, den Nachfolger zu wählen. Aber unter den Auss und Chasradsch gönnte keiner dem anderen diese Würde, und sie konnten sich über die Frage nicht einigen. Einer der Führer, Beschir mit Namen, erklärte daher, er wolle niemanden der Ehre berauben, die ihm Gott gegeben habe. Das hieß: Einer der unmittelbaren Genossen Muhammeds sollte Nachfolger sein. Aber wer unter ihnen? Abu Bekr wies auf Omar und Abu Obayda als die Geeignetsten zur Übernahme der höchsten Gewalt. Omar erwiderte, Abu Bekr sei der Würdigste, erhob sich und huldigte ihm als Kalifen (was wahrscheinlich vorher verabredet war). Darauf schlossen sich auch alle anderen der Huldigung an. Ali, der auf sein gutes Recht pochend völlig untätig geblieben war, mußte sich fügen. Ebenso die Haschim. Die Muhadjir waren schon vorher für Abu Bekr gewonnen worden.

Erst dann, sechsunddreißig Stunden nach dem Tode, nahm man sich der schon aufgetriebenen Leiche an, wusch sie und bestattete sie, nach dem Wunsch des Verstorbenen, an der Stelle des Krankenlagers. Nur die Familie war dabei.

Der Menge aber, die immer noch nicht glauben wollte, daß der Prophet wirklich gestorben war, verkündete Abu Bekr, der ‚Chalifa Rasul Allah‘, Nachfolger des Propheten Gottes:

„Muhammed ist tot; aber Gott lebt!“

## Epilog

„Gottes ist der Osten und der Westen. Wohin  
ihr euch immer wendet, dort ist das Angesicht  
des Herrn.“  
Koran

## Die Schicksale eines Gottesreichs

Der Kalif Abu Bekr brachte die nach dem Tode des Propheten rebellierenden Stämme mit wenigen blutigen Schlägen zum Gehorsam. Dann schickte er sich an, das Erbe Muhammeds zu vollziehen: die ganze Welt dem einen wahren Gott zu unterwerfen.

Der Versuch wäre fast gelungen.

Mit beispielloser Kühnheit und beschwingt von der Berge versetzenden Kraft des Glaubens, begann er einen Zweifrontenkrieg. Und zwar nach beiden Seiten hin offensiv. Mit kleinen, unzureichend gerüsteten Heeren. Zu gleicher Zeit gegen zwei an Bevölkerungszahl und technischen Mitteln überlegene Großmächte. Es wurde die erstaunlichste Eroberung aller Zeiten. Als Abu Bekr nach zwei Jahren starb, setzte sein Nachfolger Omar das Begonnene fort.

Zunächst Persien: Nach vergeblichen Versuchen, dem Vordringen der Araber Halt zu gebieten, raffte Rustem (der tatsächliche Herrscher des Reichs; er hatte die Königin Ardemudacht, Tochter Chosrus II., ermorden lassen und den sechzehnjährigen Sassaniden Jesdegerd auf den Thron gesetzt) die letzten Kräfte des Landes zusammen und stellte sich bei Kadesia am unteren Euphrat den moslimischen Eindringlingen zur Entscheidungsschlacht entgegen. Drei Tage lang „machte die Mühle des Kriegs die Runde“. Am Morgen des vierten wurde dem Leitbulen der dreiunddreißig persischen Kriegselefanten (die Tanks der damaligen Zeit) durch den Säbelhieb eines Moslim der Rüssel abgeschlagen. Das Tier war nicht mehr zu bändigen und riß die anderen in die Panik. Eine Zeitlang rasten die wild gewordenen grauen Ungeheuer brüllend in dem Raum zwischen den beiden Heeren hin und her, ein Entkommen suchend. „Dann

fügte es Gott“, heißt es, daß sie rückwärts in die Reihen der Perser einbrachen. Die Verwirrung benutzend, stürmten die Araber nach. Die Massen der Perser wankten, wichen und lösten sich zur Flucht. Rustem fiel. Das Reichsbanner Persiens, ein mit Perlen und Juwelen reichverziertes Leopardfell, sank in den Staub.

Wie einst Darius vor Alexander, entfloh der Schahinschah Jesdegerd aus Madaîn-Ktesiphon am Tigris, dem alten Herrschersitz der Sassaniden, ins Innere des Reichs. Das moslimische Heer betrat eine nahezu menschenleere Stadt. Mit ihren zahlreichen Vororten an beiden Ufern des Flusses, ihren weißen Palästen und immergrünen Gärten war sie eine der größten und schönsten der damaligen Zeit. Stauend standen die Sieger vor niegesehenen Herrlichkeiten und den unermeßlichen Schätzen und Kostbarkeiten, die der Königspalast barg. Darunter war ein lebensgroßes Kamel aus Silber mit einem goldenen Reiter und jener sagenhafte Teppich des Chosru, eine Landschaft darstellend, „mit silbernen Wegen auf goldenem Grunde, mit Wiesen aus Smaragd, Bächen aus Perlen, Blüten und Früchten aus allerlei Edelgestein“.

„Wie viele Gärten haben sie verlassen und Quellen und Saaten, wie viele Wonne- und Lustplätze, an denen sie sich ergötzten. Dieses alles hat der Herr einem anderen Volk geschenkt, und weder Himmel noch Erde weint um sie“, rief der arabische Feldherr beim Anblick von Madaîn.

Die moslimischen Kriegsscharen rückten unaufhaltsam weiter vor. Eine Stadt nach der anderen fiel ihnen, oft nach tapferer Gegenwehr, in die Hand. Ekbatana, das alte Rey (beim heutigen Teheran), Susa, Persepolis, Ispahan, Balch, Herat und noch viele dazu. Im Norden drangen sie bis an das Kaspische Meer, im Osten bis an den Oxus vor.

Schahinschah Jesdegerd wurde von Zuflucht zu Zuflucht durch das Land gehetzt, schließlich suchte er über die Grenze zu entweichen, um bei Türken oder Chinesen Hilfe zu finden. Dabei kam er um. Ein Müller, der ihn bei sich aufgenommen hatte, aber auf die kostbaren Ringe und Armbänder des Königs habgierig wurde, soll ihn erschlagen haben.

Das war das Ende der vierhundertjährigen Dynastie der Sassaniden. Der letzte männliche Sproß, der noch übrig war,

starb am Hof des Kaisers von China. „Doch die Töchter der Sassaniden gab man den Siegern zur Ehe, und das Geschlecht der Kalifen und Imame wurde durch das Blut ihrer königlichen Mutter veredelt.“

Persien trat als Großmacht von der Bühne ab. Es wurde Provinz des islamischen Weltreichs. Allah löschte die heiligen Feuer des Zoroaster. Aber die persische Kultur lebte fort. Sie führte die Hochblüte der arabischen herbei; und durch deren Vermittlung gelangte sie befruchtend nach dem Westen.

Gleichzeitig mit dem Einbruch in Persien begann der Ansturm des Islams gegen das oströmische Reich. Am Jarmuk, einem Nebenfluß des Jordans, südlich vom See Tiberias einmündend, fiel die Entscheidung, nur zwei Jahre nach Kadesia. Chalid, der bewährte islamische General, sah sich drei byzantinischen Armeen gegenüber. Den Vorteil der inneren Linie ebenso wie den eifersüchtigen Hader der drei oströmischen Feldherrn ausnützend, schlug er einen nach dem anderen.

Der Chronist muß feststellen, daß der Widerstand der christlichen Syrier weit weniger hartnäckig war als der der Perser. Nachdem man gesehen hatte, daß der islamische Sieger die Bewohner eines eroberten Platzes schonend behandelte, öffnete man ihm meist bereitwillig die Tore der Städte. Das oströmische Reich war durch Konfessionsstreitigkeiten unter den Christen innerlich zerrüttet. Die miserable byzantinische Verwaltung und kaum mehr erträglicher Steuerdruck taten das übrige, daß man dem Sturz der kaiserlichen Regierung keine Träne nachweinte.

Nach dem Fall von Damaskus, der Metropole des nördlichen Syriens, folgte der Jerusalems. Die Stadt hatte die eigenartige Bedingung gestellt, sich nur dem Kalifen selbst zu ergeben. Omar kam von Medina angereist. „Mit Erstaunen“, heißt es, „sah die Bevölkerung den Beherrscher der Gläubigen ankommen. Er ritt auf einem rotbraunen Kamel, von einem einzigen Diener begleitet. Ein Sack mit Gerste und Datteln, ein Schlauch mit Wasser und eine hölzerne Schlüssel waren seine Reiseausrüstung.“ So hatte er den Weg von neunhundert Kilometern zurückgelegt. Am Tor der Stadt empfingen ihn seine Generäle, auf prunkvoll gezäumten

Pferden und reich in bunte Seide gekleidet. Bei ihrem Anblick sprang der alte Omar zornig aus dem Sattel, ergriff Sand und Steine und bewarf damit schimpfend die eleganten Herren. Ihre Begleitung lehnte er ab und ritt allein in die Stadt ein; die Generäle folgten ihm in sicherer Entfernung vor seinen Steinwürfen. Dieses Auftreten ist charakteristisch für die ersten Kalifen. Nach dem Beispiel des Propheten wollten sie schlichte Diener Gottes bleiben, auch wenn sie Beherrscher einer Welt geworden waren.

Der Patriarch von Jerusalem wurde in seinem Amt bestätigt; der reiche Besitz der Kirche blieb unangetastet; den Bewohnern wurde Leben und Habe garantiert. Die Christen im ganzen Land (wie auch die Juden) erhielten freie Religionsübung. Zwang zur Annahme des Islams wurde grundsätzlich nicht ausgeübt. Alle Nichtmuhammedaner hatten eine besondere Kopfsteuer zu zahlen; aber sie war gelinde im Vergleich zu den von Byzanz erpreßten Abgaben. Die Christen, so wird berichtet, fühlten sich wohl unter arabischer Verwaltung; nach und nach trat der größte Teil zur Religion Muhammeds über.

Zu jener Zeit, als der Islam, von einem einheitlichen religiösen Gedanken beseelt, im Römischen Reich vordrang, hörte man von einem höchst eigentümlichen Versuch des Kaisers Heraklius, der Entzweiung in der Christenwelt ein Ende zu machen. Der ewige Streit ging um die beiden Naturen Christi, die göttliche und die menschliche. Heraklius fand nun eine Einigungsformel — eine recht spitzfindige rationale Spekulation — die den beiden christlichen Lagern annehmbar erscheinen sollte, aber die unbedingte Göttlichkeit Christi verwischte. Der Anstoß dazu kam unzweifelhaft vom Islam, der gerade in der Vergöttlichung Jesu einen Rückfall in die Vielgötterei sah. Diesen Haupteinwand gegen das Christentum wollte Heraklius beseitigen. Also offensichtlich eine Annäherung an die Religion Muhammeds, ein Einschwenken sozusagen in die Parallele mit ihr, mit dem ganz fernen Ziel eines schließlichen Ineinandergehens beider. Aber dem Einigungsgedanken versagte sich Rom. Man wird später noch von einem ganz ähnlichen Reformversuch in der Richtung einer Annäherung an den Islam hören.

Von Syrien ging der arabische Eroberungszug nach Ägypt-

ten weiter, damals wie heute ein Schlüsselpunkt zur Beherrschung des östlichen Mittelmeers. Wiederum verlautet nichts von ernstlichem Widerstand der christlichen Bevölkerung; eher scheint sie die Muhammedaner als Befreier begrüßt zu haben. Kaiser Heraklius suchte mit allen Mitteln die Eingangspforte zum Land, Alexandrien, zu halten. Schon seit Jahren an Wassersucht erkrankt, starb er darüber. Die Stadt ergab sich. Amr ibn Al-Ass, der früher erwähnte Dichter, Feldherr und Politiker, meldete an den Kalifen: „Die Weltstadt des Westens, die viertausend Paläste und ebensoviele Bäder, vierhundert Theater und Vergnügungsorte, zwölftausend Gemüschändler und vierzigtausend zinspflichtige Juden zählt, ist ohne Vertrag oder Kapitulation in die Gewalt der Gläubigen gefallen.“ Omar verbot aufs strengste jede Plünderung\*), befahl überhaupt schonende Behandlung der meist christlichen Ägypter. Sie wurden unter den gleichen Bedingungen wie die Syrier dem islamischen Reich einverleibt. Unweit des ägyptischen Babylon gründete Amr ibn Al-Ass eine neue Stadt, das heutige Kairo. Dann zog er erobernd nach Westen weiter.

Beim Tode des Kalifen Omar, 644, — nur zwölf Jahre nach dem Ableben Muhammeds — erstreckte sich das Reich des neuen Glaubens bereits von der Großen Syrte in Nordafrika über Ägypten, Syrien, Arabien, Mesopotamien, Armenien und Persien bis an das Kaspische Meer und den Oxus.

Ein gewaltiger Anfang. Dem hohen Ziel des arabischen Propheten: der Vereinigung der Menschheit unter dem Zepfer des himmlischen Weltenherrn, schien man sich mit Riesenschritten zu nähern.

Aber die Zusammenfassung der geistlichen und irdischen Gewalt in einem Oberhaupt beim Islam — so manchen Vorteil sie auch gegenüber dem Doppelträgetum in Europa haben mochte — barg doch einen Zwiespalt in sich, der schon das reine Prophetentum Muhammeds tragisch getrübt hatte. Die Regierung eines ständig wachsenden Reichs führte notwendigerweise dazu, daß der Kalif vor dem weltlichen Regenten mehr und mehr in den Hintergrund trat. Mensch-

---

\*) Die angeblich auf Omars Befehl erfolgte Verbrennung der berühmten alexandrinischen Bibliothek ist längst in das Reich der Fabel verwiesen.

liches kam hinzu. Der beauftragte Verwalter eines geistlichen Amtes, wie es die ersten Kalifen auch in Auftreten und Gebahren gewesen waren, verschwand; und an seiner Stelle erschien ein Kaiser mit dem Zeremoniell und Prunk eines glanzvollen Hofes, mit dem Anspruch auf absolute Herrschaft und dem oft mit blutigen Mitteln angemessenen Recht auf Erbfolge seines Hauses. In dieser Wandlung aber sahen die Strenggläubigen — oder wer sich aus weltlichen Motiven ihnen anschloß — einen Abfall von der reinen Lehre des Propheten. Nach seinem Willen — so erklärten sie — sollte der Gottesstaat eine demokratische Brudergemeinde sein, eine geistige Gemeinschaft der Menschen im Herrn des Himmels, dem alleinigen und wahren Herrscher; keiner sollte sich über den andern erheben oder sich schon durch prunkvollere Kleidung hervortun; und der aus ihrer Mitte mit Zustimmung aller erwählte Würdigste sollte der Vorsteher, der Imam, sein; also etwa das Muster der ersten Christengemeinde. Es war im Grunde der ewige Zwiespalt zwischen Idee und Wirklichkeit, geboren zugleich mit dem Gedanken des Gottesreichs. Dieser Konflikt kam in den verschiedensten Tendenzen und Verkleidungen zum Ausdruck; blieb ehrlich oder wurde von Machtstreben und Geltungsdrang als Vorspann benützt; speiste sich aus dunklen Untergründen des Bluts; wurde vertieft durch den Rassen Gegensatz zwischen den semitischen Arabern und den arischen Persern. Er kam niemals ganz zur Ruhe. Und er letzten Endes hat verhindert, daß der Islam auch in Europa siegreich wurde.

Noch zu Lebzeiten der ersten Gefährten Muhammeds brach der Kampf aus. Die Ermordung des dritten Kalifen Othman wurde das Signal zu einem Bürgerkrieg, der ohne nennenswerte Unterbrechung an die vierzig Jahre dauerte. Religiöse und völkische Parteiungen kreuzten sich in unabsehbarem Wirrwarr und kristallisierten sich bald da, bald dort zu rasch wechselnden Kräfteballungen.

Ali, dem Neffen und Schwiegersohn Muhammeds, gelang es, seiner alten Feindin Aïsha Herr zu werden. In einer der Schlachten führte die schon etwas bejahrte Dame höchstpersönlich ihre Anhängerscharen. Thronend auf hohem Kamele in ihrer Sänfte, die bereits „mit Pfeilen gespickt war, wie ein Igel mit Stacheln“, hielt sie im dichtesten Kampf-

getümmel stand. Erst als das Tier mit durchschnittenen Sehnen zu Boden sank, vermochten Alis Streiter siegreich vorzudringen. Die Sänfte mitsamt der zornsprudelnden Aïscha wurde herabgehoben und dann „die Mutter der Gläubigen“ zwar gefangen, doch mit allen Ehren nach Medina gebracht. Das ist das letzte, was man von ihr hört.

Mit Ali war das Kalifat auf die Familie Muhammeds übergegangen. Ihr Erbrecht wurde vom östlichen Teil des Islams als Glaubenssatz aufgestellt. Alte orientalische Vorstellungen spielten hinein. Die göttliche Begnadung des Propheten sollte sich auf seine direkten Nachkommen weiter übertragen; ähnlich etwa wie die jeweilige Verkörperung des Buddha beim Lamaismus. Aber von dieser Begnadung war bei den Aliden wenig zu spüren. Wie so oft, erwiesen sich die Nachkommen eines großen Mannes als untauglich. Ali blieb der Mann der Halbheit und der ewig verpaßten Gelegenheiten. Ehe er noch volle Anerkennung gefunden hatte, wurde er von dem Fanatiker einer Sekte niedergesäbelt. Sein ältester Sohn Hassan, direkter Enkel des Propheten, begnügte sich, zusammen mit den sieben Frauen, die er nacheinander hatte, in Mekka ein gottgefälliges Leben zu führen. Eine seiner Frauen soll ihn vergiftet haben. Der jüngere Sohn Alis, Hussein, erlitt bei dem Versuch, seinen Erbanspruch geltend zu machen, das gleiche Schicksal wie sein Vater. Es ruhte wie ein Fluch auf dem Geschlecht. Außer der kurzen Episode Ali ist nie einer von ihnen auf den Kalifatsthron gelangt. (Die Abstammung der späteren ägyptischen Dynastie der Fatimiden von der Tochter Muhammeds ist willkürliche Annahme.) Immerhin blieb den ersten Nachkommen der Propheten die Entschädigung, daß sie nach ihrem Tode vom schiitischen Zweig des Islams als Heilige verehrt wurden.

Moâwija, der große Sohn des Abu Sufjan und der Frau Hind, verdrängte die schwachen Aliden. Mit ihm begann die Kalifen-Dynastie der Omaiaden, jener aristokratischen Kaufmannsfamilie aus Mekka. Ihre Hauptstadt wurde das schicksalreiche Damaskus, bis dahin der vornehmste Sitz des östlichen Christentums, nun der Mittelpunkt eines glanzvoll weltlichen Islams.

Die langen blutigen Bürgerkriege hatten die Kraft des

arabischen Volks nicht geschwächt. Sie schien in Wahrheit unerschöpflich. Kaum war unter den Omaiaden die Reichseinheit wenigstens äußerlich wiederhergestellt, nahm der Islam von neuem seine Eroberungsmission auf. Wiederum erfolgte der Ansturm nach Osten und Westen zugleich, wiederum mit verblüffenden Erfolgen.

Im Osten überschritt der Islam den Oxus, unterwarf und bekehrte die Türkvölker, erreichte bei Kaschgar die Grenzen Chinas, bog am Pamirplateau, dem Weg Alexanders des Großen folgend, nach Süden ab und drang über den Indus bis in den Pandschab vor.

Gefährlicher, bedrohlicher noch wurde der Vorstoß gegen Westen. Ganz Nordafrika bis zur Küste des Atlantischen Ozeans wurde dem neuen Gottesreich einverleibt. Wie Alexandrien ging auch Karthago verloren, der afrikanische Hochsitz des Christentums und die Wirkungsstätte des Augustinus, der mit seiner „Civitas Dei“ für die Religion Jesu ganz das gleiche Ziel aufstellte, wie Muhammed für den Islam.

Bei dem verzweifelt hartnäckigen Widerstand der Berber in Nordafrika (einem nichtsemitischen Volksstamm dunkler Herkunft) spielt eine Frau die hervorragendste Rolle. Man kennt sie nur unter dem Namen El-Kahina, die Sibylle. Sie war die Tochter eines Königs; ihre wahrhaft große historische Gestalt verkörpert das Freiheitsideal der Steppensöhne. Die Berber scharten sich mit Begeisterung um sie; und wenig vermochten die moslimischen Heerführer, solange sie diese Frau nicht überwunden hatten. Zuletzt faßte sie den ungeheuren Plan, alle Städte und Ortschaften zu zerstören und das ganze Land zur Wüste zu machen, um so dem Vordringen der Araber Halt zu gebieten. Man berichtet, daß das Gebiet von Tripolis und Tanger auf diese Weise zugrunde gerichtet worden ist. Aber gegen diesen Radikalismus der Tat lehnte sich schließlich das eigene Volk auf. Als sie erkannte, daß auch das äußerste Mittel versagte, sandte sie ihre Söhne in das moslimische Lager, um ihnen das Leben zu retten. Sie selbst fiel in der letzten Schlacht bei einem Brunnen im Dschebel Aurès, der ihren Namen durch die Jahrhunderte bewahrt hat. Bis in die Gegenwart geht die Sage, daß in einem Gebirgsland tief im Innern der Sahara Nachkommen jener Kahina als Königinnen herrschen.

Von Tanger aus setzte sich der arabische Feldherr Târik ibn Sijâd an der Südspitze Spaniens fest. (Gibraltar ist aus Dschebel el-Târik, Berg des Târik, entstanden.) Weitere Heere folgten. Mit dem Sieg der Muhammedaner bei Xeres de la Frontera, unweit Cadix, verschwand das Westgotenreich aus der Geschichte. Ganz Spanien fiel ohne erheblichen Widerstand den Arabern anheim. Dann stießen sie weiter vor, über die Pyrenäen hinweg. Inzwischen war auch Kleinasien zum größten Teil unterworfen. Niemals ist der Islam so nahe daran gewesen, den ganzen Erdkreis zu gewinnen.

Aber da brach sich an zwei Stellen fast gleichzeitig die scheinbar unaufhaltsame Flut. Von Kleinasien aus versuchte der Islam die zweite Schwelle nach Europa bei Konstantinopel zu überschreiten. Die Stadt wurde zu Wasser und zu Lande belagert. (Mit Erstaunen stellte man fest, daß die arabischen Kaufleute und Viehzüchter bereits Seefahrer geworden waren und ihre Schiffe das östliche Mittelmeer beherrschten.) Aber Leo der Isaurier, ein General, der mit Hilfe der Araber den Thron von Ostrom usurpiert hatte, verstand sich auf die fachmännische Verteidigung einer Stadt. Es gelang ihm, die Konstantinopel einschließende Flotte des Feindes zu zerstören, wie es heißt, mittels des griechischen Feuers (Vorläufer des Pulvers). Dadurch wurden die Moslim genötigt, auch die Belagerung zu Lande aufzugeben. Sie zogen ab. Konstantinopel blieb noch für einige Jahrhunderte das fragwürdige Bollwerk Europas gegen Asien, bis es schließlich von einem neuen Ansturm des Islams überrannt wurde.

Die vergebliche Belagerung war 713. Im gleichen Jahr fiel fern im westlichen Europa eine folgenschwere Entscheidung. Durch den Sieg bei Vincy, unweit Cambrey, machte Karl Martell, ein Sohn des austrasischen Fürsten Pippin aus einer gesetzlich nicht rechtmäßigen Ehe, sich zum tatsächlichen Herrn des Frankenreichs. Als Majordomus der Merowinger einigte er die königlichen Lande und trat dann den bereits bis an die Loire vorgedrungenen Muhammedanern mit seinem Ritterheer entgegen, 732, genau hundert Jahre nach dem Tode des Propheten. Nach neueren Forschungen war die berühmte Schlacht bei Tours und Poitiers kein so

entscheidender Sieg, wie man bisher angenommen hat. Die moslimischen Heere waren geschlagen, aber nicht vernichtet. Die Araber blieben noch längere Zeit im Besitz von Südgallien und gewannen sogar neue Gebiete in der Provence hinzu. Sie hatten schon vorher manche Schlacht verloren, ohne daß dadurch ihr Eroberungsdrang gehemmt wurde. Das geschah erst durch inneren Zwist, der im kritischen Augenblick ihre Kraft lähmte und die Niederlage an der Loire zu einer endgültigen machte. Hinwiederum ist nicht zu verkennen, daß Karl Martell durch seinen Sieg über die Moslim den festen Grund legte zum Aufstieg seines Hauses.

Im Reiche Muhammeds neue Bürgerkriege. Die Enkel des öfters erwähnten Bankiers Abu Abbas, eines Onkels des Propheten, errangen sich das Kalifat unter kluger Benützung der orthodoxen Strömungen im Islam. Sie stürzten die schon degenerierenden Omaidjaden und vernichteten deren Geschlecht im Mannesstamm. Nur einer entkam nach Spanien. Die Abbasiden hatten den Kalifenthron ein halbes Jahrtausend ohne Unterbrechung inne. Als Residenz erbauten sie sich eine neue Stadt: Bagdad, in jener Gegend des südlichen Mesopotamiens, die schon so manche „ewige“ Hauptstadt mächtiger Großreiche, wie Babylon, Seleucia, Madaîn—Ktesiphon hatte auftauchen und wieder verschwinden sehen.

Zur Zeit des Dynastiewechsels, 750, erreichte das islamisch-arabische Weltreich seine größte Ausdehnung: vom Indus und den Grenzen Chinas im Osten bis nach Spanien und der atlantischen Küste Afrikas im Westen. Dabei ist es im wesentlichen geblieben. Die Expansionskraft der arabischen Rasse hatte sich erschöpft. Von den Abbasiden wurden keine weiteren Vorstöße mehr über die einmal eroberten Grenzen hinaus unternommen. Muhammeds Idee der Einheitsreligion gewann die Hälfte der Alten Welt, mehr nicht, mehr nie. Bezeichnend auch, daß der Islam in Europa niemals festen Fuß fassen konnte; während er im Orient die Religion Jesu nahezu vollständig verdrängte. Das hat gewiß seine tieferen, man kann sagen zwangsmäßigen Gründe. Wie alles in der Geschichte der Menschheit nach ewigen, aber unerforschten Gesetzen verläuft.

\*

Der Islam war nicht die Ursache, aber gab den letzten Anstoß zu einer neuen Kristallisationsbildung in Europa. Der oströmische Kaiser, Leo der Isaurier, ist bekannt in der Geschichte als sogenannter Bilderstürmer. Wie schon Hera-klus mit seinem Versuch, die umstrittene Frage der beiden Naturen Christi mehr im monotheistischen Sinne zu lösen, gedachte auch Leo die Hauptanschuldigung des Islams gegen das Christentum — die Vielgötterei und den Götzendienst — aus dem Wege zu räumen. Daher wollte er der Verehrung, ja Vergottung der Heiligen ein Ende machen und ließ deren Bilder oder Bildwerke aus den christlichen Kirchen entfernen. „Es war die Annäherung an die Idee von der unbedingten Einheit der Gottheit, auf der Muhammeds Reform beruht“, schreibt Ranke.

Aber das trieb den oströmischen Kaiser in einen unheilbaren Gegensatz zu Rom, für dessen Anspruch auf kirchliche Vorherrschaft gerade die Heiligenverehrung eines Petrus und Paulus unentbehrlich war. Die Folge war der endgültige Bruch; das Christentum spaltete sich in eine westliche und eine östliche Hälfte. Unter dem fortwährenden Ansturm des Islams sank Byzanz von seiner Vormachtstellung herab. Rom stieg empor.

Die Päpste begannen sich auf das aufsteigende karolingische Haus zu stützen, das im Kampf gegen den Islam siegreich gewesen war. Das weitere ist allgemein bekannt. Karl der Große schuf mit Hilfe Roms ein europäisch-christliches Kaisertum.

Mit Abschluß dieser Neubildung trat — im großen gesehen — eine gewisse Ruhelage in der Alten Welt ein. (Nur in Spanien war das Christentum langsam wieder im Vordringen.) Byzanz hatte seine Weltstellung eingebüßt. Statt dessen war im Westen wie im Osten je ein großes Universalreich entstanden. Die Kluft zwischen beiden war damals unendlich viel kleiner als später. Karl der Große stand in freundschaftlichen Beziehungen zu Harun al-Raschid, dem berühmtesten der Abbasidenkalifen, wenn auch keineswegs dem bedeutendsten.

Das westliche und das östliche Reich waren ihrer inneren Struktur nach ganz ähnliche Gebilde. Jedes gründete sich auf den Einheitsgedanken der Religion; jedes hatte eine

Universalsprache (hier die lateinische, dort die arabische); beide waren auf dem Boden der Antike und des Alten Testaments erwachsen. Und während jedes geistig und kulturell ein Ganzes bildete, gelang doch keinem von beiden — auch das ist charakteristisch — auf die Dauer die Aufrechterhaltung der politischen, oder wenn man will, staatlichen Einheit. Sobald die Kraft der Zentralgewalt nachließ, entstanden hier wie da Teilfürstentümer.

Die kulturelle Führung aber lag im frühen Mittelalter bei den Arabern. Sie wurden im besten Sinne des Wortes die Verwalter und Förderer des griechisch-hellenistischen Erbes, befruchtet und bereichert nun durch die alte orientalische Wissenschaft. Sobald die Eroberungen zum Stillstand gekommen waren, erwuchs im islamischen Reich unter Mitwirkung der Perser und der Christen des Ostens eine Hochblüte der Kultur, eine Periode des Glanzes, „die mit den besten Zeiten der Griechen verglichen werden kann“ — wie gesagt worden ist.

Am bedeutungsvollsten vielleicht waren die Leistungen des islamisch-arabischen Kulturkreises auf dem Gebiet der Realwissenschaften. Denn der vorurteilsfreien Erforschung der Natur legte die Religion Muhammeds keine Hindernisse in den Weg, während das im christlichen Mittelalter als Ketzerei galt. Sehr bald trennte sich im Islam die Wissenschaft von der Theologie und ging den ihr gemäßen Weg exakter Forschung und unbedingt freimütiger Kritik. So wurde der Wissenstrieb der Menschheit von den Arabern aufs neue belebt. In der Mathematik (die Algebra ist ihre Schöpfung, sie erfanden den Sinus, die Tangente und Kotangente), der Astronomie, der Medizin (sie kannten bereits die Vivisektion, die Anwendung von Betäubungsmitteln und führten Operationen aus, die heute noch als die schwierigsten gelten) und besonders in der Chemie und Physik haben sie unter Benützung alter orientalischer Kenntnisse die Grundsteine gelegt, auf denen dann die moderne europäische Forschung weitergebaut hat. Ein Beispiel nur für den hohen Stand der Bildungspflege: im Jahr 970 gab es in Cordoba außer der großen Universität noch siebenundzwanzig Freischulen für die Erziehung Unbemittelter.

Vielfach liefen die Fäden zwischen den beiden Kulturkreisen hin und her. Mancher christliche Student saß unter

den Hörern einer islamischen Universität. So der bekannte Gerbert von Aurillac, der spätere Papst Sylvester II., Erzieher und Freund Kaiser Ottos III., jenes „wundersamen Jünglings“, der den großen Plan faßte, kirchliche und weltliche Macht nach dem Beispiel des Islams in einer Person zu vereinigen.

Es ist hier nicht der Ort, den befruchtenden Strom islamischer Kultur in allen seinen Verzweigungen zu verfolgen. Erinnerung sei, daß griechische Schriftsteller, wie Aristoteles, durch arabische Vermittlung in Europa bekannt wurden. Und unter dem Einfluß der arabischen Poesie entstand in der Provence der Minnesang. Von dort spielte er nach Italien hinüber, wo Dante und Petrarca im „süßen neuen Stil“ dichteten. Auch die erste Freiheitsbewegung in der christlichen Kirche, die der Albigenser und Waldenser in der Provence, ist aus der nahen Berührung mit den Arabern erwachsen.

Aber das — im ganzen — friedliche Nebeneinander der beiden Reiche nahm ein jähes Ende. Der Anstoß kam von außen.

Etwa gegen das Jahr 900, und um 1000 seinen Höhepunkt erreichend, setzte eine Art neuer Völkerwanderung ein, in zwei Richtungen, die sich wie Schuß und Kette verwoben. Nordische Völker, unter der Bezeichnung Normannen zusammengefaßt, drangen auf verschiedenen Wegen nach Süden vor, setzten sich in Unteritalien und Sizilien fest, stießen dort mit den Arabern zusammen und begannen gegen das byzantinische Reich Sturm zu laufen. Fast gleichzeitig hatten sich von Osten her asiatische Völker in Bewegung gesetzt. Der eine Strom ergoß sich nördlich des Schwarzen Meers über Südrußland gegen Europa; am weitesten drangen die Ungarn oder Magyaren vor.

Entscheidender für die Weltgeschichte wurde der zweite Strom südlich des Schwarzen Meers. Es waren islamisierte Türkvölker aus den turanischen Zentren Mittelasiens. Unter Führung der Seldschuken brachen sie in das politisch zerrüttete Reich der Kalifen ein und haben in der Folge das Erbe der Araber angetreten.

Damit begann ein neuer Vorstoß des Islams gegen Europa. Die seldschukischen Türken schlugen das byzantinische Heer

(1071), eroberten ganz Kleinasien (was den Arabern nie gelungen war) und standen binnen kurzem in Nicäa, unmittelbar Konstantinopel gegenüber. In dieser höchsten Not wandte sich der byzantinische Kaiser, im Westen zugleich von den Normannen bedroht, um Hilfe nach Rom.

Papst Urban II. sah den großen Augenblick gekommen, die Mission des Amtes Petri zur wahren Erfüllung und Vollendung zu bringen: Besiegung der Ungläubigen, Beseitigung des Kirchenschismas und damit die Aufrichtung der Herrschaft des Christengottes über die ganze Menschheit. Rom die Stadt der Welt; der Papst der Regent der Erde. So begann der Kampf zwischen den beiden Religionen, der früher oder später kommen mußte. Er dauerte an die zweihundert Jahre. Die Geschichte kennt ihn unter dem Namen der „Kreuzzüge“.

Das Ergebnis dieses fanatischen Ringens, das sich bis zu dem Wahnsinn eines Kinderkreuzzuges steigerte, war gleich Null. An dem Besitzstand der beiden Religionen war so gut wie nichts geändert. Zurück blieb nur eine sinnlos feindselige Unduldsamkeit zwischen beiden, schließlich den gleichen Gott verehrenden Bekenntnissen, die noch heute nicht überwunden ist.

Von jener Zeit ab trennten sich die Entwicklungslinien der beiden Kulturkreise. In Europa verschwand der Universalismus. An seine Stelle trat der Individualismus des Menschen wie der Völker, gipfelnd zuletzt im Nationalstaat. Verknüpft damit erfolgte die Säkularisierung der Kultur, die Emanzipation des Geistes von der Kirche. Erst mit dieser Umformung des Denkens und Lebensgefühls begann der gewaltige Aufstieg des Abendlandes, der dazu führte, daß schließlich die ganze Welt das Gepräge europäischer Zivilisation (oder Kultur, wie man will) empfing.

Der Islam in seiner irdischen Erscheinungsform blieb — auch unter den osmanischen Sultan-Kalifen — was er immer gewesen war: ein auf religiöser Grundlage aufgebautes Universalreich. Gewiß, mit mancherlei wechselnden Grenzen und politischen Absplitterungen; dennoch eine geistige und kulturelle Einheit, mit einer erst allmählich abklingenden Expansionskraft. Noch im fünfzehnten Jahrhundert standen moslimische Heere vor Wien; und das Herrschgebiet der

osmanischen Dynastie war kaum weniger groß als das der Omaidjaden oder Abbasiden in ihrer Blütezeit.

Als Christoph Kolumbus sich aufmachte, um vom Westen her Indien zu erreichen, gelobte er dem Königspaar Ferdinand und Isabella gewaltige Schätze an Gold zurückzubringen, die ermöglichen sollten, einen neuen Kreuzzug gegen den Islam zu beginnen und das Heilige Grab zu befreien, auf daß „alle Völker, Zungen und Sprachen unter der Fahne des Heilands vereinigt würden“.

Nun, Gold hat er nicht genügend gefunden. Aber auf eine andere, außerhalb seines Willens liegende Weise kam dennoch seine Fahrt der Wirkung eines siegreichen Kreuzzuges gleich. Mit der Entdeckung Amerikas und der gleichzeitigen Auffindung des direkten Seewegs nach Indien vollzog sich eine völlige Umlagerung der Handelsstraßen. Der Nahe Orient geriet in den toten Winkel des Weltverkehrs. Erst von diesem Zeitpunkt ab begann in Wahrheit der Niedergang des islamischen Reichs. Aber bereits waren die inneren Lebensäfte eingetrocknet. Die Form war erstarrt, allzu spezialisiert könnte man sagen, um sich neuen Daseinsbedingungen anzupassen. Sie mußte zerbrechen.

Das geschah im neunzehnten Jahrhundert mit dem Eindringen europäischer Ideen, mit dem überhasteten Versuch, das Abendland in seinem ganz anders garteten Entwicklungsgang wieder einzuholen. Es war zu spät. Ein Stück nach dem andern bröckelte vom Reichsbau ab. Und der Weltkrieg im Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts warf den morsch gewordenen Gottesstaat Muhammeds endgültig über den Haufen. An seiner Stelle entstanden — ganz wie einst nach dem Untergang des christlichen Universalreichs — in islamischen Ländern Nationalstaaten, wie die Türkei, Persien, Afghanistan; oder sind im Entstehen, wie Ägypten oder Arabien.

Wenn man gewisse Anzeichen recht versteht, wird der herrschende Stilcharakter, das bestimmende Formungsprinzip der kommenden Geschichtsepoche wieder der Universalismus sein. Der Individualismus hat seine Mission erfüllt, seine Zeit ist vorbei. Die Gegenwart drängt nach Zusammenschluß in einer Idee, in einem Glauben irgendwelcher Art. Der suchende Blick wendet sich wieder jenen zu, die den großen Gedanken einer Einigung unter den Menschen

faßten und zu verwirklichen strebten. Muhammed ist einer von ihnen. Sein Werk mißglückte, wie das aller anderen, denen das gleiche Ziel vor Augen stand. Aber die Idee lebt. Vielleicht wird die Zukunft sie in neuer Gestalt, in neuer Form erstehen lassen. Wenn auch dann wiederum nur unvollkommen. Jedoch das Vollkommene wäre der Tod der Menschheit.